Mit den Bulgaren

Digitized by Google

· Ex · libris ·
+ Wolfgang +
Fürst zu Ysenburg
· und Büdingen ·

Digitized by Google

15
D
563
.A2
K78

Digitized by Google

Mit den Bulgaren

Digitized by Google

Von Adolf Köster sind früher
bei Albert Langen erschienen

Die bange Nacht
Roman 2. Auflage

Die zehn Schornsteine
Novellen 2. Auflage

Der Tod in Flandern
Kriegsnovellen 7. Auflage

Brennendes Blut
Kriegsnovellen 5. Auflage

Die stille Schlacht
Kriegsberichte 2. Auflage

Digitized by Google

Mit den Bulgaren

Kriegsberichte aus Serbien und Mazedonien

von

Dr. Adolf Köster

Kriegsberichterstatter

Albert Langen, München 1916

Digitized by Google

Copyright 1916 by Albert Langen, Munich

Digitized by Google

Refer. - St.
Moorthamer
1-25-26
11831
6-10.27-9.K.

Inhalt

	Seite
Von Poelcapelle nach Baziaś	7
Donau-Übergang	11
Der Sturm auf Belgrad	14
Nächtliche Donaufahrt	19
Das tote Belgrad	22
Die Kämpfe im Eisernen Tor	26
Die ersten Bulgaren	29
Im Tal der Morawa	34
Krieg auf der Landstraße	38
Kragujevac	40
Durch die Schumadija	44
Im Ibartal	47
Im Sandschak Novibazar	51
Ein deutscher Höhenmarsch in Serbien	55
Die wiedererwachte Donau	61
Englische Schwestern in Krusevac	64
Bei den Bulgaren in Nisch	66
Vom Gipfel des Vinik	69
Bei den Teppichweberinnen in Pirot	71
Wilhelm II. bei den Bulgaren	73
Vor und nach dem Balkanzug	78
Die Deutschen in Üsküb	80
Die Bulgaren in Skoplje	84
Am mazedonischen Lagerfeuer	87
Veles	90
Pfiffe im Vardartal	93
Istip	96
Mazedonische Höhlen	99
Schneefahrt nach Monastir	102
An der griechischen Grenze	106
Echo aus Mazedonien	109
Das erlöste Mazedonien	111
Willem Pott und die heulenden Derwische	114
Im Wallachendorf	118
Die heilige Stadt der Bulgaren	120
Ochrida von heute	123
Die letzten Schüsse	127
An der albanischen Grenze	130
Ein mazedonischer Komitadschi	133
Die Letzten	136
Vor Saloniki	138
Saloniki im Scherenfernrohr	142
Abschied vom Balkan	144

Digitized by Google

Von Poelcapelle nach Bazias

Deutsche Südostarmee, 18. Oktober 1915.

Vor ein paar Tagen noch lag man vor dem heiligen Ypern. Man ritt zwischen weißen Engländerkreuzen. Man sprach plattdeutsch. Von See her brummten Schiffsgeschütze. Südwestlich Loos bei Arras trommelte die große Herbstoffensive.

Plötzlich sitzt man mitten in der Pußta. Man reibt sich am Fenster des Militärzuges die Augen. Die Sonne geht auf — in tausend farbigen Mänteln — wie am Meer, wie in der afrikanischen Steppe. Ein langer Brunnenbalken ragt in den Horizont. Der Morgenwind weht durch vertrockneten Maisbusch. Ein bayrischer Landwehrmann plaudert vom Zuge aus mit dem ungarischen Wachtposten an einer Brücke.

Man kommt durch Landstädte, deren Straßen breiter sind als Berlins größte Plätze — sauber, mit weiß und gelb getünchten Häusern. Auf dem Markte tummeln sich Sachsen und Serben, Rumänen und Magyaren — in roten Strümpfen, weißem Leinen, prächtig genähten Ledermänteln, in Schafpelzen, in hohen schwarzen Krimmermützen. Man sieht nicht eine Spur vom Kriege — hier zwischen Haufen von gelben Kürbissen und roten Paprikaschoten, zwischen stolzierenden serbischen Popen und schreienden Weibern, die Dutzende von Hühnern (an den Füßen aufgebaumelt) über den Schultern schleppen. Aber dann taucht plötzlich die schwere Gestalt eines hannoverschen Grenadiers an einer Straßenecke auf. Deutsche Kraftwagen sausen zwitschernd über den Markt, daß die Bauernpferde ob des ungewohnten Geräusches sich hoch aufbäumen. Du siehst an kleinen serbischen Hütten hohe hölzerne Schilde mit wegweisenden Aufschriften: „Zur Tankstelle" — „Zum Sammelplatz für Versprengte" — „Für Zahnkranke" — „Zum Kriegsgericht". Am Rathaus einer Stadt sah ich eine Riesenorientierungstafel mit mindestens ein paar Dutzend Namen. Vor jedem Namen war ein charakteristisches Zeichen gemalt: ein Kringel für die Feldbäckerei, ein gelbes Horn für die Feldpost, ein Adler für das Generalkommando. Diese Zeichen führen an allen Straßenecken unsere landesunkundigen Soldaten durch den weiten Bereich dieser manchmal endlos sich dehnenden ungarischen Städte.

Auf merkwürdige Weise sehen jetzt die südungarländischen Deutschen ihre Stammesbrüder wieder, merkwürdiger als die Flamen, merkwürdiger als die Kurländer. Weder Gegner noch Befreier — erschienen sie als Helfer und Verbündete und werden hier als solche aufgenommen mit der Herzlichkeit alter Bekannter, die einander lange nicht gesehen haben. Dabei erinnert sich auch mancher seiner Heimat, der sie längst vergaß. Und mancher deutsche Soldat ist erstaunt, hier

Digitized by Google

in diesem fremden Lande ein zahlreiches, ungebrochenes, fleißiges deutsches Volkstum zu finden, von dem er zu Hause nur leise hatte läuten hören.

Von Poelcapelle nach Bazias — was für Länder haben unsere Truppen in einem Jahre gesehen! Es gibt Soldaten, die bei Metz und Dixmuiden, bei Lodz und Wilna kämpften — heute stehen sie an der serbischen Morawa. Heute scherzen sie in Belgrad mit Lubitza und Jelena wie vor einem Jahre in Antwerpen mit den runden flamschen Mädchen. Heute fallen sie in den Straßen Petkas wie ihre Brüder einst in Löwen und Dendermonde fielen.

Der Teil von Südungarn, der für den deutschen Vormarsch gegen Serbien allein in Frage kam, ist das Flachland zwischen Theiß im Westen und den Ausläufern der Südkarpathen im Osten — das vielumstrittene fruchtbare Banat, in den Siegesträumen unserer Gegner schon jetzt aufgeteilt zwischen Serben und Rumänen. Durch das Banat ziehen seit einigen Wochen unsere Regimenter und Kolonnen. Die Räder unserer Geschütze wühlen sich langsam durch den steinlosen Boden. Über Feldwege, die noch keinen Gummireifen getragen haben, stürmen unsere durch russische Chausseen nicht verwöhnten Kraftfahrer, und die Bauern des Banats sehen zum ersten Male unsere sturmerprobten Flieger hoch über ihren Mais- und Weizenfeldern kreisen. Alles strömt und drängt nach Süden, wie die Flüsse, wie die Wege und die wenigen Eisenbahnen — zur Donau.

In Sturm und Regen begrüßten wir sie, die Donau, die bei uns daheim durch Ulm und Regensburg so unbekümmert dahinfließt, und deren Ufer hier unten seit tausend Jahren vom Zank der Rassen und Staaten widerhallen. Die Kossawa peitschte durch das Banat, die südungarische Bora, ein gefürchteter Wind, der periodenweise vom Karpathenplateau in die Ebene hinabstürzt. Schon lange waren aus dem Horizont die graubraunen Vorberge Serbiens aufgetaucht, an deren Fuß der große Strom dahinfließen mußte. Immer brauner, verbrannter, kahler stiegen sie auf, während die Berge Siebenbürgens schwarz und blau im Osten an die Wolken stießen. Dies ganze Land hatte nun über ein Jahr unter den serbischen Kanonen gelegen. Einmal war der Feind selber ins Land gedrungen. Die Äcker und Felder waren nur halb bestellt. Aber die Dörfer, durch die wir fuhren, wimmelten von Serben und Rumänen.

An einem Straßenbuckel, auf dem wir plötzlich standen, war es — da sahen wir den großen Strom zum ersten Male, gelb, mit weißen Köpfen, eine tausend Meter breite, aufgeregt sich wälzende endlose Schlange. Für einen Augenblick verschwand sie hinter Buschwerk und Hügeln. Dann hatten wir den Damm erreicht. Und nun standen wir plötzlich dicht an ihrem Ufer — das gelbe Wasser gurgelte zu unseren Füßen. Drüben stieg das Massiv von Goritza aus den Fluten auf. Rechts verlor sich die Herkunft des Stromes in einem unabsehbaren Gelb von Wasser, Feld und Sand und Busch. Links aber stieß der

Digitized by Google

Strom in ein breites dunkles Loch. Die Donau beginnt hier jenen mächtigen Durchbruch, den sie bei Orsowa zur Sprengung des Eisernen Tores steigert.

Aber die Kossawa blies, daß wir uns kaum stehend halten konnten. Durch den tagelangen Druck gegen die Strömung des Flusses waren seine Wasser weit über die normale Höhe getreten. Ein, zwei Meter schlugen die gelben Wellen in der Mitte des Stromes hoch, der an einigen Stellen tobte wie das Meer. Kein Nachen, kein Schiff war zu sehen. In einem verlassenen Fährwirtshaus saß ein einsamer Posten. Drüben am serbischen Ufer kein Haus, kein Mensch, kein Baum. Nicht viel anders wird dies Ufer ausgesehen haben, als die Römer hier einst mit den Dakern und die Awaren mit den Magyaren fochten.

Am Eingang jenes Bergloches, in dem die Donau verschwindet, liegt Bazias, auf ungarischem Ufer. Unsere Autos brachten uns in wenigen Minuten hin — auf einer holprigen Straße, die neben der eingleisigen Bahn herläuft, die von Werschetz im Banat kommend hier am Anfang des „Eisernen Tores" (in weiterem Sinne) endigt. Wir dachten ein kleines verlassenes Nest zu finden. Wie waren wir erstaunt, als wir an einen Hauptübergangspunkt der deutschen Heere über die Donau kamen. Auf dem Gleis der Bahn drängte sich Wagen an Wagen — voll bepackt. Scharen von Bosniaken und Serbokroaten, die als Arbeitssoldaten hier Dienst tun, in ihren blauen Uniformen mit ihrem roten Fez, laden aus und ein. Da der Bahnhof der Stadt schon seit langem durch die serbische Artillerie zerstört ist, sind Baracken gebaut. In den Lagerschuppen des Bahnhofes haben sich die Leute vom Roten Kreuz eingerichtet. Als ob sie in Aachen oder Königsberg wären, so selbstverständlich hantieren die deutschen Schwestern hier im Angesicht der serbischen und rumänischen Berge. Am Anlegeplatz, wo sonst die Personendampfer der k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft kommen und gehen, herrscht trotz des Sturmes, der nicht nachläßt, regstes Leben. Gerade stößt ein Transport nach dem andern Ufer ab. An der Spitze ein mächtiger Doppelschornsteinschlepper von den größten, die die Donau kennt. Bei dem herrschenden Sturm würde jeder andere Dampfer umschlagen. Der Riesenschlepper zieht zwei ebensolche Kähne hinter sich her — die Menschen, Pferde, Wagen und Material aller Art für unsere drüben jenseits des Ufers operierenden Truppen bergen. Das Riesengespann steuert zunächst mit dem Winde gegen den Strom. Dann wendet es. In dem Augenblick, wo es quer liegt, schlagen die hohen Wellen über Schiff und Schlepper, die schlingern wie ein Dampfer auf hoher See. Dann geht es abwärts gegen den Wind. Jetzt schlagen die gelben Wellen von vorn über den Bug des Schiffes. Wieder muß der Ganze wenden. Wieder torkeln die drei großen Kähne wie hilflose Schalen hin und her. Nun gehen sie mit dem Wind gegen den Strom an den Fuß des Goritza-Berges. Endlich liegen sie still. Ich suche nach einer Stadt, einem

Digitized by Google

Hause. Aber es ist nichts zu sehen. Die Landungsstelle scheint neu von uns eingerichtet.

Am Ufer warten derweilen immer neue Truppen und Kolonnen. Ich treffe einen Landsmann aus Stade, einen Intendanturbeamten, der mich von Soissons kennt. Eine ganze Reihe deutscher Pionieroffiziere stehen im Schutze eines zerfallenen Holzhäuschens und beratschlagen. Ich laufe hin und her, besehe jeden kleinen Kahn und jeden deutschen Menschen, der hier im kalten Winde steht und kann es immer noch nicht fassen, daß dies alles wirklich und vielleicht der Anfang einer neuen deutschen Geschichte ist. Endlich sehe ich einen großen Schleppkahn, dessen Name mich bestürzt: „Liège". Was tut ein Kahn an der serbischen Grenze, der „Lüttich" heißt? Wie kam er hierher? Der Name ist groß und deutlich geschrieben. Unter ihm sind die belgischen Landesfarben gemalt: schwarz, gelb, rot. Es ist kein Zweifel möglich. Und die Gedanken wandern für einen Augenblick weit weg...

Aber da ist noch ein Schiff, ein graubraun gestrichenes, wie die österreichischen Kriegsschiffe. Es hat vorn und hinten ein Geschütz an Deck. Wir klettern über „Lüttich" hinüber und stehen auf S. M. S. „Waag", einem ehemaligen Donau-Remorqueur, der im Kriege zu einem Monitor umgebaut ist. Der Linienschiffsleutnant lädt uns zu einer kurzen Besichtigung. Nachher nehmen wir in seiner Kajüte einen Slivovitz, und er erzählt uns von seiner Arbeit — der Sturm heult um das Schiff, als ob wir vor der Elbemündung lägen. Diese Schlepper und Monitore, die den deutschen Donauübergang mit bewerkstelligt haben und auch heute bei dem Nachschubverkehr noch eine große Rolle spielen, lagen vor Beginn der Offensive alle oberhalb Belgrad, zum Teil in Budapest. Sie haben also die Strecke von Belgrad bis Bazias in feindlichem Feuer zurückgelegt. Nachts, mit abgeblendeten Lichtern fahrend, liefen sie nicht nur Gefahr, von irgendeinem serbischen Scheinwerfer entdeckt und rettungslos zusammengeschossen zu werden — auch gegen die von Pancsova abwärts gestreuten Minen mußten sie sich sichern. Sie taten dies mit einem einfach aber sinnreich konstruierten Minensuchapparat, dessen Teile wir auf dem Vorderdeck besichtigt hatten. Dieser Apparat brachte vier Meter vor dem Bug des Schiffes alle Minen zur Explosion.

Als wir aus der Kajüte von S. M. S. „Waag" heraufkamen, war der Schleppzug gerade wieder von drüben angekommen. Wieder drängten sich Truppen, Kolonnen, Wagen und Pferde auf der Brücke. Der Bug des Schleppers zeigte ein großes, wenn auch ungefährliches Loch, das eine serbische Granate ihm diese Nacht versetzt hatte. Noch einmal blickten wir auf diese arbeitende, quirlende Menge, noch einmal nahmen wir das erste Bild des deutschen Krieges gegen Serbien am Eingang ins Eiserne Tor in uns auf. Dann stieg der Pionierhauptmann, der den deutschen Donauübergang nach Goritza am 7. Oktober vorbereitet und technisch geleitet hatte, mit uns ins Auto und wir fuhren

Digitized by Google

einige Kilometer flußaufwärts bis Palank, in das Gelände, auf dem der erste deutsche Angriff gegen Serbien vor sich ging.

Donau-Übergang

Deutsche Südostarmee, 19. Oktober 1915.

Für die deutsche Armee, die von Südungarn her gegen die Osthälfte Serbiens operierte, boten sich zunächst drei Übergangsstellen über die Donau dar, die sich teils wegen ihrer mehr oder weniger günstigen eigenen Beschaffenheit, teils aus Rücksicht auf die nächstliegenden operativen Ziele empfahlen. Die östlichste Stelle lag beiderseits Palank. Hier war die Unschädlichmachung des steilen Goritzaberges nötig, der sich, von der Donau umspült, weit ins Österreichische hineinschiebt. Der direkte Übergang von Bazias aus verbot sich der serbischen Artillerie wegen, die den Berg besetzt hatte. So wählte man eine Stelle, die unter Ausnutzung der im Strom liegenden Inseln Palank und Cibuklia den Berg von der westlichen Flanke zu fassen erlaubte. — Die westlichste der drei Übergangsstellen lag bei Semendria. Dieser befestigte Ort konnte frontal genommen werden, da sich zwischen ihn und das österreichische Ufer eine gleichnamige lange Insel schiebt. — Die dritte, mittlere Übergangsstelle hatte den wichtigen Straßenknotenpunkt Pozarevac zum Ziel. Auch bei diesem Übergang konnte eine günstig gelegene Insel, Temesziget, benutzt werden. So schoben sich am 7., 8. und 9. Oktober die drei Säulen der Armee Gallwitz über die Donau in das feindliche Gebiet hinein. Von ihnen war die mittlere Gruppe offenbar die wichtigste. Die Aufgabe der westlichen war, im Vordringen die Verbindung mit der von Belgrad her operierenden Armee Koevecs herzustellen.

Der Donauübergang war die Basis unserer ganzen Operation gegen Serbien. Als solche ist er besonders artilleristisch wochenlang bis ins kleinste vorbereitet worden. Vom leichten Feldgeschütz bis zum schwersten Mörser war zur befohlenen Stunde eine reiche Kette längs der Donau und zum Teil auf den Inseln versammelt. Außerdem gelang es uns, durch geschickte Demonstrationen vor und während der entscheidenden Kanonade den Gegner über den wirklichen Ort des Angriffs zu täuschen. Es wiederholte sich hier im Kleinen, was im Großen überhaupt das Signum jener kritischen Tage für Serbien war: wie sie nicht wußten, ob sie ihre Hauptmacht gegen Bulgarien oder Bosnien oder die Donau werfen sollten, so wußten sie auch nicht, ob bei Belgrad oder Orsova, bei Semendria oder Palank der Hauptstoß der Verbündeten erfolgen würde. Durch unsere Aufklärung ist festgestellt, daß in jenen entscheidenden Tagen die serbischen Eisenbahnen voll von rollendem Material waren, daß aber anscheinend eine starke Ziellosigkeit und Verwirrung in den Entschlüssen und Maß-

Digitized by Google

nahmen herrschte. Bei dieser Sachlage ist die Frage schwer zu entscheiden, ob die Serben eine wirklich energische Verteidigung der Donaulinie überhaupt geplant haben, oder ob sie sich von vornherein auf einen losen Sicherungsdienst eingerichtet hatten.

Von den Anhöhen um das Dorf Palank herum kann man das Gelände des östlichen Donauüberganges klar überblicken. Steht man mit dem Gesicht nach Süden, so liegt jenseits des gelben Stromes, am westlichen Abhang der Goritzahöhe, die alte serbische Festung Ram, mit einem malerisch verfallenen Kastell über sich. Dem österreichischen Ufer vorgelagert ist die kleine Insel Palank. Zur Rechten von dem Beschauer mündet der aus den Banater Bergen herunterströmende Karas, zur Linken zunächst ein Mühlgraben, weiter östlich die Nera, die aus den dunklen Lokvabergen kommt, die die Donau im Eisernen Tor vom Norden umschließen. Diese Fluß- und Grabenmündungen waren für den Übergang besonders wichtig, indem sie gute Einlaßstellen für Pontons und Boote schufen. Rechter Hand, mitten im Strom, zieht sich die Cibuklia-Insel hin. Sie teilt die zu durchquerende Wasserfläche in zwei Abschnitte, von denen der diesseitige freilich immer noch 800 Meter breit bleibt. Das Ziel dieses östlichen Donauüberganges, der Goritzaberg, liegt auf dem andern Ufer links schräg uns gegenüber. Wer drüben in Ram landet, kann den Berg von der südwestlichen Flanke unschwer nehmen.

Seit dem 5. Oktober hatten sich unsere hier aufgebauten Batterien eingeschossen. Ihr Ziel waren die durch unsere Fliegeraufklärung festgestellten serbischen Batterien und Stellungen, die teils auf der Goritzahöhe, teils in den südlich sich anschließenden Anathema- und Pilarbergen versteckt waren. Die Antwort der Serben war schwach. Und so wurde die allgemeine Kanonade auf den 7. Oktober, 6 Uhr morgens, festgesetzt. Sie sollte überraschend und mit voller Gewalt einsetzen, zwei Stunden dauern — und Punkt 8 Uhr sollten die bereitgehaltenen Fahrzeuge abstoßen. Bei der Frage, ob der Übergang nicht günstiger bei Nacht zu forcieren sei, war entscheidend gewesen, daß wir auf die Mitwirkung unserer Artillerie nicht verzichten wollten. Der Übergang war von vornherein als gewaltsamer gedacht.

Die Pionierkorps, die den Übergang an dieser Stelle bewerkstelligen sollten, waren aus preußischen und österreichisch-ungarischen Verbänden zusammengesetzt. Außerdem hatte die deutsche Marine ein Pionierlandungskorps zur Verfügung gestellt, deren Brandungsboote, teils für Truppen, teils für Pferde bestimmt, recht gute Dienste geleistet haben. Das Zusammenarbeiten der preußischen Pioniere mit den österreichischen Brückenequipagen klappte vorzüglich. Die Bereitstellung aller dieser Mittel geschah an drei Punkten. — Zunächst an der Karasmündung seitlich Palank. Hier erschwerte eine in den letzten Tagen eingetretene starke Versandung das Zuwasserbringen der Boote und Pontons außerordentlich. Zweitens an der Mündung der obenerwähnten Nera. Es war natürlich, daß hier bei dem tieferen Wasser die

Digitized by Google

schweren Brandungsboote der Marinepioniere hauptsächlich verwandt wurden. Endlich drittens auf der Insel Cibuklia. Diese dritte Gruppe, die von der Insel hinüber nach Ram vorstoßen sollte, war insofern die wichtigste, als sie schon vorher im Schutze der Nacht auf der Insel bereitgestellt werden konnte — in Begleitung und Feuerdeckung von besonders beauftragter Artillerie und Infanterie. Selbstverständlich waren alle Boote und Pontons, zu denen sich bald noch einige Schleppdampfer und Motorboote einfanden, genügend gesichert, sowohl gegen Minen als auch gegen etwa von den Serben gespannte Drahthindernisse.

So war am Morgen des 7. Oktober alles bereit. Eine einzelne kühne Infanteriepatrouille — aus Freiwilligen bestehend — war am vorhergehenden Tage in einem Patrouillenboote von der Insel Palank hinübergestoßen und hatte eine schwache Besatzung des serbischen Ufers gemeldet.

Der 7. Oktober begann mit klarem Wetter. In den Tagen vorher hatte es morgens stark genebelt. Die Festsetzung einer zweistündigen Kanonade mit darauffolgendem Übergang war von der Voraussetzung dieses Nebelwetters ausgegangen. Der plötzlich einsetzende Umschlag ließ eine Änderung notwendig erscheinen. So erging der Befehl zur Einschiffung der Truppen für 6 Uhr 45 Minuten — also mitten in der Kanonade.

Es war ein weltpolitischer Moment, als, auf einen kurzen Befehl aus dem Gefechtsstand von Palank hin, die deutschen Rohre plötzlich ihr dumpfes Gebell gegen die kahlen Berge des nördlichen Balkanrandes sandten. Bis tief in das Banat hinein erschraken die Dörfler vor dem unaufhörlichen, immer sich steigernden Gebrüll unserer Geschütze. Aus den Maisfeldern, aus den Obstgärten, aus den Gebüschen der Donauinseln, wo sonst die Gesänge der Vögel mit den Liedern des serbischen Fährmannes wetteiferten, blitzte, krachte, donnerte es auf. Und aus den zischenden, brummenden, heulenden, singenden Granaten jeden Kalibers baute sich bald eine tönende Brücke über den Strom, unter welcher nun unsere bereitgestellten Fahrzeuge sicher hinwegstoßen konnten.

Am schnellsten gelangten naturgemäß wegen der kürzesten Strecke die auf Cibuklia bereitgehaltenen Verbände an das andere Ufer. Sie fanden bei Ram so gut wie gar keinen Widerstand und entwickelten sich sofort östlich gegen das Goritzaplateau. Die von Palank, aus der Karasmündung, aus dem Mühlengraben und aus der Nera hervorstoßenden Kompagnien hatten das ganze Donaubecken zu durchrudern und natürlich die schwerste Arbeit. Ohne irgendeine maschinelle Hilfe (der erste Dampfer gelangte, ohne von den Serben beschossen zu werden, erst um 3 Uhr nachmittags mit einigen Schleppkähnen an) ruderten die mit Menschen, Pferden, Gebirgsartillerie und Proviant schwer bepackten Boote hinüber — auf einer unruhigen, reißenden Stromstrecke von mehr als einem Kilometer Länge.

Der Widerstand der Serben war sowohl ziellos als schwach.

Digitized by Google

Sie beschossen von der Goritzahöhe die Station Bazias — ohne Schaden anzurichten. Sie versuchten die Nera- und Karasmündungen, wo sie unsere Einschiffung genau beobachten konnten, mit Schrapnellfeuer zu belegen, ohne Erfolg. Noch schwächer war der Widerstand, den sie drüben an ihren Ufern unsern sofort vorgehenden Truppen entgegensetzten. Im Verlaufe des ganzen Tages hatten wir beim Übergang an dieser Stelle den Verlust von nicht mehr als drei Soldaten und zwölf Verwundeten zu beklagen. Die am Uferrand postierten Serben waren freilich alle Männer dritten Aufgebots. Sie sagten aus, daß sie von dem Vorhandensein deutscher Truppen in dieser Gegend nichts gehört hätten. Ihr moralischer Zustand schien minderwertig. So konnte es kommen, daß eine kleine Handgranatengruppe, aus vier Mann bestehend, von 15 Serben, auf die sie stieß, sieben gefangen nahm und acht in die Flucht jagte. Man könnte meinen, daß die Serben eine Verteidigung ihres Donauufers absichtlich vermieden hätten; dagegen spricht, daß sie noch nachmittags gegen 5 Uhr vom Goritzaplateau einen energischen Vorstoß gegen uns versuchten. Dieser Vorstoß wurde freilich sofort von unserer Artillerie blutig niedergeschlagen.

Am Abend war das ganze jenseitige Ufer mit den das Flußbett beherrschenden Höhen in deutscher Hand. Bei der Einnahme der Goritzahöhe waren zwei serbische Kanonen französischen Ursprungs (Modell 85) von uns erbeutet worden. Mit der Besetzung der feindlichen Höhen hatten wir uns eine glatte Regelung unseres Nachschubes erkämpft. Seit dem 8. Oktober geht der Fährbetrieb zwischen dem ungarischen und serbischen Ufer ungestört vor sich; der (glücklicherweise erst nach dem Übergang auftretende) störende Kossawawind hat die Verbindung unseres Heeres mit seiner Basis zwar für einige Tage erschwert. Aber seit gestern hat der Sturm nachgelassen. Der Fortgang unserer Operationen ist durch eine gute und täglich sich bessernde Verbindung nach hinten gesichert.

Der Sturm auf Belgrad

Deutsche Südostarmee, 23. Oktober 1915.

Der Sturm auf Belgrad erfolgte gleichzeitig mit dem Donauübergang der Deutschen bei Palank, Temesziget und Semendria, mit dem Forcieren von Save und Drina durch unsere Verbündeten in der Macva. Die Arbeitsteilung der aus Deutschen und Österreich-Ungarn gemischten Armee Kövesz war so getroffen, daß die letzteren von Semlin und der Kosara-Insel, also direkt von Norden, den Fuß des Festungsberges Kalimegdan gewinnen sollten. Ihr Angriff war als Frontalangriff gegen Belgrad gedacht. Die Aufgabe der deutschen Verbände war, von Westen her, da, wo einst die jetzt gesprengte inter-

Digitized by Google

nationale Eisenbahnbrücke Wien—Konstantinopel die Save überbrückte, letzteren Fluß zu überschreiten, die in ihm liegende große und kleine Zigeunerinsel zu gewinnen, vom Feinde zu säubern und von den Inseln aus, wenn irgend möglich, unter Benutzung der dort von den Serben geschlagenen Brückenstege, die südwestlichen Vorstädte Belgrads zu besetzen. Dieser Angriff sollte die feindliche Festung also im Rücken fassen.

Die Serben hatten ihre Hauptstadt mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln in Verteidigungszustand gebracht. Die die Stadt im Süden beherrschenden Höhen, die Topcider- und Vracarhöhe, waren mit französischer Feldartillerie und englisch-französischen Schiffsgeschützen, letztere mit eigens zur Verfügung gestellter Bemannung, besetzt. In den Straßen und Plätzen des Kalimegdanviertels standen vorgezogene leichte Geschütze und Maschinengewehre. Die Uferränder von Save und Donau waren mit Schützengräben bezogen, die teilweise durch Betonmauern verstärkt waren. Die beiden Zigeunerinseln, mit Wald und Sumpf bedeckt, trugen starke Besatzungen, die sich — besonders an dem der Stadt zu gelegenen Inselrande — in einer starken Grabenstellung eingebaut hatten. Von diesem Rande führten an das Stadtufer zwei Brückenstege, von denen der größere bei der Lederfabrik endigte. Dieser Steg war auf der Insel durch einen Brückenkopf geschützt. Scheinwerfer beleuchteten allnächtlich das ungarische Save- und Donauufer. Die Flüsse selber waren mit Minensperren verseucht, die durch ein Gewirr von Kabeln mit dem Elektrizitätswerke zusammenhingen. So war — für die Verhältnisse einer kleinen Militärmacht — die Festung mit allem Raffinement geschützt, wenngleich der Termin und die Wucht unseres Angriffes am 7. Oktober dem Gegner offenbar überraschend kamen.

Diese Überraschung, mit der die Verbündeten im gegebenen Augenblick an allen Punkten zugleich die Nord- und Nordwestgrenze des Gegners einstießen, konnte nur durch absolute Geheimhaltung aller unserer Vorbereitungen erreicht werden. Die Größe dieser — im ganzen gelungenen — Leistung erkennt man erst, wenn man die umfassenden Vorbereitungen bedenkt, die der Übergang eines modernen Heeres über einen Riesenstrom in ungünstigster Jahreszeit direkt im Angesichte einer mit Kanonen gespickten natürlichen und künstlichen Festung erfordert. Bereitstellung des leblosen Materials für den Übergang (Boote, Pontons, Fähren) Heranschaffung und In-Stellungbringen der Geschütze, Zusammenziehung von Truppen, alles mußte bei Nacht und wenn möglich in einer Entfernung geschehen, die außerhalb des Lichtbereichs der feindlichen Scheinwerfer lag. Die Artillerie der Verbündeten stand in einem Halbkreise, der vom linken Saveufer unterhalb Surcin über Semlin sich bis Pancsova am Einfluß des Temes in die Donau zog und so ein konzentrisches Feuer auf die Belgrader Höhen gestattete. Die zum Übergang bestimmten Truppen unserer Verbündeten wurden bei Batajnica oberhalb Semlin, die deutschen

Digitized by Google

Regimenter hingegen westlich des Savelaufes um Surcin und Bezanya versammelt. Zu Demonstrationszwecken wurde außerdem eine deutsche Gruppe am Saveufer gegenüber Ostruznica bereitgehalten.

Am 5. Oktober begann unsere Artillerie sich einzuschießen. Am 6. Oktober ging sie zu einem Wirkungsschießen über. In der Nacht vom 6. zum 7. Oktober steigerte sich ihr Feuer zu größter Heftigkeit. Inmitten dieses Feuers kurz nach 12 Uhr nachts stießen die ersten Boote von der Kosara-Insel (Österreicher und Ungarn) und vom linken Saveufer (Deutsche) ab. Der Hauptstoß der Deutschen ging gegen die Große Zigeunerinsel, von deren Nordrand ein dem Pumpwerk am linken Saveufer gegenüberliegender Punkt als Hauptangriffspunkt ausersehen war. Während unsere Truppen jedoch bei den Übergängen bei Bazias, Temesziget und Semendria kaum ernstlichen Widerstand mehr fanden, vollzog sich der Donauübergang bei Belgrad im heftigsten Feuer der gut eingeschossenen, auf geradezu idealen Höhen postierten feindlichen Artillerie. Besonders von der Topciderhöhe her bestrich eine französische Feldbatterie unsere Boote mit wirksamem Schnellfeuer und störte Übergang und Landung empfindlich. Die auf teilweise leck geschossenen Fahrzeugen dem Inselrande sich nähernden Truppen gerieten sofort in das Maschinengewehrfeuer der die Insel verteidigenden Besatzung. Verstärkt wurde deren Feuer noch durch die Unterstützung derjenigen Serbengruppe, die die kleine Zigeunerinsel hielt. So von vorn und in der Flanke beschossen, unter dem Granaten- und Schrapnellregen der unaufhörlich bald im Dunkel, bald im grellen Lichte der Scheinwerfer schießenden serbischen Batterien kamen unsere todeskühnen Kompagnien nur langsam und nach immer erneuten Ansätzen zum Ziel. Es war eine soldatische und menschliche Großtat, als unter diesen Verhältnissen gegen 2 Uhr ein schwaches deutsches Bataillon den Nordrand der Insel erreicht und sich dort eingegraben hatte.

Dieses Bataillon lag zunächst ohne jede Verbindung mit dem Saveufer abgeschlossen da. Denn so verheerend hatte das feindliche Feuer gewirkt, daß alle Boote teils gesunken, teils abgetrieben waren, teils leck im Sumpf des Uferrandes lagen. Gegen dieses schwache Bataillon — ohne Munitionszufuhr — ohne Verständigungsmöglichkeit mit seinem Regiment — richteten sich nun die heftigsten serbischen Handgranatenangriffe, — aus dem befestigten Lager der Insel heraus. Es zeugt von dem unvergleichlichen Opfermut unserer Leute, daß sie in dieser Lage gegen 5 Uhr im Morgengrauen noch zu einem Sturmangriff fähig waren, der das ihnen nächstgelegene Sumpf- und dornige Waldgelände vom Gegner säuberte.

Gleichzeitig mit diesem schwierigen Angriff hatte eine andere deutsche Gruppe gegen den Südzipfel der Insel und das am Uferrande der Save dort liegende alte serbische Finanzwachthaus glücklich operiert. Diese Gruppe hatte die Aufgabe, vom Südende der Insel das serbische Ufer zu gewinnen, ehe die Inselbesatzung auf den beiden erwähnten Brückenstegen fliehen und diese in die Luft sprengen konnte. An dem

unversehrten Besitz besonders des größeren dieser Brückenstege lag uns deshalb besonders viel; weil im Falle seiner Zerstörung wir auch nach der Einnahme der Insel neue Boote über die Insel hätten transportieren müssen, um den zwischen Insel und serbischem Ufer liegenden Flußteil forcieren zu können.

Unsere Verbündeten hatten in dieser ersten Nacht sich die Basis zu ihrer Aktion mit demselben Opfermut wie unsere eigenen Truppen gesichert. Von der Kosara-Insel her waren sie im gleichen Artilleriefeuer wie die Unsrigen — bis zum letzten Augenblick die Deckung der Kriegs- und anderer Inseln geschickt benutzend — übergesetzt, waren am Nordhang der Zitadelle gelandet und lagen nun — an der starken Festungsmauer des Kalimegdan wie angeklebt — dort, wo der Schienenstrang der Eisenbahn das schmale Vorgelände des Berges durchschneidet — zwischen Mauer und Donau.

So begann der 7. Oktober. Das Tageslicht hinderte jede weitere Aktion, da die serbische Artillerie — besonders die auf dem Banowo Brdo postierte — ungeschwächt weiter schoß. In den eroberten Stellungen mußten die Deutschen und ihre Verbündeten ohne jede Möglichkeit der Zufuhr von Munition oder Verstärkung heroisch aushalten.

In der Nacht vom 7. zum 8. Oktober wurde überall von den gewonnenen Grundlagen aus weiter gewühlt. Zunächst ging die deutsche Hauptgruppe auf der großen Zigeunerinsel vor und warf die Serben bis an den Waldrand, der 300 Meter nördlich am Ufer der Insel sich hinzieht. Der Widerstand der Serben, die aus den dichten Wipfeln der Bäume schossen, war ungeschwächt. Aber unsere Gruppe hatte durch die beispiellose kühne Tat von 3 Mann und 1 Offizier endlich Verbindung und damit Verstärkung erhalten. Diese vier Tapferen schwammen, da kein Boot zur Verfügung stand, von der Insel zurück zum Ufer und benachrichtigten das Regiment von der schwierigen Lage des Bataillons. Leider wurde von den vier Helden einer abgetrieben und geriet in serbische Gefangenschaft. So konnte dem Bataillon, dem allmählich alle Munition ausgegangen war, Hilfe gebracht werden. Der Angriff gegen die starke serbische Stellung am Ostrande der Insel mit dem Brückenkopf gegenüber der Lederfabrik machte jetzt bessere Fortschritte, da das Flankenfeuer von der kleinen Zigeunerinsel zum Schweigen gebracht war. Schon am Nachmittag des 7. Oktober nämlich wurde die am Nordrand der großen Insel eingegrabene deutsche Hauptgruppe durch Hurrageschrei geweckt, das von der seitlich gelegenen kleinen Insel herdrang. Diese Insel war mit dem Festland durch einen schmalen, durch Wolfsgruben und Flatterminen befestigten Damm verbunden. Ungeachtet dessen hatte eine deutsche Abteilung die Insel gestürmt. Dabei wurde eine kleine Gruppe von Deutschen unter Führung eines Offiziers herausgehauen, die nachts beim Übergang auf die große Insel abgetrieben und mitten in der serbischen Stellung gelandet war, freilich ohne von dem zum Teil schlafenden Feinde in dem sumpfigen Schilfland bemerkt zu werden.

Digitized by Google

Allein der Widerstand der Serben, die vom Festland über die beiden Brückenstege her immer erneute Verstärkungen bezogen, war noch ungebrochen. So heftig waren die Gegenangriffe des erbitterten Gegners, daß das Bataillon noch einmal bis zum Nordufer der Insel zurück mußte. Dabei blieb eine Abteilung von 1 Offizier und 15 Mann abgeschnitten zurück, die sich jedoch tapfer hielt, bis das Bataillon verstärkt wieder vorrücken konnte. Diese Verstärkungen — durch Mannschaften und Maschinengewehre — waren zuerst durch ein einziges Boot (das ein paar Schwimmer von einer abgelegenen Stelle, an die es abgetrieben war, hergeholt hatten) besorgt worden. Dann aber waren endlich größere Fährboote herbeigeschafft — die serbische Artillerie war jetzt zum Teil niedergekämpft — und nun konnte ohne jede größere Schwierigkeiten Kompagnie nach Kompagnie auf die Insel geworfen werden. Am Morgen des 8. Oktober 5 Uhr wurde mit verstärkter Mannschaft gestürmt und die ganze Insel, auch die starke Stellung am Südrande, in unseren Besitz gebracht. Nur der Brückenkopf gegenüber der Lederfabrik hielt noch Stand.

Aber dieser Brückenkopf war unterdessen von Süden her bedroht. Jenes Bataillon nämlich, das gegenüber dem Südzipfel der Insel, am alten serbischen Finanzwachthaus gelandet war, hatte sich unterdessen in schweren Kämpfen nordwärts gegen die Lederfabrik durchgearbeitet. Auch waren ungeachtet der serbischen Brückenkopfstellung über den Südwestteil der Insel andauernd deutsche Truppen geworfen worden. So kam es, daß bevor noch die deutsche Hauptgruppe zum letzten Stoß gegen den Brückenkopf von der Insel ansetzte, der Brückensteg von der Landseite aus umschlossen war. Was noch auf der Insel standhielt oder die beiden Brückenstege verteidigte, flatterte jetzt zwischen unsern Linien hin und her und ergab sich schließlich. Damit war der Übergang gegen Belgrad und das feindliche Saveufer fest in unserer Hand. Unter dem Schutze der gelandeten Bataillone konnte jetzt auch die kleinere Abteilung, die die kleine Zigeunerinsel besetzt hatte, den Übergang bewerkstelligen. Daß der große Brückensteg unversehrt in unsere Hände fiel, erleichterte naturgemäß den Nachschub neuer Truppen.

Unsere Verbündeten hatten sich unterdessen von ihren Stellungen am Fuße des Kalimegdan in den nördlichen und nordöstlichen Stadtteil der Festung emporgearbeitet. Ihr Weg ging durch das alte Kirchenviertel von Belgrad. Unter heftigen Kämpfen in den aufsteigenden winkligen Gassen dieses Viertels waren sie am 8. Oktober vormittags bis zur Zar-Duschan-Straße gelangt, die vom Stadtpark und dem alten Prinz-Eugen-Tor der Festung her die Dortschel (Türkenstadt) quer durchschneidet. Die erste Verbindung zwischen unsern und den österreich-ungarischen Truppen ward im Morgengrauen des 9. Oktober durch eine deutsche Kompagnie hergestellt, die vom Süden her durch das Viertel der Ministerien gegen den königlichen Konak vordrang. Der Führer dieser Kompagnie war derselbe Hauptmann, der

Digitized by Google

im August als Erster mit seiner Truppe eines der Westwerke von Brest-Litowsk im feindlichen Feuer erstiegen hatte. Jetzt erstürmte er am 9. Oktober mit seiner Kompagnie den serbischen Konak, der noch vom Feinde besetzt war.

Aber die Hauptaufgabe der deutschen Truppen ging in anderer Richtung. Noch am Nachmittag des 8. Oktober rückten sie aus ihrer südwestlichen Uferstellung auf, um die Belgrad beherrschenden südlichen Höhen und die auf ihnen eingebauten Artilleriestellungen zu nehmen. Nur vom Besitz dieser Höhe hing auch der endgültige Besitz von Stadt und Festung ab. Banowo Brdo und Topcider wurden noch am selben Tage im Sturm genommen. Die 4 französischen Schiffsgeschütze auf dem Topcider waren zum Teil durch Volltreffer zerstört. In den Rohren der Feldgeschütze staken noch die letzten Geschosse. Überall hatte der Feind bis zum letzten Augenblick gefeuert. Hier auf den Höhen wie in den Straßen der Stadt zog er sich nur unter zähem Widerstande langsam zurück.

In der Nacht vom 8. zum 9. Oktober wurden starke deutsche Truppen über die Save nachgeschoben. Die Kriegsbrücke von Semlin über das sumpfige linke Savegebiet ward geschlagen. Mit verstärkten Truppen wurde am 9. Oktober die Linie Topcider—Vraca angegriffen und genommen. Die sechs schweren englischen Schiffsgeschütze auf der Vracahöhe wurden erobert. Gleichzeitig waren unsere Verbündeten aus der oberen Stadt durch den Kalimegdanpark in die Zitadelle eingedrungen. Damit war Belgrad endgültig gestürmt. Um einer Umfassung zu entgehen, räumten die letzten Serben ihre tapfer verteidigte Hauptstadt und entwichen östlich in das Bergland von Milicevo.

Nächtliche Donaufahrt

Deutsche Südostarmee, 24. Oktober 1915.

Gegen Abend endlich stößt das kleine ungedeckte Motorboot vom Bootshaus in Pancsova ab. Ein kalter Wind bläst aus den silbergrauen Büschen am Ufer des Temes, die bis an die Hüften im Hochwasser stehen. Mit dem Strome treibt das Boot schnell den Fluß hinab — zwei Leuchttürme links und rechts, ein gelbes Finanzwachthaus auf hohem Steinsockel mit angebundenem schaukelnden Kahn. Plötzlich enden links und rechts die Büsche — ein weites graues Meer ringsum — das Boot tanzt auf und ab — von links her stößt ein neuer stärkerer Wind — helle Funken sprühn aus meiner Pfeife — das Boot wendet tänzelnd um, und wir fahren die Donau hinab — den Wind im Rücken — die Schraube gurgelt.

Wir sind fast die ersten, die hier wieder fahren. Das Wasser steht zwei Meter hoch über Normal. Keine versteckte serbisch-englische Mine kann unserem flachen Boot etwas antun. Dennoch fahren wir mit

Digitized by Google

seltsamen Gefühlen — dieses graue Wasser war jetzt 14 Monate Kriegsgebiet — alle Kähne, alle Schlepper, alle Passagier- und Frachtdampfer lagen still in den toten Häfen — wie in Hamburg. Nur die flinken Patrouillenboote — die eigenen und die serbischen — kreuzten hin und her — wie auf der Nordsee, wie vor der belgischen Küste.

Allmählich klart der wolkige Himmel auf. Rechts Inselwälder, zwischen deren Baumstämmen der blanke Strom zieht — links Wasser, Wasser, Wasser, — und dann dunkle Berge, an deren Füßen bald ein weißes Gehöft, bald eine spitze weiße Kirche auftaucht. Neben dem Mann am Steuer steht ein alter Soldat. Von Zeit zu Zeit ruft er dem Steurer zu: „Mehr links" — „Mehr rechts" — „Gerade aus". Der Mann ist Binnenschiffer aus Pancsova, von wo wir kommen. Seit Anfang des Krieges tut er hier auf einem Patrouillenboote Dienst. Er erzählt von den nächtlichen Streifzügen gegen Belgrad, von dem Scheinwerfer auf dem Kalimegdan, der nächtlich alle Ufer absuchte. Er erzählt von den Serben in seiner Heimatstadt Pancsova, wie sie beim Einbruch der serbischen Timokdivision in Ungarn sich auf dem Marktplatz versammelten, wie der serbische Pope in ihrer Mitte schon die Begrüßungsrede an die „Befreier" hielt, und wie dann eine Schwadron ungarischer Husaren angebraust kam und die Menge auseinanderschlug. Er erzählt von dem Rückzug der Potiorek-Armee, wie 10000 Mann plötzlich am serbischen Ufer erschienen und herüberwollten, wie übervoll beladen Tag und Nacht im Feuer der serbischen Gewehre ein paar kleine Boote wie das unsrige hinüber und herüber schnauften, wie bei den letzten die Serben sich schon an den Rand der Boote klammerten — aber alles kam herüber, nur die Pferde mußte man zurücklassen. Er erzählt von Schmugglern und Spionen, die sich durch die Donau treiben lassen. Er erzählt endlich von den denkwürdigen Offensivtagen des 5., 6. und 7. Oktober, als von Pancsova her in weitem Bogen die dicken Geschosse unserer schweren Artillerie gegen die serbischen Geschütze auf dem Eselsberg zu rollen begannen. „Da oben standen sie — wo der Herr zwei Bäume sieht — bei Tage erkennt man die Wiese von hier unten — alles voll von schwarzen Löchern."

Wir schießen gleichmäßig durch die grauen, ziehenden blubbernden Fluten, auf denen jetzt der Glanz des klaren Mondes ruht. Neben mir sitzt der Türke Achmed Emin. Auch er sucht vorn am Horizont die ersten Lichter des alten „Beli-Grad", das seinen Vätern so oft entrissen und erst so spät genommen ward. Endlich tauchen vier, fünf dünne trübe Lichtbüschel auf. Der Soldat neben dem Steuermann sagt: „Das ist Belgrad."

Aber wir fahren noch lange zwischen Inseln und hart an buschigen Ufern entlang, ehe die geduckte Bergnase vorn links mit den paar trüben Lichtern lebendige Gestalt annimmt. Und als wir uns dem ersten halbverschwommenen Bilde nähern, leuchten plötzlich rechts vom ungarischen Ufer tausend weiße Lichter auf — Semlin. Wir sehen

Digitized by Google

links ein totes dunkles Häusergewirr — einen Berg voll lebloser Steingärten — einen weißen geknickten Turm — Mauern und Eisenbahngleise — eine zerfallene Bergfeste, die in Stufen zur Donau hinabsteigt und dahinter eine lange Stadt, die sich in höheren Bergen verliert.

Die ersten Kähne liegen im Strom — rausgezogen aus der monatelangen Ruhe — zu vieren und sechsen aneinandergebunden — bereit zum Dienst — das Wasser rauscht zwischen ihren dicken Bäuchen hindurch. Nun naht unser Boot den Mauern — wir biegen links in die Save ein — auf diesem schmalen Streifen zwischen Fluß und Mauerwerk hielten die verbündeten Truppen im Laufe des 7. Oktober — abgeschnitten von jeder Verbindung — dem Eisenhagel der Serben stand.

Nun kommen die ersten Häusertrümmer nahe — Fabriken, Hotels, Schifferkneipen. Die Mondnacht spielt gespenstisch um ihre verkohlten Firste. Plötzlich leuchtet am Zollhaus ein greller Scheinwerfer auf. Er spielt über eine Gruppe bosniakischer Soldaten, die am Ufer steht, über unser Boot, das mit abgestelltem Motor langsam dem Ufer zutreibt, er spielt an den Mauern des Kalimegdan auf — die frischen Wunden der alten Steine klaffen ertappt, verzweifelt in die Nacht.

Wir landen an einem großen Passagierdampfer, über den hinweg wir das serbische Ufer betreten — zum ersten Male serbisches Land. Es ist der aufgeweichte Straßenschmutz des Hafens. Bis an die Knöchel sinken wir ein. Diese Hafenstraße hat unter dem Feuer vom jenseitigen Ufer heftig gelitten. Wie Eingeweide hängen aus ihren Häusern Balkons und Decken, ganze Zimmerviertel heraus. Ein einziger Scheinwerfer beleuchtet den ganzen Hafen. Das städtische Elektrizitätswerk ist zerstört. Im blauweißen Lichte des Scheinwerfers hantieren schreiend die Kolonnen, die ihre Wagen aus den Fähren über einen breiten abfallenden Steg am Ufer schaffen. Jedesmal, wenn ein Dutzend dieser Männer einen solchen Wagen über den Steg herunterzieht, brüllt alles — der Wagen rattert mit Getöse über die Bretter — der Steg knarrt und schwankt.

Aber dann — wie wir vom Hafen die Treppen emporklettern, unser Gepäck auf dem Buckel, plötzlich wird es still. Kein Licht an den Straßenecken. Kein Licht in den Häusern. Kein Mensch. Aus einer Seitenstraße, in der Hütten und kleine Gärten stehen, weht der Geruch von gärenden Pflaumen. Auf dem Schilde eines Ladens, vor dem wir ermüdet haltmachen, entziffere ich die ersten in kyrillischem Alphabet geschriebenen serbischen Worte. Endlich halten wir vor unserm Hotel. Es ist stockfinster. Nur unten im Café brennt eine kleine Öllampe, die den großstädtischen Raum mit den vielen hundert Stühlen magisch erweitert. Ein feldgrauer Siebenbürger versieht den Dienst des Direktors. Das Hotel ist voll besetzt. In zwei Zimmer können wir acht Menschen uns noch teilen. Ich ziehe es vor, hier unten zu schlafen. An der Seite des Saales steht ein Billard —

Digitized by Google

weit weg von der stinkenden Öllampe. Auf dem Billard breite ich meine braune Decke aus und versuche zu schlafen.

Es ging nicht. Eine schwarze Katze saß in einer Ecke und schrie. Sie sprang auf die Fensterbänke, auf die Tische und schrie kläglich. Immer, wenn ich zu schlafen begann, miaute die Katze. Ich träumte im Halbschlaf — von weißen und roten Kugeln, von serbischen Ministern, die hier in Hemdsärmeln Billard spielten, vom alten Zaren Duschan, der von Cattaro bis an die Maritza herrschte, und von Stefan Nemanjie, der die Tochter des Dogen Dandalo von Venedig in die serbischen Berge führte. Immer leiser miaute die Katze. Durch eine zersprungene Spiegelscheibe führte der Wind die Geräusche der toten Straße herein, das eintönige Klappern und Knarren von Blechschildern und Fensterrahmen, die lose in ihren Angeln hingen.

Das tote Belgrad

Deutsche Südostarmee, 25. Oktober 1915.

Vor dem Hotel „Balkan" in Belgrad ist das Straßenpflaster in einem kleinen Kreise aufgewühlt und notdürftig wieder in Ordnung gebracht. Am Abend, als wir in der Stadt ankamen, stand hier ein Galgen, an dem ein Spion baumelte. Er hatte die Stellung einiger österreichischer Batterien am Semlinufer verraten. Aber bei der nach der Sitte des Landes öffentlichen Exekution waren nur wenige Einwohner zugegen gewesen. Belgrad ist heute eine fast verlassene Stadt. Mit all dem Zuzug, der in den ersten Tagen nach der Eroberung einer modernen Festung sich einzufinden pflegt, gibt es heute in Belgrad kaum noch 12 000 Menschen. Vor dem Kriege hatte es mindestens achtmal soviel. Und dieser Rest wohnt draußen und unten in den armen, engen Vierteln. Die wirkliche Stadt ist leer und tot. Man möchte schelten auf diese Stadt mit ihrem kitschigen aufdringlichen Europäertum, mit ihren protzigen häßlichen Häuserfassaden. Aber man kann nicht schelten. Denn es fehlen die Menschen, die diesen Straßen erst Farbe, diesen Häusern erst Leben geben. Man möchte die Gestalten dieser Serbenmädchen, die man heute im Aushang des Photographen bewundert, im Park des Kalimegdan spazieren sehen. Man möchte in diese leeren parvenühaften Grand Cafés treten, wenn sie angefüllt sind von einer erregten gestikulierenden, schreienden Menge. Dies häßliche Belgrad, das wir sehen, kann nicht das ganze Belgrad sein. Denn es ist das Bild einer Toten.

Ich habe die Häuser nicht gezählt, die zerstört, verschüttet, verbrannt oder beschädigt waren. Viele der Trümmerhaufen waren alt — auch die berüchtigte Granate, die in Peters Thronsaal einschlug, stammt nicht aus dem letzten Bombardement. Ich kann auch die Zahl der Geschäfte in den Hauptstraßen Belgrads nicht angeben, die heute noch

Digitized by Google

verschlossen und unberührt auf ihren heimkehrenden Besitzer warten. Die Eroberung einer Festung, die so wild, so berserkerhaft verteidigt wurde wie Belgrad, ist kein Kapitel praktischer Ethik, und die Truppen, die dezimiert, ausgehungert, nach tagelangen Bajonettkämpfen endlich in die bezwungene Stadt einzogen, hatten andere Gedanken, als in die Kirche zu gehen und Gott für den Sieg zu preisen. Tatsache ist, daß das wohlhabende Geschäftsviertel Belgrads ziemlich wüst aussieht. In den meisten größeren Geschäften steht auf den Resten von Einrichtung und Inventar ein starr vor sich hinblickender Soldat. Dieses Boulevard-Belgrad zwischen dem Kalimegdan und den Ministerien hat gejubelt, als der Krieg ausbrach — es hat an manchem Abend dieses Krieges geschrien und geflaggt — heute, wo Serbien sich anschickt, in Schönheit zu sterben — liegt es zertreten da. Aber während die tapferen serbischen Bauernsöhne zu Hunderten von den Granaten unserer schweren Artillerie zerfetzt werden, bringt sich dieses königlich-gouvernementale Boulevard-Belgrad von einer Stadt des Landes zur anderen in Sicherheit, bis es eines Tages durch das letzte noch übrig gebliebene Loch entschlüpfen kann, woher es stammt und kam — ins Ausland.

Schlimmer als tot ist Belgrad am späten Abend. Tagsüber laufen auf den Straßen schmutzige Knaben und Mädchen herum, die gestohlene Postkarten zu unglaublich billigen Preisen feilbieten. Auch eine Frau mit einem Brot unterm Arm ist hier und da zu sehen. Abends wird die total dunkle Stadt durch ein paar Scheinwerfer erhellt, die von wichtigen Straßenecken aus die Hauptwege für die Kolonnen beleuchten. Die Seitenstraßen liegen in einer abgeschnittenen schwarzen Finsternis. Hunde huschen ängstlich, verschlagen, hungrig über das Pflaster. Die unvollendeten Riesenbauten, die diese Stadt zu einer europäischen Hauptstadt machen sollten, mit ihren faulenden Gerüsten, ragen anklagend in den dunklen Himmel. Das Wagengeratter einer Kolonne in der toten Stadt schreckt dich auf: kleine hurtige Pferde mit helltönenden Hufschlägen ziehen gefüllte Bauernwagen, auf denen in Schafspelzen und unter einer hohen schwarzen Mütze versteckt ein serbischer oder rumänischer Fuhrmann hockt. Wie eine Zigeunerparade kommen und schwinden sie in dem grellen blauen Lichte. Alles ist wieder still. Durch die zersprungenen Scheiben eines Modesalons zieht der Nachtwind. Ein Vorhang aus langen bunten Glasperlen wird hin und her gewiegt. Das Glas klingt in schauerlichen Tonleitern — klagend — wimmernd — hinter dir her.

Auch der Konak hat einen ganz modernen riesigen Flügelbau, der unfertig, grau, klotzig die kleinen nicht häßlichen gelben Gebäude der jetzigen Peterschen Wohnung erdrückt. Wann und für wen wird er fertig gebaut? Hinter den mit blaurotweißen Spiralen umwundenen Gewehrständen der königlichen Wache stehen ungarische Honveds. Auf dem Platze, wo der Leichnam Alexanders und seiner Geliebten lag, wächst Unkraut. Die eigentliche Petersche Wohnung ist geräumt —

Digitized by Google

bis auf ein paar geschmacklose Dutzendmöbel. Nur Bücher und Noten liegen in den Zimmern herum. Ich stoße auf einen deutschen Shakespeare, auf Rankes Geschichte der serbischen Revolution, auf ein französisches Buch über L'esprit militaire et la démocratie moderne. Aber es ist nichts aufgeschnitten. Das Tagebuch einer Nichte Peters berichtet langweilig von einer Schweizer und Pariser Reise und zeigt, in wie unglaublich kleinen Verhältnissen dieses Königsgeschlecht eigentlich lebte. In einem Haufen von französischen Zeitungen, der aus einem anscheinend erbrochenen Schranke stammt, finde ich die Matin-Nummer, die die „Affäre Zabern" zum ersten Male — breit, mit Photographien — behandelt. Der Artikel ist angestrichen. Von einem Eckzimmer der Wohnung blickt man meilenweit in das Saveland — man sieht die buschige Zigeunerinsel, auf der unsere deutschen Truppen so schwer zu kämpfen hatten, die lange Schlangenlinie der Kriegsbrücke, die vom Semliner Bahnhof durch das Überschwemmungsgebiet bis gegenüber Belgrad führt. Man sieht die gesprengte Eisenbahnbrücke — saubere Arbeit — jeder der fünf Eisenteile zwischen den sechs Pfeilern ist mathematisch genau abgehoben und schräg ins Wasser gestellt. Aber die Pfeiler sind heil und für die Rekonstruktion gut verwendbar.

Belgrad ist tot. Alles, was ein paar Dinar hatte, ist geflohen. In der Arbeitervorstadt sind alle Männer einberufen. Auch das Türkenviertel ist tot. Die Moschee ist verschlossen. Nach langem Klopfen erst öffnet der Muezzin, der vom Minaret her die Morgen- und Abendstunde ruft. Er bewohnt eines der vier alten Türkenhäuser der Stadt, die noch in die Zeit Solimans des Prächtigen zurückreichen. Er erzählt von der traurigen Lage der türkischen Gemeinde während des Krieges, aber auch von der Siegeszuversicht aller Mohammedaner — auch derjenigen im serbischen Heere.

Am deutschen Konsulat, an der Kriegsakademie, vorher noch am Offizierskasino vorbei, wo die innere und äußere Politik dieses Bauernlandes von ein paar ehrgeizigen Köpfen gemacht wurde, kommen wir auf die breite Landstraße, die zur staatlichen Tabakfabrik und hinauf auf den Topcider führt. Von einem Hause weht die amerikanische Flagge mit dem Roten Kreuz, das nach wie vor hier arbeitet. Auf der Straße ziehen Batterien und Kolonnen, Regimenter und Feldpostwagen. Es ist die Straße nach Nisch. Je höher wir steigen, desto klarer breitet sich hinter uns das grauweiß eintönige Bild der Stadt aus — umglänzt von dem Wasser der beiden großen Flüsse, die am Fuße der Festung ineinander fließen.

Plötzlich zeigen zahlreiche Einschläge auf der Straße und auf den Wiesen, daß wir uns in der Nähe einer Batterie befinden. Wir wenden rechts auf die Höhe — immer dichter liegt Granatloch neben Granatloch — vor uns stehen zwei unbeschädigte serbische Geschütze aus den französischen Fabriken von St. Chaumond. Ihre Rohre, in denen noch der letzte Schuß sitzt, sind gerade auf den Übergang zur Zigeuner-

insel gerichtet. Es sind alte Geschütze aus den 70er Jahren — lächerlich altmodisch — und doch haben sie uns empfindlichen Schaden zugefügt und sind verlassen, aber nicht zerstört aus ihrem letzten Kampf hervorgegangen. Jetzt tragen sie die Kreideinschrift: „Erbeutet 9. Oktober 1915 durch J. R. Nr. ...“ Wenn man die Idealstellung, von der aus diese Geschütze den Saveübergang beherrschten, gesehen hat, wächst die Achtung vor unseren Pionieren zur Bewunderung.

Auf der anderen Seite der Straße, in den Vorgärten einer Reihe von Landhäusern, steht eine Anzahl von Schiffsgeschützen. Das erste ist durch einen Volltreffer auf die Seite gelegt worden. Es ist ein französisches Schiffsgeschütz. Auf dem Rohre findet sich der Name „Terreur“ aufgezeichnet, offenbar das Schiff, von dem die Geschütze stammen. Die langen drohenden Finger zeigen knapp über den Boden hin nach Belgrad. Diese Batterien haben offenbar unsere links und rechts von Semlin aufgestellte schwere Artillerie beschossen.

Daß diese am 8. und 9. Oktober niedergekämpften Schiffsgeschütze von französischer Mannschaft bedient wurden, geht aus den umherliegenden französischen Zeitungen, Briefen und sonstigen Überresten hervor. In einem Unterstand fanden wir eine rohe Handmalerei, die einen Fischdampfer aus Boulogne mit Namen und Zahl an seinem Bug darstellte, offenbar die Arbeit eines jungen Boulogner Fischers, der hier im Angesichte des fremden Belgrad von seiner Arbeit daheim träumte. Auch Nummern der Saloniker französischen Zeitung „L'Indépendant“, vielleicht hierher gesandt, vielleicht auf der Durchreise erstanden, lagen umher.

Dicht neben diesem ersten Geschütz steht die Villa des ehemaligen serbischen Gesandten in Konstantinopel Christitsch. Sie ist gänzlich zerstört worden durch ein paar Granaten, die auf die Batterie nebenan geschossen wurden. Ich klettere durch die Trümmer — Steine, Kalk, Mörtel, Draht. In einem Zimmer liegen wieder Bücher, Zeitungen, Briefe. Die Briefe stammen aus den neunziger Jahren. Ein englisches Parlamentsmitglied fragt bei dem damals in Stambul weilenden Christitsch an, ob das gesandte Geld richtig verteilt sei. Unter den französisch-englischen Zeitungsnummern, die in einer Mappe aufbewahrt sind, leuchtet die mit dicken Blaustrichen geschmückte Matin-Nummer vom 26. August 1914 hervor. Sie trägt die fette Überschrift: „La Russie paraît décidée à soutenir la Serbie“.

Als wir vom Topcider nach Belgrad zurückwanderten, war die Stadt schon in Dunkel getaucht. Keine Glocke läutet, keine Uhr schlägt. Auf dem Bahnhof kein Pfiff einer Lokomotive. Durch die leeren Straßen hallt der Schritt eines deutschen Artilleristen. Sein Schatten wandert im Lichte des Scheinwerfers riesengroß an den Wänden der Häuser entlang. Der Motor, der das Licht der Projektoren schafft, keucht unaufhörlich. Die bunten Glasperlen klingeln noch immer leise im Winde.

Digitized by Google

Die Kämpfe im Eisernen Tor

Deutsche Südostarmee, 30. Oktober 1915.

Auch die alte Römerstraße durch das Czernatal vorbei an den heilkräftigen Thermae Herculis ist heute zur Heerstraße geworden. Sie ist der einzige Weg durch die westlichen Waldkarpathen aus Ungarn an die Donau. Der Schienenstrang, der hier von Temesvar nach Orsowa führt, ist heute beladen mit tausend Wagen — aus Kattowitz und Magdeburg und Essen, von der Südbahn, von Böhmen, von Siebenbürgen, Wagen aus Elsaß-Lothringen und Wagen aus Gent-Brügge. Auf der Chaussee schlängeln sich die Regimenter, Batterien und Kolonnen — durch die in all ihrem Schmutze bunten Weindörfer, die am Abhang der Berge kleben, bewohnt von Rumänen, Deutschen, Ungarn — einige auch von versprengten Bulgaren. Unter den schneebedeckten Kuppen des rumänischen Grenzkamms entlang stoßen deutsche Flugmaschinen über die Donau und Negotin nach Bulgarien vor. Ein grauer Fesselballon steht in der Abendsonne hinter dem schwarzen Massiv der Sviniecea und beobachtet das Mündungsfeuer der südwärts weichenden Serben.

Der serbische Zipfel, den die Donau zwischen Golubinje und Brza—Palanka (in Luftlinie nur 20 km voneinander entfernt) umschließt, war im Anfang unserer Offensive ziemlich stark besetzt gewesen. Durch Demonstrationen hatten wir die serbischen Truppen noch eine Zeitlang festgehalten. Als am 23. Oktober morgens 9 Uhr die ersten Staffeln am serbischen Ufer landeten, mögen noch ungefähr 2 Bataillone den Fluß verteidigt haben. Aber es war ein Kinderspiel, sie zu vertreiben. Unsere zahlreichen Geschütze kämmten die gesamten Donauhöhen Strich für Strich ab. Unsere Flieger hatten die serbischen Batterien auf dem Fort Elizabeth, auf den Höhen von Cip, die schweren Geschütze auf der Höhe 502 längst entdeckt. Am Sonnabend früh, als der Angriff in drei Staffeln unter dem Schutze einer von Ada Kaleh bis weit oberhalb Tekija laufenden Feuerwelle sich hinüberschob, waren die meisten der feindlichen Batterien schon niedergekämpft. Alle wichtigen Höhen und Schluchten standen unter unserem Feuer. Mit ein paar Mann an Verlusten wurden die gesamten fechtenden Truppen übergesetzt. Kaum ein ernsthafter Kampf fand statt, sondern nur eine wilde Flucht — aus den Gräben und Erdbefestigungen, die die Serben längs der Donau gebaut hatten, aus den Batterien, bei denen wir noch Haufen von Munition fanden, aus Tokija, von wo drei gut liegende Schüsse unserer Zweiundvierziger die ganze Kasernenbesatzung verjagt hatten. Die Serben flohen in die dichten herbstgebräunten Wälder des Berglandes um Kraljevac — von da nach Süden weiter — aber in höchster Eile — denn dieses ganze Bergland ist von den Bulgaren im Osten, von der Armee Gallwitz im Westen täglich mehr bedroht.

Digitized by Google

Orsowa atmete auf. Ein Jahr lang lag es 800 Meter von den serbischen Schützengräben entfernt — unter den Rohren des Fort Elizabeth, die durch den Winter-, Frühling-, Sommer- und Herbstwald dieses Kriegsjahres gleichmäßig drohend in seine Straßen geblickt hatten. Nur selten war freilich hinüber- und herübergeschossen worden. Kraft jenes stillen Einvernehmens, das überall im „Stellungskriege" der naiven sinnlosen Schießerei ein Ende bereitet hat, herrschte auch hier im Eisernen Tor zumeist tiefe Ruhe. Noch nicht einmal die Eisenbahnbrücke haben die Serben zerschossen, die östlich Orsowa über die Czerna führt. Nur der Bahnhof liegt in Trümmern. Und jeden Zugverkehr nach der rumänischen Grenzstation Verciorava hinderten sie. Jeder Einwohner, der sich tagsüber mit in Rumänien angekauften Waren auf der Donauchaussee blicken ließ, auch jeder Wagen, der auf dieser Chaussee verkehrte, wurde rücksichtslos einzeln von den serbischen Postenlinien drüben niedergeknallt. Am 23. Oktober atmete Orsowa auf wie von einem langen Todesschlafe. Und seine Einwohner konnten in den ersten Tagen nicht oft genug sich auf der lang entbehrten Uferpromenade ergehen, die freilich durch Drahthindernisse, Gräben und Erdwerke ziemlich ungemütlich geworden war.

Mit jenem 23. Oktober war der Donauübergang nicht beendigt. Seit jenen Morgenstunden gibt es bei Orsowa einen ewigen Donauübergang — Tag und Nacht, hin und her ziehen die Dampffähren, drängen sich die von unseren Pionieren geruderten Boote durch die reißenden gelben Fluten. Drüben bei Tekijah, gegenüber Orsowa, ist ein „behelfsmäßiger" Landungsplatz gezimmert. Von dem Ufer geht es über eine Wiese steil bergan. Dann erst kommt die serbische Donaustraße — ungepflastert, höckerig, holprig, durchzogen von tiefen Bacheinschnitten und hohen Querbuckeln. Tagsüber geht es leidlich. Aber in den dunklen regnerischen Nächten von heute herrscht auf dieser Wiese ein Höllenwirrwarr. Der Boden aufgeweicht — alle Räder bis über die Achsen im Schmutz — kein Licht — in zehn verschiedenen Sprachen hundert Flüche. Alles rutscht — Wagen, Menschen, Pferde. Manchmal blitzt eine Handlaterne auf — man sieht ein Maultier, das sich bäumt, einen rumänischen Fuhrmann mit wütend verzerrtem Gesicht, ein dickes, unbewegliches Geschützrohr, die faltenreich gespannten Schenkel gepeitschter Pferde. Auf den Hängen oben sucht ein Scheinwerfer die Wälder ab.

Tekijah ist ein kleines Dorf — das Zentrum der serbischen Donausicherung im Eisernen Tor. Der ganze Troß unseres ganzen Heeres zog durch Tekijah. Einige Einwohner sind noch da. Sie hatten sich bei Beginn des Bombardements in die höherliegenden Wälder geflüchtet. Als sie wiederkamen und ihre Häuser sahen, gab es ein großes Jammern. In Tekijah sah ich die Löcher der drei Kruppschen Mörserschüsse. Sie lagen in einer geraden Linie — hintereinander. Sie hatten ganze Häuser und Schuppen und Gärten um-

Digitized by Google

gepflügt, auf den Kopf gestellt, begraben. Es waren keine Löcher, sondern Gruben, gefüllt mit Mauersteinen, Zimmerdecken, Gartengittern. Auf den Trümmern suchten ein paar halbnackte Kinder und Frauen alles Brauchbare zusammen, Pappstücke, Gardinenfetzen, Draht, Balkensplitter.

Ein Platz ist voll von Menschen — Weibern, Soldaten, Kindern, Männern, deren Namen registriert werden. Am Fuße eines zersplitterten Baumes liegen die Eingeweide einer frisch geschlachteten Kuh. Zwei widerliche weiße Hunde knabbern an einem schwarzen Schweinskopf. Ich begegne ein paar deutschen Kanonieren. Sie sind von der schweren Batterie, die von drüben aus dem Tal hinter Orsowa jenes Häuserviertel zerstört hat. Sie sind herüber gekommen, um die Wirkung ihrer Schüsse zu sehen. Sie haben die Riesenlöcher bewundert, die schiefgedrückten, halb zerrissenen Häuser, die den ungeheuren Druck der Explosionen auszuhalten hatten. Aber sie erzählen mir auch von einem Mädchen, das in einer Nebengasse sitzt und weint, weil seine Mutter in einem jener Riesenlöcher begraben liegt. Sie erzählen es in einem klanglosen Tone — wie große Kinder, die etwas Grausiges angerichtet haben, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen. Sie führen mich in jene Gasse. Auf einer Steintreppe sitzt ein 18jähriges Mädchen — mit nackten Beinen, mit einem gelbleuchtenden Tuch um den Kopf. Es stiert vor sich hin. Es weint nicht mehr.

Die kleine Donau-Insel Ada Kaleh ist heute noch türkisch. Wenigstens sagt unser türkischer Kollege so. Von ihrem Amtsgebäude weht der Halbmond des osmanischen Reiches. Die Männer von Ada Kaleh wählen im Wahlkreis Konstantinopel. Sie kennen keinen Zoll, keine Steuer — sie brauchen nicht zu dienen. Sie fischen, handeln, drehen Zigaretten und schmuggeln.

Dieser letzte Rest des alten Türkenreiches, das einst über die Donau bis Wien ging, liegt ein paar Kilometer donauabwärts von Orsowa mitten im Strom. Vom ungarischen Ufer, gleich hinter der berühmten Kapelle, in der Franz Kossuth 1849 die ungarische Krone vergrub, bevor er ins Ausland floh, fährt man in schnellen Kähnen, die von Türken gerudert werden, hinüber. Die Insel trägt eine verfallene Festung von breiten Dimensionen. Die Mauern sind durch An- und Aufbauten teils zu seltsamen Wohnstätten gemodelt. Die Gemeinde ist ein interessanter Mikrokosmos aller die Türkei jetzt bewegenden religiösen und ethischen Fragen. Die praktische Moral der Insel steht freilich auf keiner großen Höhe. Der starke Fremdenbesuch, die merkwürdigen politischen Verhältnisse, die keine Verpflichtungen in sich schließen, der Schmuggel, die Tatsache endlich, daß Ada Kaleh einst von den Türken als Verbrecherinsel benutzt wurde, all das hat zur Folge, daß auf der Insel ziemlich locker gelebt wird. Mit den nächsten türkischen Gemeinden in Bulgarien, Serbien und Rumänien findet ein gewisser Verkehr statt, der die reine Inzucht verhindert.

Diese kleine seltsame Insel hat bis zum 23. Oktober mitten zwi-

Digitized by Google

schen den beiden feindlichen Feuerlinien gelegen. Sie trägt die Spuren dieser unglücklichen Lage deutlich sichtbar. Der Turm ihrer Moschee ist durch eine serbische Granate zerfetzt worden. An den Häusern werden einem die merkwürdigsten Schußkanäle gezeigt. Die Wiesen und die stillen Anlagen zwischen den Festungsmauern zeigen Granattrichter und gesammelte Blindgänger.

Die Einwohner führten ein trauriges Dasein. Ihr Bootsverkehr mit Orsowa mußte fast ganz auf die Nacht beschränkt werden. Die meisten Familien flüchteten sich ängstlich in die Kasematten der alten Festung. Unter den dicken Mauern waren sie vor den Granaten sicher. Aber die Kasematten waren feucht, und manchmal bei hohem Wasserstand drang der Fluß in diese Höhlen. Im Frühjahr stand die halbe Insel unter Wasser, daß man in den Straßen fischen konnte. Auch der Gottesdienst mußte verlegt werden, nachdem die Serben (wie uns der Muezzin sagte, absichtlich) immer wieder auf die Moschee schossen. In dem kalten Kerker der Deportierten erklang jetzt die Stimme des Hodschah.

Auch Ada Kaleh atmete am Sonnabend auf. Heute schießen die hurtigen Boote wieder zwischen Ufer und Insel offen hin und her. Die Männer fahren in den Straßen Orsowas stolz herum. Sie hocken am Ufer und sehen stundenlang dem Fährbetrieb nach Tekijah zu. Sie unterhalten sich in lebhaften Gruppen, wenn ein grüngrauer Monitor nach Bulgarien hinuntersteuert. Und jener älteste Mann der Insel, der aus Kladowo eingewandert war und stundenlang die serbische Geschichte der letzten 60 Jahre erörtert, nickt heute bedächtig mit dem Kopfe und sagt, daß er dies alles schon lange im voraus geahnt habe.

Von der Ostspitze der Insel tut man den ersten Blick in Rumänien hinein. Verciorava, eine kleine Stadt — ein großer Steinbruch dahinter — dampfende Lokomotiven — eine blanke Felsnase mit der Riesenaufschrift: „Roumania" — und links und rechts davon und an den Bergen oben längs der Donau und landeinwärts längs des Bahnbaches der Grenzschutz der Gräben und Erdwälle. Hinter den dunklen Bergen liegt ein weißes Schloß — Kastell Pelesch — die königliche Burg. Hinter dem schmalen Donauloch liegt die breite Ebene — und eine große quirlende Stadt — Bukarest.

Die ersten Bulgaren

Deutsche Südostarmee, 27. Oktober 1915.

Am Fuße der steilen Bergwand, die das serbische Donauufer im Eisernen Tor bildet, kriecht auf und ab ein schmaler Fahrweg — ungepflastert, manchmal hart und gefährlich über dem gurgelnden Do-

Digitized by Google

nauwasser hängend. Auf diesem Pfade bringt uns ein Wägelchen den Bulgaren entgegen. Der Kutscher ist ein Rumäne — braun gebrannt, mit leuchtenden Augen, trotz seiner 60 Jahre behend und kräftig — auf dem Kopfe die hohe schwarze Mütze — Beine und Füße in einem bunten Gewirr von Wolle, Stoff und Leder. Die Pferde sind klein, zähe, langhaarig, gedrungen. Es regnet in Strömen. Über den Weg stürzt das Wasser von den Bergen in Kaskaden zur Donau hinab. Drüben das rumänische Ufer ist von Nebelwolken verhangen. Aber man hört ab und zu einen Zug pfeifen — auf der großen Wien-Konstantinopel-Strecke, deren einer Zweig über Belgrad—Nisch, deren anderer über Herkulesbad—Orsowa—Turn-Severin—Bukarest und Constanza läuft. Dieser letzte Zweig lag während des ganzen Krieges ebenso tot da wie der andere über Nisch. Denn die Serben beschossen von diesem Ufer jede Lokomotive, die sich aus der Grenzstation Verciovora heraus auf ungarisches Gebiet wagte. Die Strecke, die sie befeuern konnten, war keine zehn Kilometer lang. Aber sie unterbrach einen der wichtigsten Schienenstränge ganz Europas. Seit unserm Donauübergang am 23. Oktober ist diese Strecke wieder fahrbar.

Der schmale Weg, auf dem unser Wagen mühsam fortkriecht, ist die einzige Straße, auf dem unsere bei Orsowa übergesetzte Gruppe sich östlich in den Negotinzipfel hinein entwickeln kann. Die Straße wimmelt von Soldaten aller Waffen, jeden Alters, von Fuhrwerken jeden Charakters. Neben dem rumänischen Fuhrknecht sitzt (stumm in die grandiose Landschaft des Eisernen Tores vertieft) ein deutscher Jäger. Bei einer der vielen Stockungen hört man plattdeutsche Flüche sich mit ungarischen Scheltworten paaren. Diese kleine Straße, die auf ihren Buckeln und Tälern einst römische Legionen, türkische Reiter, russische Muschiks trug — heute rollt (wenn ich meinen türkischen Reise- und Wagengenossen als Repräsentanten seines Volkes rechnen darf) der nächste große Völkerbund der Zukunft auf ihr entlang — und das Ziel sind die Bulgaren.

Man sagt, daß sie gestern abend in Kladowo eingeritten sind. Man spricht von einer halben Schwadron. Wir sitzen einmal wieder fest und warten.

Vorn wird eine serbische Straßenmine ausgegraben. Ein schlafender Rumäne ist in das Loch gefahren. Die Pferde sind zwei Meter tief hinabgestürzt. Das untere muß erschossen werden. Endlich können wir weiter.

Nach anderthalbstündiger Fahrt fahren wir in das Dorf Cip ein. Vorher links am Wege eine Signalstation mit roten Bällen für die Donauschiffe. Cip — das wahrhafte serbische Dorf. Die meisten Häuser noch aus der Türkenzeit — weiß, mit einem Säulenvorbau, mit der mohammedanischen Wäschevorrichtung neben dem Eingang. Schmutzig — aber nicht schmutziger als ein Dorf in Oberhessen, im Spessart, in Oberbayern zur Regenzeit. Die Häuser umrankt mit

Digitized by Google

Wein — Negotinwein ist auch am jenseitigen Donauufer sehr geschätzt. Unter den Dachrändern sitzen Hühner. Auf der Straße, im Garten, im Hof, vor der Tür grunzen die berühmten serbischen Schweine, die meisten schwarz. Keine Zuchtschweine und Mastschweine — darum auch bei weitem nicht so fett wie die unsrigen — sondern Schweine, die sich von der Straße, vom Walde, vom Feld nähren, die herumlaufen wie Hauskatzen. An einem kleinen Ferkel, das in der serbischen Küche herumschnuppert, nimmt niemand Anstoß. In den Gärten fallen die Haufen gelber und grüner Kürbisse auf, die im Winter als Schweinenahrung dienen. Obstbäume und Maisfelder klettern an den Bergen hoch. Viele Häuser sind verlassen. An den Eingängen der übrigen hängen weiße Fahnen — manchmal rührend aus Gardinen- und anderm Stoff schnell zusammengebunden. Hier und da zeugen Blutlachen von abgestochenen Schweinen, Federhaufen von gerupftem Vieh. Männer sehe ich keine, als einen alten graubärtigen Serbenkopf mit den charakteristischen Kommalocken vor den Ohren. Die Frauen blicken halb stolz, halb scheu auf uns. Eine alte Dame stapft in ihrem bis zu den Knien hochgeschobenen roten Rocke vor uns durch den Straßendreck. Ihre nackten, dünnen, tiefgrauen Beine stehen einwärts wie schräge Stangen.

Drüben am rumänischen Ufer, wo der Nebel gestiegen war, taucht das Städtchen Gura-Vai auf. Die Donau fließt jetzt nach Überwindung der Katarakte ruhiger. Die Berge an unserem Ufer treten weiter zurück. Wir fahren in ein steiniges, flaches Vorland, durch das einige gelbe Bergwasser brausen. Vorn tut sich die große Tiefebene auf, durch die die Donau, immer breiter und deltaartiger werdend, dem Meere zuströmt.

Nach weiteren anderthalben Stunden sah ich hinten in der Ferne einen Fabrikschornstein. Er gehörte zu Turn-Severin, der ersten größeren rumänischen Stadt, die ihren Namen von dem Feldlager trägt, das Septiminus Severus hier anlegte. Diese ganze Donaustrecke, das ganze Donauland ist überschwemmt mit römischen Erinnerungen. Die zufällige Existenz eines lateinischen Staates hier unten an der Donau wird einem erst durch diese römischen Erinnerungen ein wenig historisch begreifbarer und näher gerückt.

Jetzt erst sahen wir Kladowo, das Ziel unserer Sehnsucht, einen ungleichmäßigen Doppelkirchturm, ein Gewirr von Mauern und Häusern, alles weiß, alt, türkisch anmutend. „Holla vorwärts!" rufen wir noch einmal dem braunen Rumänen zu. Die Pferde nehmen ihre letzte Kraft zusammen. Das Wägelchen springt über Steine und rohe hölzerne Bachbrücken. Ein merkwürdiges, türkisch gehaltenes rotes Grabmal mit serbischer Aufschrift taucht zur Linken noch auf. Aber wir achten auf nichts mehr, alle unsere Sinne sind gespannt. Werden wir sie noch sehen, die ersten Bulgaren?

Er saß regungslos auf seinem Pferde an der Straßenecke Kladowos, wo vom Markte die Gasse nach Milutinovac abbiegt — der

Digitized by Google

erste bulgarische Reiter, den wir sahen. Der Regen strömte auf den weiten Marktplatz nieder, der voll Menschen, Vieh und Wagen stand. Wir sahen ihn sofort durch hundert graue, blaue, grüne Uniformen. Es war ein Unteroffizier auf hohem Pferde — in braunem, dickem, rotbesetztem Tuch, mit der breiten Russenmütze, mit der großen dicken Kokarde, ein gebräunter Mann von 30 Jahren, der regungslos auf seinem Pferde saß. Wir grüßten ihn. Er antwortete, ohne das Gesicht zu verziehen. Der Türke sprach ihn türkisch an. Der Unteroffizier verstand ihn. Nun redeten sie. Der Bulgare hatte den letzten Krieg mitgemacht, er war bei Lüle Burgas verwundet worden. Er sagte, daß sie aus Negotin kämen — immer an der Donau entlang. Im ganzen 12 Mann und der Leutnant. Wie hieß der Leutnant? Gadjeff. Er sagte nur, was man ihn fragte. Er rührte sich nicht. Sein braunes japanerhaftes Gesicht blieb regungslos. Übrigens hatte er zwei gesattelte Pferde neben sich und wartete auf zwei Offiziere.

An derselben Ecke auf dem Marktplatz von Kladowo stand eine Reihe deutscher und österreichisch-ungarischer Generalstäbler. Alle hatten irgendeinen Anteil an dieser großen Sache. Alle standen hier im Regen, in einem abgelegenen serbischen Donaudorf, dessen Name niemand gekannt hatte — und alle wußten, daß diese paar braunen Uniformen jetzt der Geschichte angehörten.

Auch die Offiziere warteten. Die beiden Leutnants, die mit der Doppelpatrouille gestern abend 6 Uhr 25 Minuten auf der Chaussee von Brza Palanka eingeritten waren, sollten in einer halben Stunde wieder abreiten. Einer nach Orsowa, der andere mit der Mannschaft nach unbekanntem Ziele. Es war die höchste Zeit gewesen. Eine halbe Stunde später, und wir hätten keinen der braunen Gesellen mehr gesehen.

In einer Nebenstraße trafen wir sie — Gadjeff und Jenakieff waren ihre Namen. Der eine ein Weltmann, von französisch-russischer Bildung, selbstbewußt, einschmeichelnd bei aller Härte der Aussprache und der Körperbewegungen. Der andere echter, ungeschminkter, ohne fremde Sprachkenntnisse, brauner, gelber, japanischer. Dieser stand regungslos und blinzelte mit keinem Auge, während der andere erzählte.

Er war mit 12 Reitern aus Negotin geritten, schon vor drei Tagen. Sein Auftrag war, mit uns in Verbindung zu kommen. Am ersten Tage erschien er in Brza Palanka, 15 Kilometer südlich von Kladowo. Damals standen die Serben noch in Kladowo. Er konnte nicht weiter und mußte zurück. Er begegnet einem Rittmeister mit einer stärkeren Abteilung. Sie reiten wieder nach Brza Palanka zu neuem Versuch. Hier treffen sie auf Jenakieff, der mit 12 anderen Reitern desselben Regiments von Studnik durchgebrochen war. Es war mittags 11 Uhr, als sie in Brza Palanka eingeritten waren. Um 3 Uhr trabte die Doppelpatrouille in nördlicher Richtung ab. Kurz nach 4 Uhr wird eine feindliche Abteilung gemeldet. Drei Reiter traben

Digitized by Google

vor. Sie stellen den Feind als ungarische Reiterei fest, die auf dem Vormarsch begriffen ist. Die Bulgaren geben sich durch Hurrarufe zu erkennen. Die Ungarn stutzen einen Augenblick. Dann beginnt ein Eljenrufen, ein Mützenschwenken von beiden Seiten. Die Patrouille kommt herangesprengt, und zwei Stunden später reiten die ersten Bulgaren unter dem Jubel aller verbündeten Truppen in Kladowo ein.

In Kladowo liegt zurzeit ein Honved-Regiment, das erst kürzlich nach der siegreichen Erstürmung des Avallaberges am Fuße dieser Höhe zusammengestellt wurde. Der Oberst dieses Regiments empfängt und begrüßt die tapferen Reiter. Als er die beiden Führer umarmt, kommen ihm die Tränen. Bis tief in die Nacht hinein sitzen die beiden fremden und nun uns so eng verbündeten jungen Vertreter der bulgarischen Armee mit dem Stabe dieses Regiments zusammen. Es werden kurze Reden gehalten. Es wird eine Depesche abgesandt — an den deutschen Chef des Stabes der Armee, den „geistigen Urheber der Vereinigung der drei Armeen auf dem blutgetränkten Boden Serbiens".

Draußen, in den Quartieren der alten Festung, sitzen die bulgarischen Reiter derweilen mit unsern Soldaten zusammen und versuchen die erste Verständigung — bei Negotin- und Ungarwein. Es gibt Musik und Lieder, am Schlusse gibt es Tänze. Die alten Mauern der Türkenstadt erzittern vor Staunen. Die Rumänen am andern Ufer hören das Singen und Musizieren, hören die bulgarischen Lieder und wissen, was die Uhr der bulgarischen Geschichte geschlagen hat...

Der Akzent des Bulgaren, der vor einigen Wochen noch in Paris Staatswissenschaften studierte, ist etwas hart, sonst redet er ganz wie ein Franzose — über sein aufsteigendes Vaterland, über den Sieg der Mittelmächte, über Frankreich und Italien als Englands Marionetten. Er findet die höflichsten Worte für seinen Dank gegen die Herren, die ihn so herzlich hier aufnehmen. Als er sich von dem Türken Achmed Emin verabschiedet, macht er dem tapferen türkischen Heere von heute seine Reverenz. Nur wenn er von Serbien redet, merkt man, welcher Haß zwischen diesen beiden Stämmen lodert. Über Rußland sagt er wenig. Nur betont er bei jeder Gelegenheit, daß die Bulgaren nicht slawischer, sondern mongolischer Abkunft, daß sie mit Ungarn und Finnen eng verwandt seien.

Nachher schlendern wir durch die Straßen dieses alten Nestes; die weißen Festungsmauern sind mit Grün überwuchert. Von allen Häusern hängen weiße Fahnen. Wir treffen den neuernannten Bürgermeister — ungarischer Abkunft. Der Regen hat aufgehört. Die dunklen rumänischen Berge liegen massig da, nur einige weiße Nebelfetzen spielen noch an ihren Hängen. Die Donau schießt gelbrot vorbei. Die Pfeilerreste der alten Römerbrücke, die man bei niedrigem Wasserstand noch sieht, sind verdeckt von der herbstlichen Hochflut.

Plötzlich hinter uns Rufe, lautes Pferdegetrappel... wir reißen

Digitized by Google

uns herum: es sind die Bulgaren. An ihrer Spitze Jenakieff — keine Gesichtsmuskel rührt sich. Dann kommt der Unteroffizier. Dann kommen die 24 Reiter. Sie traben schnell vorbei, eine braune Wolke mit roten Linien, mit gelbleuchtenden Gesichtern, von denen einige lachen. Der Dreck spritzt hoch an die Bäuche ihrer braunen Pferde. Sie reiten auf der Chaussee nach Brza Palanka. Ein deutscher Minenwerfer stand mit den Händen in den Taschen und sah ihnen versunken nach.

Im Tal der Morawa

Kragujewac, 5. November 1915.

Von Kevevara ging es in einem regelrechten Eisenbahntrajekt über die Donau. Unser Waggon stand nebst 13 Güterwagen auf einem Riesenschleppkahn. Im Donauschilf war eine rote Eisenbrücke gebaut, von der die Wagen direkt auf den Kahn rollten. Ein Schleppdampfer zog uns vom Ufer. Ein paar Schwestern des Kriegslazaretts in Kevevara winkten. Die braunen kahlen Hügel Serbiens lagen im Nachmittagslicht vor uns. Neben mir stand ein Pionier aus Neumünster und fragte, wann der Krieg wohl zu Ende sei.

Wir bogen hinter der Semendrianer Insel stromaufwärts, und bald lösten sich aus den Hängen der braunen Weinberge die zackigen Silhouetten der alten Türkenfeste. Der Pionier war ein Eisenbahner. Er hatte vor ein paar Wochen noch in Polen Feldbahnen gebaut. Dann waren sie drei Tage durch die Pußta gefahren. Sie hatten den Übergang vorbereitet, hatten kleine Geschützbahnen angelegt, im Sumpf des Donaurieds, im Kampf mit dem täglich steigenden Strom die eiserne Brücke geschlagen. Jetzt fuhren sie nach Serbien.

Das gelbe Wasser rauschte. Die Insel war überschwemmt. Semendria kam näher. Immer breiter legte sich die grauweiße Festung vor die Stadt, deren weiße Häuser in den braunen Weinbergen verschwanden.

Die Eisenbahner waren schon einmal in Semendria gewesen. Das heißt, nicht in der Stadt, sondern in den Weinbergen, die noch jetzt voll der schönsten dicksten Trauben hingen. Sie waren mit fünf Mann im Dunkel des Abends fortgefahren, hatten vier Stunden schwer gegen den Strom gerudert und waren erst gegen Morgen wieder zurückgekommen. Alles um ein paar Trauben willen. Aber es waren Norddeutsche, die noch niemals in ihrem Leben einen reifen Weinberg betreten hatten.

Am Ufer von Semendria, dicht neben dem östlichen Flügelturm der zerfallenen Festung, landeten wir. Der Turm lag halb in Trümmern. Aus den Trümmern roch es süßlich nach Leichen. Eine rote Eisenbrücke nahm uns auch hier in Empfang. Hunderte von Men-

Digitized by Google

schen gruben, hackten, sprengten. In das Sumpfland wurden dicke Pfähle geschlagen. Ohne Dampfkraft sanken die Pfähle bei jedem Schlage tief in den Morast. An 40 Stricken zogen 40 Männer den schweren eisernen Rammklotz hoch. Es waren Württemberger. Zu jedem Zug und Schlag sangen sie.

Wie wir über den neuen Bahndamm kriechen, kommt uns ein erster Zug serbischer Gefangener entgegen. An der Spitze ein blonder Bursche mit weichem Flaum am Kinn. Er spricht ein wenig deutsch, ist Gymnasiast der ersten Klasse und vor zwei Monaten eingestellt. Ich frage ihn, ob er weiß, daß serbische Frauen im Schützengraben von uns gefangen wurden. Er sagt: „O ja, die Frauen bringen bei uns den Männern das Essen und das Wasser in die Gräben.“ Der junge Mann ist durch ein paar Streifen am Arm als Unteroffizier kenntlich; alle übrigen sind von Zivilisten auf den ersten Blick kaum zu unterscheiden. An den Füßen tragen sie riemengeflochtene Opanken, die serbischen Nationalschuhe; der Anzug ist graugrün, Mütze und Mantel desgleichen. An den Mänteln findet man zuweilen russische und englische Knöpfe. Sonst war an diesen Soldaten nichts Soldatisches zu sehen. Aber es waren offenbar auch keine Linientruppen. Alte und Junge, Mazedonier, Albanier, Altserben — ein wenig imponierendes Gemisch, das scheu und sklavisch sich an uns vorüberdrückte. Sie erinnerten in nichts an das serbische Heldentum der alten Lieder und neuen Ententehymnen, auch nicht an die gefangenen Franzosen, deren Haltung wir im Westen so oft bewundert haben.

Die Wein- und Getreidestadt Semendria (serbisch Smederowo) ist, wie Tekija als serbische Zentrale der mittleren Donausicherung mit unserer schweren Artillerie überschüttet, teils eingeebnet, teils verbrannt, fast ganz verlassen. Die Kirche durch ein paar Treffer oben und unten eingebeult. Selbst die Weinberge, an deren oberem Rand sich die serbischen Gräben entlang zogen, hier und da durch große Trichter aufgerissen. Von den dicken Festungsmauern liegen die stärksten, nur leise angekratzt, fast unberührt da. Andere hängen drohend schief über dem Flußufer. Einige sind zu grauen Schuttbergen zusammengeschossen. Auf einem Turme stehen zwölf Riesenfässer mit H. B. bemalt. Es sind Wasserfässer, aus denen die Lokomotiven des nahen Bahnhofes gespeist werden. Mitten in den Trümmern eine Lokomobile, die das Donauwasser hinauf auf diesen seltsamen „Wasserturm“ pumpt.

Die Nacht schlafen wir im Eisenbahnwagen. Es ist erst wenig deutsches Material hinübergeschafft. Die Serben haben alles mitgeschleppt, natürlich. Die paar Wagen werden hin und her rangiert. An Schlaf ist kaum zu denken. Man sitzt am Fenster. In der Stadt huschen dann und wann Lichter auf. Flüchtige Einwohner, die in ihre Häuser zurückkehren. Man klettert aus dem Wagen und schlendert durch die nächtlichen Straßen. Vom Donauufer klingt das singende Rufen der Pioniere herauf. Jeden Augenblick wird man angerufen:

3*

Digitized by Google

„Halt, wer da?“ Alles geht mit Laternen, sowie es in türkischer Zeit hier überall Gesetz und Ordnung war. Wer kein Licht bei sich trug, ward niedergeschossen. Man watet durch tiefen Dreck, der glatt und grau vor einem liegt, im Schein der Laterne wie großstädtisches Asphaltpflaster. An der Festung wird noch gesprengt bei zischendem Fackellicht. Wieder kommt man an den süßlichen Geruch der Trümmer des östlichen Flügelturmes. In der Ruine des Turmes steht ein verlassenes serbisches Geschütz. Sein graubraunes Bronzerohr zeigt durch ein Loch des Turmes auf die Semendrianer Insel. Auf dem Rohr spielt das Licht des Mondes. Man erkennt türkische Lettern. Draußen gurgelt das gelbe Wasser durch die Steine des Ufers hin. Der Donauübergang bei Semendria ist der einzige, der unsern wackeren Pionieren starke Verluste kostete.

Am andern Vormittag brachen wir ins Innere auf. Als die Autos keuchend die Höhen erreicht hatten, die die Stadt umkränzen, lag das überschwemmte Donaubecken glitzernd zu unsern Füßen. Über der grauweißen Festung kreisten dicke Schwärme von Raben.

Unser Ziel war Kragujewac. Die Straße, auf der wir fuhren, war die Hauptstraße des mittleren Serbien. Auf dieser Straße, die dem Lauf der Morawa stromaufwärts auf dem linken Ufer folgt, war der Kern der deutschen Armeen landeinwärts gezogen. Die Straßen Serbiens sind berüchtigt. Jetzt waren bei Regen und Überschwemmung Tausende von Wagen, Tausende von Menschen über diese einzige Straße hingeflutet. Diese Straße, die auf und ab steigt, bestand aus Hügeln von zähem Lehm und aus Teichen von sattem Schmutzwasser. Durch die Teiche pflügten unsere Wagen, indem sie wie Rennboote links und rechts in weiten Flügeln ihr Wasser warfen. Über die zähen Erdhügel, auf denen eine tiefe Rinne dicht neben der andern lag, krochen sie langsam, stöhnend, brüllend mit dem letzten Gang. Sie warfen sich links und rechts — immer nach einer günstigen Querbahn spähend, jede leise Andeutung von Stein und Schotter gierig benutzend. Oft blieben sie stecken. Dann kletterten wir in den Schmutz — 30, 40 cm ist nicht übertrieben. Wir wanderten vor dem Wagen her. Wir saßen auf der Schwelle eines Bauernhauses und warteten zwei Stunden, bis die Chauffeure mit Holz und Hebebäumen unsern Wagen aus einem großen Graben gezogen hatten. Wir gingen vor Langeweile in das Haus — da sahen wir eine tote Frau, die von ihrer Tochter mit Blumen zur letzten Ruhe geschmückt wurde.

Wir kamen durch ein Dutzend Dörfer, manche, in denen das sich vorwärts ringende deutsche Heer schwere Kämpfe zu bestehen gehabt hatte: Vranovo und Mala Krsna, Osipaonica und Lugavcina, Velik Orasje und Velik Plana. Überall standen die Frauen und Männer vor den Häusern und verneigten sich. Neben den weißen Fahnen der Ergebung tauchten schwarze auf, hergerichtet aus allerlei Sorten unmöglichen Tuches. An den Fahnenstöcken waren Blumen be-

Digitized by Google

festigt. Auch an den Holzpforten einiger Häuser sahen wir Blumensträuße — um Gnade flehend und Schonung. Diese Blumen und die sich verneigenden Menschen erinnern an den Siegeszug eines Weißen durch die Negerdörfer von Afrika.

Die Dörfer und die Landstraße wimmelten von Truppen und Kolonnen. Die schweren Trainwagen der Heimat hatten sich freilich längst in die leichten Gitterwägelchen der ungarischen und serbischen Bauern verwandelt. Was ihnen dadurch an Größe und exakter Gleichförmigkeit abging, das gewannen sie an Brauchbarkeit und Dauerhaftigkeit. So ein leichter „Panjewagen" ist unverwüstlich. Er paßt sich allen Löchern und Hügeln an, er kann nach links und rechts zu gleicher Zeit nachgeben. Und wie die Wagen, so die Bespannung. Keine dicken belgischen oder nordfranzösischen Gäule, sondern entweder kleine, struppige Zigeunerpferde oder Rinder oder Büffel. Ein Büffelgespann ist nicht leicht zu lenken. Man schlägt wie wild auf dem Tier herum, und es rührt sich nicht. Meist wird heute das Büffelgespann von seinem Besitzer (neben dem deutschen Soldaten) begleitet. Diese Büffel- und Rinderfuhren gehen sehr langsam. Die Schnelligkeit des deutschen Vormarsches kann erst beim Anblick dieser zahllosen kriechenden Fuhren recht gewürdigt werden.

Eigentlich wollten wir an diesem ersten Abend bis Svilainac. Aber als wir hinter Markovac an die Lepinica kamen, war für jedes Auto Schluß. Die Lepinica war weit über ihre Ufer getreten, und die Wiesen mit einer Wassertiefe von über $^1/_2$ m konnten nur mit dem Fuhrwerk durchquert werden. In einem Bauernhaus war noch ein großes kahles, steingepflastertes Zimmer frei. Hier blieben wir. Aus der Richtung von Lapowo donnerten die Kanonen von Kragujewac.

Es war das erste serbische Bauernhaus, in dem ich schlief (auf einer schmalen Bank, mit Stroh bedeckt, in dem die Mäuse raschelten). In dem Hause wohnten drei Frauen. Der Hausherr war trotz seiner Jahre eingerückt. Die Frau regierte. Sie saß in der Küche neben dem Ofen, über welchem Paprika trocknete. An der Wand stand eine Schwiegertochter, schwarz gekleidet, mit schwarzem Kopftuch, das das Gesicht beinahe halb bedeckte — ein ebenmäßiges bleiches Gesicht mit edler Nase und schwermütigen Augen. Ihr Mann, der Sohn, war im Türkenkrieg gefallen. Sie holte sein Bild — ein schöner sauberer Bursche in schmucker Uniform — wie anders als die gefangenen Trauergestalten von Semendria. Auf dem Lager neben dem Ofen saß die andere Schwiegertochter und nähte. Ihr Mann, der zweite Sohn, stand gegen uns im Felde. Neben der jungen Kriegerfrau saß ihr vierjähriges Bürschchen. Er hieß Lazar — wie jener alte Serbenzar, Lazar Proskitsch. Wir schenkten ihm ein paar Kreuzer und er sagte uns ein Gedicht auf. Es handelte von Krieg und Vaterland und Jugend. Alle Verse begleitete der Kleine mit Arm- und Beinbewegungen. Unbefangen und keck redete er. Die Augen der Alten und der Mutter leuchteten. Die schwarze Schwiegertochter stand stumm an der Wand.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen sah ich sie noch einmal — die Schwarze. Sie stand in einem Schuppen und holte Maisbusch für die Rinder. Über ihr und über dem ganzen Hause lag etwas Hartes, drückend Patriarchalisches. Vielleicht war es die alte serbische Agrarverfassung der Zadruga, der Hausgemeinschaft, die alle Kinder und Kindeskinder, ihre Frauen und Männer, unter das Joch des Familienältesten beugt.

Krieg auf der Landstraße

Kragujevac, 9. November 1915.

Am andern Morgen fuhren wir durch die Lepenica, einen Nebenfluß der Morawa, der aus dem Gebirgsstock von Kragujevac herunterströmt. Sonst ein halb vertrockneter Bach, war er jetzt weit aus seinem steinigen Bett getreten, schoß durch die Pflaumengärten und über die Kukurutzfelder der Bauern reißend hin und untergrub Hütten und Häuser, daß sie schief im Wasser hingen. Es gab einen schmalen Damm, der durch das überschwemmte Land bis an die Furt ging. Diesen galt es einzuhalten. Wir fuhren auf ein paar leichten „Panjewagen". Von unserem Gepäck nahmen wir unser Schreibmaterial in den Arm. Alles andere tauchte für einen Augenblick in die dreckigen Wasser ein. Mit Holla und Hussa ging es hindurch. Links und rechts vom Damm lagen versunkene Wagen. Pferdekadaver streckten ihre Hufe über das Wasser. An einer Stelle standen ein paar Soldaten bis über die Hüften in der gelben Flut und versuchten, ihr Gefährt wieder aufzurichten.

Der Vormarsch in Serbien ist etwas anderes als der Vormarsch in Frankreich, ja auch in Rußland. Das zeigen die Kadaver der Pferde und die Trümmer der Wagen, die längs der großen Straßen hier im Graben liegen. Mancher von diesen Wagen ist vor einem Jahre glücklich von der Marne bis zur Aisne gerollt. Von diesen Pferden haben einige ihre Lasten glücklich durch das Sumpfland Polens gebracht. Hier in Serbien scheiterten sie. Wenn man sie liegen sieht, möchte man auch ihnen etwas wie Dank sagen, auch den Wagen, die aus irgendeinem Bauernhause Flanderns oder Kurlands stammen und nun hier am Wege verfaulen werden.

Der Herbst ist warm hier. Alle Gärten stehen noch voll von Blumen. Als ich in mein Quartier in Kragujevac kam, fand ich auf dem Tische ein Glas mit Veilchen — dunkelblau, duftend. Einer von uns schickte Rosen nach Haus. Der Herbst in Serbien soll berühmt sein. Wenn ich nicht irre, liegen wir hier auf dem Breitengrade von Florenz.

Es ist merkwürdig mit diesem Lande. Vom General bis zum Trainkutscher — alles ist überrascht. Dieses „Lauseland" ist reich — an Vieh, an fruchtbarem Boden. Die Dörfer machen einen geordneten Eindruck — man findet Schulen von einer Größe, wie nicht immer

in Westeuropa. Und die Menschen sind das Überraschendste. Entgegenkommend, freundlich, zu jeder Hilfe bereit da, wo man es erwarten kann — zurückhaltend und kühl, wo der nationale Takt es gebietet. Wer das okkupierte Frankreich kennt, findet Anlaß zu merkwürdigen Vergleichen.

Diese Nacht gegen 3 Uhr lag ich im Fenster des Zimmers, das auf den Hof hinausgeht. Die Nacht war hell. Aus den Bergen ab und zu ein dumpfes Gepolter. Sonst Totenstille. Auf dem Hofe standen 20 „Panjewagen" nebeneinander. 40 Ochsen lagen auf Maisstroh. Zwischen den Wagen und Ochsen kauerten Männer und Frauen. Man hörte ein Flüstern, ein Seufzen. Die Rinder kauten langsam, breit, patzig. Diese 20 Wagen fuhren von morgen früh ab in der Kolonne. Dabei war es den Besitzern der Wagen freigestellt, den Wagen gegen Tagelohn zu begleiten. Die meisten blieben bei ihren Fuhrwerken. Nur die Zulassung der Frauen mußte abgelehnt werden.

Gestern Abend ist der erste Eisenbahntransport in Kragujevac eingetroffen. Zwischen Semendria und hier wird es in einigen Tagen einen regelmäßigen Bahnverkehr geben. Auf der großen Strecke Belgrad—Nisch haben unsere Eisenbahner sich bis Cuprija vorgearbeitet. Die Serben haben ihre Bahn teils gar nicht, teils in kindlicher Weise zu zerstören versucht. Sie haben ein paar Weichen auf dem Bahnhof in Kragujevac ausgerissen und in einen nahen Sumpf geworfen — ein paar Schienen auf der Strecke desgleichen. Unsere Eisenbahner kennen diese Methoden aus Rußland. In einem halben Tage ist der Schaden repariert.

Als wir einen Tag nach der Einnahme hier in Kragujevac ankamen, war an Eisenbahnfahrt noch nicht zu denken. Das frischgeweißte Stationsgebäude von Lapowo (alle Stationsgebäude sind seit der großen Epidemie hier zur unteren Hälfte weiß gekalkt), von dem die Zweigbahn nach Kragujevac abbiegt, lag betrieblos da. Aus der aufgeweichten Heerstraße, die im Morawatal weiter aufwärts über Bagrdan nach Jagodina führt, lenkten unsere Wagen in die von Kolonnen kaum berührte Straße nach Kragujevac ein — immer längs der Lepeniza haltend. Auch die serbische Landschaft hat uns alle überrascht. Dieses breite Tal, mit den weichen Hügellinien, mit den weißen, sorgsam eingezäunten Bauernhäusern, vor denen buntgekleidete Frauen und Kinder stehen, diese griechisch blauen Berge am südlichen Horizont, diese graubraun angebrannte müde Morawaebene — niemand hat uns dieses Land lieben gelehrt. Wir mußten erst mit Mörsern und Kolonnen kommen, um zu entdecken, wie schön dieses Serbien ist.

Zwischen Lapovo und Kragujevac sahen wir den wandernden Krieg. Marschierende Regimenter — eine Reihe im Graben, eine Reihe auf der Wiese, eine in der Spur der Wagen. Vollbepackt, gebückt, die Gesichter rot und braun, die Kragen auf, die Brust fast nackt, der ganze Mann bis an die Hüften voll von Dreck gespritzt — die schweren Stiefel langsam Schritt vor Schritt setzend, ohne Scherz, ohne Klage — vor-

Digitized by Google

wärts. Plötzlich links am Wege eine feuernde Batterie — nicht eingebaut, ohne Fliegerdeckung — hingesetzt wie ein Mann, der vom Wege kurz abseits in den Busch tritt — alles offen, bloß die Munition im Graben — heute Abend geht die Batterie weiter vor. Längs der langen Straße Kolonnen hinter Kolonnen. Wir können 5 Kilometer unserer Straße übersehen, die am Fuß des Gebirges in Windungen aus- und einläuft. Eine Riesenschlange von Wagen und Pferden schiebt sich nach vorn. Der Rücken der Pferde, der Rücken der Reiter bis oben an den Hals hinauf, alles ist bespritzt mit Dreck, bedeckt von einer dicken, harten, grauen Kruste. Wenn die Schenkel der Pferde sich spannen, bröckelt die trockene Kruste ab. Auf den abgeernteten Maisfeldern rauchende Feuer, Zelte, wiehernde Pferde — lagernde Truppen. Die blaugrauen Donau-Regimenter, rote Hosen der Ungarn, rote Kappen von Bosniaken, unsere eigenen Leute wie graue Gewächse der Erde — liegend, stehend. An den Wagen und Karren hängen Tornister und Bratpfannen, Hühner und Matratzen. Aus den Kesseln dampfen Wolken von Fleisch- und Reisduft. Schweine quieken, an den Wagen festgebunden, Maiskolben fressend, geschlachtete Rinder hängen an Pfählen — weithin glänzt das Gelb und Rot ihres fetten Fleisches. In langen Reihen treten die Männer mit ihren Blechnäpfen heran. Solche Fetzen Fleisches bekamen sie weder in Frankreich noch in Polen.

Die Sonne lag in den Wäldern der westlichen Schumadija, als Kragujevac vor uns auftauchte. Eine breite weiße Stadt im Tal — mit gelben Kasernen, zwei bauchigen Kirchtürmen und den dunklen Schornsteinen des Arsenals.

Kragujevac

Jagodina, 12. November 1915.

Zuerst wohnte ich bei einer deutschen Familie, deren Vater am 1. November gefallen war. Die Stadt war damals schon übergeben. Es war mittags zwischen 11 und 12 Uhr. Aus den Höhen oberhalb des Arsenals knallten abziehende serbische Banden ziellos in die Stadt. Der alte Mann war aufs Dach gestiegen, um die weiße Fahne zu hissen. Eine verirrte Kugel traf ihn ins Herz. Diese Familie — aus Pforzheim stammend — wohnte seit 50 Jahren in Kragujevac. Sie hatten einen Kramladen, und liefen jetzt von einem Offizier zum andern, daß ihnen ihre Vorräte nicht geplündert würden. Eine Tochter, die ich besuchte, war an einen Serben verheiratet, der in einem der Hospitäler als Sanitätssoldat gedient hatte. Jetzt ging er seiner Arbeit nach. Die Kinder verstanden kein Wort Deutsch.

Dann wohnte ich im Arbeiterviertel von Kragujevac — bei einer jungen Frau mit zwei Säuglingen, die Tag und Nacht schrien. Eine große Stube mit groben Bauernteppichen, billigen Stadtmöbeln, An-

Digitized by Google

sichtspostkarten an den Wänden, auf dem Tisch eine dicke populäre Allerweltsheilkunde. Die Frau konnte so wenig deutsch wie ich serbisch. Aber wenn sie fortging, legte sie die beiden Säuglinge auf den Teppich zu meinen Füßen. Ich konnte nichts dagegen tun. Beide sahen aus wie Zigeunerkinder, braun, schwarz. Der eine hatte Augenbrauen — zwei Zentimeter lang. Abends kamen zwei serbische Arsenalarbeiter, die etwas deutsch verstanden, ein Dreher und ein Zimmerer. Wir plauderten, so gut es ging, von den Löhnen im Arsenal, von den serbischen Gewerkschaften (von denen die der Schneider, Opankenmacher und Metallarbeiter die größten sind), von der drückenden Zensur und eingeschränkten Versammlungsfreiheit, die in Serbien schon seit dem letzten Balkankrieg bestand. Der Dreher holte einen Stoß Ansichtspostkarten, unter denen sich eine schmutzige alte von Liebknechts Begräbnisfeier und eine neue (wenn auch ebenso schmutzige) vom Hamburger Gewerkschaftshaus befand. Nirgends sind wir so freundlich, bei aller Distanz so liebenswürdig aufgenommen, wie bei diesen Leuten. Sie wuschen und bügelten für uns bis in die Nacht, sie holten mir von weit her ein paar Kartoffeln (die hier jetzt selten sind), sie räumten ihre Schlafzimmer für uns und teilten das letzte Stück Zucker und waren erstaunt, als wir ihnen am Schlusse Bezahlung anboten.

Anderer Art, aber nicht minder freundlich, war der Empfang beim ehemaligen Finanzminister Vukasin Petrovic. Dieser alte Herr, mit dem Gesicht eines pfiffigen Kantors, wohnt sonst in Belgrad. Er betont, daß er dort einen Park von 1000 qm sein eigen nennt. Kragujevac ist seine Heimatstadt. Er bedauert, uns in einem fremden kleinbürgerlichen Hause empfangen zu müssen. Mit der ein wenig eitlen Befriedigung eines Politikers, dessen Prophezeiungen in Erfüllung gegangen sind, gibt Herr Petrovic, der einst zu den Hauptstützen der österreichfreundlichen Milangruppe gehörte, uns über alle Fragen den gewünschten Aufschluß. Dabei läßt er nebenher einfließen, daß ihm das Prädikat Exzellenz gebührt.

Er erzählt von den letzten Tagen der Stadt vor der Einnahme. Als der Anmarsch der Deutschen immer drohender ward, berief er eine allgemeine Bürgerversammlung — am 27. Oktober. Diese Versammlung wählte ihn zum Präsidenten der Stadt. Gleichzeitig wurde eine 136 Mann starke Bürgergarde gebildet. Denn schon rotteten sich einzelne Komitadschis zu Banden zusammen, die Plünderungen versuchten. (Von den Kamitadschis redete Herr Petrovic wie von feststehenden, unausrottbaren Größen — besonders nannte er öfter eine fünfzehnköpfige Bande dieser Art.) Somit hatte Kragujevac eine neue Regierung — einen Ausschuß, einen Präsidenten und eine Bürgergarde. Aber die beiden ersten sollten erst dann in Funktion treten, wenn der letzte Soldat die Stadt verlassen hatte. Bei allen diesen Maßregeln machte weder der Präfekt noch der Stadtkommandant irgendwelche Schwierigkeiten. Die Behörden blieben noch ein paar Tage in der Stadt. Versuche, die von gewissen politischen Strömun-

Digitized by Google

gen im Lande gemacht wurden, sie zum Bleiben zu bewegen, schlugen fehl. Endlich zogen sie ab — in Richtung Krusevac. Die Bahn nach Lapowo war in all diesen Tagen überfüllt mit Zügen, die das Arsenal entleerten. Zunächst wurde alles geladene Geschoßmaterial, alle brauchbaren Geschütze, dann die wertvollsten der Maschinen abzutransportieren versucht. Rohmaterial, Geschoßhülsen, Gewehrmunition blieb liegen. Von den Öl- und Benzintanks ließ man die meisten leerlaufen. Was verbrennbar war im Arsenal, zündete man an. Nachts strömten die serbischen Regimenter und Kolonnen durch die Stadt — auf dem Rückzug. Das letzte serbische Regiment verließ Kragujevac in der Nacht vom Sonntag, den 31. Oktober auf Montag, den 1. November. Die serbischen Truppen waren nicht entmutigt. Sie sangen und glaubten fest, nach ein paar Tagen mit den Verbündeten wieder in Kragujevac einziehen zu können.

Unterdessen hatte Petrovic das Regiment übernommen und die Vorbereitungen zur Kapitulation getroffen. Gegen die bedingungslose Übergabe der Stadt erhob sich in der Bürgerschaft fast kein Widerspruch. Es wurden zwei Parlamentäre ausgewählt, ein 75jähriger Serbe und einer von den deutschen Arsenalarbeitern, der schon seit 30 Jahren im Lande war. Diese beiden zogen zu Pferde mit weißen Fahnen auf der Straße nach Bartocnia ab. Es war halb drei Uhr nachts. Gleich hinter ihnen ward die Lepnicabrücke gesprengt. Um 6 Uhr morgens stießen sie auf die ersten deutschen Patrouillen. Zu dem nächsten Hauptmann geführt, übergaben sie einen von Petrovic auf deutsch verfaßten Brief, der die Kapitulation anbot und ein tadelloses Verhalten der Zivilbevölkerung versprach. Nur für eventuelle Ausschreitungen der Komitadschis könne hier wie nirgends absolute Garantie geboten werden. Dieser letzte Satz machte zunächst noch einige Schwierigkeiten. Aber nachdem eine deutsche Patrouille mit einem Major an der Spitze gegen 9 Uhr in die Stadt eingeritten war und die Verhandlungen mit Petrovic persönlich geführt wurden, einigte man sich. Es wurden Geiseln gestellt. Der Ausschuß ward als neuer Gemeinderat eingesetzt und an die Spitze der Stadtverwaltung trat ein sozialdemokratischer Arbeiter, ein noch junger Mann. „Wir nahmen diesen," sagte Herr Petrovic, „weil er das allgemeine Vertrauen genoß und weil wir sicher waren, er würde die Lasten gerecht verteilen." Die Fahnen der Verbündeten gingen auf dem Stadthaus hoch. Kragujevac, die alte Hauptstadt, der Ausgangspunkt der serbischen Befreiung, war in deutschem Besitz.

Die Stadt hat im Frieden 18000 Einwohner. Jetzt waren es weit über 20000. Was geflohen war (wie überall die Wohlhabenden), das war reichlich ersetzt durch die zahllosen Flüchtlinge, die die Straßen der Stadt „belebten". Teils mit kleinen Handwagen, teils mit Ochsengespannen. Die paar Pferde waren alt, klein und meistens hatten sie irgendeine Wunde. Unter den Frauen (Männer sah man fast keine) waren viele Zigeunerinnen. Die Flüchtlinge stammten alle aus dem okkupierten

Digitized by Google

Gebiet. Eine schöne junge Frau mit einem Kinde und einem stolzen Ochsengespann (als ob ihrer Schönheit wegen niemand gewagt hätte, ihr etwas zu nehmen) kam aus der Umgebung Belgrads. Andere aus Semendria. In einem klappernden Wagen auf Maisbusch lag ein halbtoter Greis. Die überhaupt etwas zu essen hatten, kauten Kukurutzbrot, dazu Kaimak (eine Art Schafbutterkäse) — andere knabberten an schwarzgerösteten Maiskolben.

In den ersten Tagen war für alle das Essen knapp — wie immer, wenn große Truppenmengen in eine Stadt strömen, deren normale Zufuhrstraßen gesperrt sind. Wir alle mußten — nicht um Fleisch, wohl aber um Brot und trinkbaren Kaffee kämpfen. Ich kam in das serbische Hospital, in dem ein griechischer Arzt während der letzten Zeit für 400 Verwundete gesorgt hat. In diesem Spital war auch eine Anzahl neutraler Schwestern tätig — holländische, norwegische, dänische. Ich besuchte sie. Wir redeten über Thistedt, Klampenborg und die Wälder von Fünen. Schließlich sagten die Schwestern, daß sie seit 5 Tagen kein Brot gegessen hätten. Ich lief den ganzen Nachmittag Brot fechten. Schließlich erjagte ich eins — noch warm und ein wenig angebrannt. Ich zog mit dem Brot ins Spital, das auf einem Berge liegt und früher eine Kaserne war. Ich freute mich, mit den drei Nordländerinnen etwas dänisch sprechen zu können — auch weil sie jung und sauber waren — mitten in diesem Schmutz und Elend, in diesen Grausamkeiten des Krieges. Aber als sich die Freude über das Brot eben gelegt, als ich mich gerade gesetzt hatte, trat eine holländische Oberschwester ins Zimmer — alt, streng, mit starkem Schnurrbart. Und nun gab es statt dänischer Erinnerungen eine langweilige Debatte über die Bibliothek von Löwen und den Dom von Reims.

Heute liegt Kragujevac drei Tage hinter uns, mit seinem elenden Hotel, in dem es nur sauren Wein gab, mit seinem verlassenen Arsenal, in dessen Sälen die zerschnittenen Treibriemen von den Decken hingen, mit seinen klirrenden, verbotenen Nachtgeräuschen. Wir sind jetzt in Jagodina, unten im Morawatal. Gestern abend kamen wir an, mit dem ersten Eisenbahnzug, der die schnell reparierte Strecke befuhr. Die Stadt lag im Dunkel. Vom Bahnhofsplatz schlugen rote Lagerfeuer an eine alte halbzerfallene Moschee, so das einzig beleuchtete Gebäude des Ortes. Man sah, daß auf der Galerie, die um das Minarett ging, Gras wuchs.

Jetzt sitze ich in einem bloßen, gekalkten Zimmer. Das Fenster ist verhangen. Seit mehreren Stunden schlachten Kroaten vor mir im Hofe Schweine, Rinder und stumme Schafe. Der ganze Hof riecht nach Blut. Im Stroh zucken sterbende Leiber. Die Kroaten sengen den Schweinen die Borsten ab — indem sie Stroh auf ihren Rücken häufen und dieses anzünden. Ich denke weit nach Norden — und über ein Strohhaus an der Elbe hinweg nach einem Schloß in Frankreich — hoch über der Maas.

Digitized by Google

Durch die Schumadija

Kraljevo, 18. November 1915.

Montag, den 15. November. Gestern nachmittag im Auto von Kragujevac ab nach Kraljevo. 15 Minuten nach Abfahrt wird der Benzintank aufgerissen. Wir halten zwischen schimpfenden Kolonnen und rückkehrenden Flüchtlingen; scheu, in bunten Lumpen, eine Frau im Wandern säugend, ein Lahmer auf einem Esel reitend, im rechten Arm ein Kind, im linken seine Holzkrücken. Ein Chauffeur wandert zurück in die Stadt und kommt nicht wieder. Es wird dunkel und kalt. Wir stehen in einem See von stinkendem Benzin. Der zweite Chauffeur geht in die Stadt, Hilfe zu holen. Keine Kolonnen mehr. Stockfinstere Nacht. Rechts von der Wiese rauscht ein Bach. Auch der zweite Chauffeur kommt nicht wieder. Wir hüllen uns in Decken und versuchen zu schlafen. Links oben ein rotes Feuer auf der Wiese. Der Bach rauscht lauter. Kein Schlaf. Ich rauche eine Zigarre nach der andern.

Morgens um 6 Uhr neue Kolonnen — alle Richtung Kraljevo. Kein Chauffeur zu sehen. Wir warten bis 8 Uhr. Dann werfen wir unser Gepäck auf eine Proviantkolonne und springen auf zwei Haferwagen. Die Kolonne (alle sprechen sächsisch) will in drei Tagen bis Kraljevo sein.

Es sind viele junge Leute in der Kolonne. Mit Brillen und schmalen Gesichtern. Manchem fällt das Fahren schwer. Wolff, der Fahrer meines Wagens, hingegen ist Fuhrknecht. Aus Leipzig. Er redet unaufhaltsam. Von unsern beiden russischen Schimmeln. Von seiner Braut. Von den schlechten Wegen. Er teilt sein Schwarzbrot mit mir. Darauf hatte er Mus gestrichen — ganz dünn, denn die Pfunddose beim Marketender kostet 2,50 Mk.

Langsam schieben wir uns vorwärts. Alle Augenblick halten wir. Manchmal eine halbe Stunde. Wenn ein Berg kommt, steigen wir ab und waten im Schmutz. Weit über die Knöchel. Unsere Schimmel ziehen gut. Andere nehmen die Berge nur mit Vorspann. Ein Berg hält uns zwei Stunden auf. Unser Wagen stammt aus Rußland — ohne Federn. Vor dem tiefen Schlamm sieht man die Löcher und Steine nicht; oft sind wir dem Umkippen nahe.

Viele tote Pferde links und rechts. Eines mit verzweifelt zurückgebogenem Kopfe. Auch von unserer Kolonne legt sich ein Pferd. Es wird erschossen. Links am Bach eine Stute. Sie hat den Kopf gesenkt, im Maule Heu, regt sich nicht, vielleicht stirbt sie gerade.

Nach 15 Kilometer Tagesmarsch — von 8 bis 5 Uhr abends — plötzlich halt. Wir sind dicht vor Vukowitza. Auf einer Wiese wird übernachtet. Ringsum die Berge der Schumadia. Halbbewaldet. Die Kuppen blank, braun, gelb. Auf den Spitzen liegt die Sonne. Vereinzelte weiße Häuser.

Alles rennt nach Heu. Die Wiese ist naß. Feuer lohen auf. Die Feldküche dampft. Auf der andern Seite der Straße liegt eine ungarische Batterie. Man hört Gesang. Kühe brüllen. Rufe hin und her. „Hafer fassen!" — „Fahnenschmied!" — Die Pferdekundigen schleppen auf dem Rücken Berge von Heu. Die andern bringen im Arme spärliche Mengen und müssen drei- und viermal gehen. Endlich steht alles um die dampfende Feldküche und ißt. Graupensuppe aus einem halben Ochsen gekocht, dick, klebrig, mit großen Fleischfetzen. Danach heißen Kaffee, Brot und Schmalz.

Dienstag, 16. November. Kalte Nacht. Auf den Hafersäcken unseres Wagens. In der Plandecke zwei Löcher. Wolff zu meinen Füßen. Einmal gegen 2 Uhr aufgestanden und Rundgang. Nacht etwas heller als die vorige. Verglimmende Feuer. Zwei Wachtposten. Drüben die Ungarn spielen Karten. Von den Pferden standen zwei. Alle andern wie tot. Aus den Wagen Schnarchen und einmal Schreie und Weinen — im Traum.

Heute 20 Kilometer zurückgelegt. Der Weg immer schlechter. Ein Berg von drei Stunden Aufenthalt. Die Leute unermüdlich. Immer zuerst um die Pferde besorgt. Einige Pferde haben ihre Geschichte — von Lothringen bis Lille, von Brest-Litowsk nach Belgrad. Immer, wenn ein totes Pferd am Wege liegt, biegen unsere zwei Schimmel neugierig die Köpfe nach der Seite.

Heute 700 Gefangene. Von wo, wissen wir nicht. Seit zwei Tagen ohne jede Nachricht, was vorn und hinten passiert. Unter den Gefangenen Knaben von 14 und 10 Jahren, alte braune Türken mit rotem Fez, viele humpelnd. Das erste deutsche Grab am Wege. Mit flüchtig aus gebrochenen Ästen gezimmertem Kreuz.

Wir kommen auf die Wasserscheide von Lepenica und westlicher Morawa. Vom Paß aus weite Sicht nach vorn und hinten. Die Spitzen der Berge tragen Schnee. Wir holpern ins Tal der Gruza hinab. Ein paar Verwundete kommen. Wieder Flüchtlinge. Wieder tote Pferde. Niemand schafft sie fort. Keiner hat Zeit. Alles vorwärts. Die ganze Straße hinten und vorn eine langsam schiebende, ziehende, kriechende Kette von weißen Plandecken.

Nachmittags früher als gestern Rast. Aber die Wiese noch nasser. Bei jedem Schritt tief im Schmutz. Und nur wenig Heu zu kriegen. Die Leute müssen eine halbe Stunde weit laufen. An der Straße ein Stall. Zwei Zigeunerfamilien. Sie kochen Kuhpansen, den sie in Stücke zerren. Sie betteln und jammern. Ich gebe ihnen Geld. Sie jammern weiter. Plötzlich höre ich ein Grunzen und Quieken in der Ecke des Stalles. Unter einem Haufen von Lumpen grabe ich ein Spanferkel aus, das das Völkchen gestohlen und verborgen hat.

Heute sind unsere Fahrer nicht lustig. Alles naß und kalt — und weder für Menschen noch für Pferde ein warmes Lager. Dazu beginnt ein feiner Regen. Schweigend steht alles um die dampfende Küche. Nudelsuppe, aus der andern Hälfte des Ochsen gekocht, gleich

Digitized by Google

gut, gleich klebrig wie gestern. Man hört ein befriedigtes Schlürfen und Stöhnen.

Plötzlich aus dem Dunkel ein verbundener Kopf. Zwei, drei andere folgen. Sie treten an die Küche, wünschen guten Abend und bitten um etwas Essen. Die Verwundeten kommen zu Fuß von Kraljevo. Der Koch aus Chemnitz füllt ihnen einen gestrichenen Napf. Sie erzählen von den Kämpfen im Ibartal. Alles horcht. Aber es kommen immer mehr — 10, 20, schließlich sind es an 100 Leichtverwundete, die um Essen bitten. Auch einige Österreicher sind unter ihnen. Nun wird es kritisch. Unsere Fahrer müssen auf ihre zweite Portion verzichten. Ehe nicht alle Fahrer gegessen haben, kann kein Fremder etwas bekommen. Grausame Notwendigkeit. Die Verwundeten stehen um die Küche. Ihre harrenden Gesichter vom gelben Licht der Öllampe schwach überleuchtet. Als der letzte Fahrer fertig ist, wird der Rest unter die Verwundeten verteilt. Jeder ein Näpfchen voll, jeder ein Stückchen Fleisch. Die Fahrer sind nicht satt. Sie schweigen, aber sie murren nicht. Wie groß ist Wohltätigkeit, die nicht aus Überfluß kommt. Aber auch der Kaffee muß geteilt werden! Die Fahrer teilen schweigend. Der Regen fällt leise, aber ohne Pause. Es sind alles Leichtverwundete, aber nach dem Marsche sehen sie elend aus. Nun müssen sie noch ein Lager haben. Einige Fahrer stellen ihren Wagen mit zur Verfügung. Das genügt nicht. Alle Fahrer werden zusammengerufen. Der Transportführer bittet sie. Trotz Müdigkeit und Regen und halben Hungers gehen sie noch einmal eine Stunde weit und holen aus der Nacht, was sie an Heu und Maisbusch finden. Ohne Murren. Aber schweigend und ohne Scherze. Schließlich liegt alles in den Wagen, unter den Wagen, unter Zeltbahnen. Am Feuer sitzt eine Gruppe und erzählt von den Kämpfen im Ibartal.

Mittwoch, den 17. November. Fürchterliches Aufwachen heute morgen. Ich schlief in einem Pferdestall am Boden. Gegen 4 Uhr weckt mich der Bursche. Der ganze Stall stand unter Wasser: Decken, Mäntel, Gepäck, alles triefend — ich selber bis auf die Haut durchnäßt — meine Brille in der Ecke, eine Hand tief im schmutzigen Schlammwasser. Voller Ekel saßen wir, bis es hell ward, im warmen Nachbarstall der Fernsprechstation.

Heute liegt der Schnee einen Fuß tief. Die ganze Nacht hat es geschneit. Alle Verwundeten sind in die Wagen geflüchtet. Die Pferde zitterten und warteten sehnsüchtig, bis sie anziehen konnten. Das Tal der Gruza ein weißes Bett. Von den hellen Kuppen der Berge heben sich dunkle Wälder ab. Aber sie sind dünn wie die Haare eines Greises (schlechte Forstwirtschaft der alten Türken).

Gegen Mittag weitet sich das Tal. Links verschneiter Wegweiser nach Vitanovac. Drüben müssen die weißen Kuppen des Zeljin auftauchen. Aber alles ist verschneit und voll Nebel und Wolken. Wir waten durch Schneeschlamm; heute der längste Marsch — 25 Kilo-

meter. Plötzlich links am Wege aus Nebelgrau die breite, braune, reißende Morawa (die serbische, nicht die bulgarische). Wolff fragt dreimal nach dem Namen. Er spricht ihn mit falscher Betonung nachdrücklich vor sich hin, indem er ab und zu von seinen müden Schimmeln hinüberschielt in das schmutzige Gequirle, in dem Sträucher und Stämme schwimmen. Wolff war vor vier Wochen noch Kutscher bei einem Schlachter in Leipzig.

Kurz vor Kraljevo über eine alte schwankende Holzbrücke. Infanterie steht um eine Feldküche. Die Leute mit Zeltbahnen und Decken um die Schultern. Unter einem verschneiten Baum hängt ein halber Ochse (rotes Fleisch in weißem Schnee). Endlich auf langer, öder Straße vorwärts bis an die ersten Häuser von Kraljevo. Rechts der Bahnhof — voll von Säcken, Tonnen, Wagen, Tragtieren. Die Straßen wimmeln von deutschen und k. k. Militär. An den Ecken überall schon deutsche Straßennamen. Kleine, weiße und rote, gelbe Häuser. Viele Wachslichtergeschäfte. Ein paar großstädtische Damen. Straßenreinigungskolonnen. Auf dem runden Marktplatz, von dem vier Hauptwege abgehen, brennen die Wachtfeuer. Wir halten vor dem Proviantamt und laden ab. Dann suchen wir Quartier.

Nach zwei Stunden ein Lager in einer Küche entdeckt. Alles überfüllt von Militär und Flüchtlingen (aus Belgrad, Pozarevac und Kragujevac — meist wohlhabend). Hier sitze ich am Küchentisch. Nebenan in einem Zimmer ein Mann, sechs Frauen, zwei Kinder. Wir trocknen unsere Sachen über dem roten Ofen. An den Wänden hängen Schweinspfoten — man dörrt sie und kocht Suppe daraus. Draußen regnet es. Ich holte eben mein Gepäck von Wolff. Die Kolonne hat kein Quartier bekommen. Die Pferde und Wagen standen auf einer Wiese vor der Stadt — im tiefen Schmutz. Wolff versuchte trotzdem, ein Heulager für die Schimmel zu bereiten. Die Kolonne bricht morgen früh auf — wieder zurück nach Kragujevac auf dem Wege der toten Pferde. Ich werde sie nie vergessen, diese Kutscher und Knechte, diese jungen Menschen mit den schmalen Gesichtern und Brillen, die alle so harte Arbeit leisten. Einer sagte mir gestern abend, daß er Bankbeamter und seit zehn Wochen verheiratet sei.

Im Ibartal

Raska, 21. November 1915.

Donnerstag, 18. November. Kraljevo. Ringsum verschneite Bergspitzen. Im Süden des Kessels Kloster Ziza, wohin eine Fähre über den wilden Ibar führt. Dort alle Serbenkönige gesalbt: vor 11 Jahren König Peter. Morgens vom Lager in der Küche weg eingeladen zum Morgentee bei einem ehemaligen Sektionschef im Finanzministerium, der nicht genannt sein will. Er wohnte vorn in einem großen Zimmer

Digitized by Google

mit einem jungen Mädchen, das uns schweigend bediente, ist aus Belgrad geflüchtet und machte große Augen, als er erfuhr, daß die Russen nicht am bulgarischen Donauufer gelandet sind. Vormittags Rundgang in der Stadt. Viele aufgeputzte Flüchtlingsdamen. Neben der deutschen Kommandantur wurden Brotkarten ausgegeben. In allen Haushalten und auf allen Flüchtlingswagen sieht man große Kupferkessel und Kupferschalen. Mittags neues Quartier beim Popen von Kraljevo. Sauber, mit vielen alten Büchern und Klosterbildern. Auch hier Flüchtlinge; im Nebenzimmer die Frau eines serbischen Generalstäblers mit zwei sehr schönen Kindern (Milinka und Danitza). Sie redet deutsch über alles mögliche — Politik lehnt sie ab. Als jemand ihr taktlos sagt, daß Serbien gezüchtigt werden müsse, beißt sie die Lippen zusammen. Die drei Töchter des Popen erscheinen und geben mir den Hausschlüssel. Verlegen und doch natürlich — wie Pfarrerstöchter bei uns. Als sie ein Bild von K. M. bei mir auf dem Tische sehen, werden sie zutraulicher, beschauen es von allen Seiten, fragen — in gebrochenem Deutsch nach Haus und Kind und schleppen uns schließlich zum Popen ins Zimmer, der aber kein Wort Deutsch versteht. Wir bekommen einen Löffel Eingemachtes mit Wasser und dann türkischen Kaffee. Die Unterhaltung ist mühsam. Der Pope läßt uns sagen, er sei glücklich, zwei Vertreter einer so großen und mächtigen Nation bei sich zu sehen (es ist wie in Afrika). Die Töchter sitzen ringsum auf den Betträndern und staunen. Alle Leute, die ich traf, sind sympathisch — alle Beamten und Politiker verdächtig. Der Sektionschef hat mich um 5 Kronen beschwindelt. Ein höherer Postbeamter, der mir gegen bar eine Kiste Zigarren verkauft hat, bettelt mich um ein Empfehlungsschreiben an die deutsche Kommandantur an. Als ich ablehne, offeriert er mir „interessante" Nachrichten über den Hof und das Heer, das vor ein paar Tagen von hier nach Süden abzog. Alle diese Leute sind plötzlich „altliberal" und immer „österreichfreundlich" gewesen. Ich traue ihnen nicht. Aber wie prächtig sind die übrigen — bis zu den Lehrern und Popen hinauf, mit denen wir redeten. Manchmal machen sie einen sklavischen Eindruck. Aber dies Volk hat 400 Jahre Fremdherrschaft auf dem Rücken — und in seinem Charakter.

Freitag, 19. November. Morgens mit einer Batterie von Kraljevo abgerückt. Strenger Frost. Zwei Stunden lang durch den schneebedeckten Kessel. Dann an die Berge heran, da, wo der Ibar aus ihnen herausbricht. In Serpentinen steil hinauf. Wir fahren in einer Glaskutsche, die vor 4 Monaten noch in Lille stand. Außer uns ein kranker Leutnant. Er kommt von Orsova und erzählt von den dortigen Artillerievorbereitungen vor einem Monat. 40 Ochsen zogen ein Geschütz einen Berg hinauf. Ein anderes wurde drei Tage lang durch einen Flaschenzug emporgewunden, an dem zweihundert deutsche Kanoniere zerrten. Vom Berg ein schöner Blick auf die Stadt zurück — ein schönerer nach vorn ins Ibartal, steile graue Felswände, Schneespitzen,

Digitized by Google

tief unten der Fluß, eine braune Schlange, manchmal Sonnentüpfel. Wir fahren an der Spitze. Aber die Geschütze und die schweren Wagen folgen sicher — mit 6 Pferden. Einmal an einer hohen Bergecke in unserem Rücken gegen den Horizont die Silhouette eines vollbespannten schweren Geschützes — das Rohr schwarz und lang gegen den Himmel. Immer am linken Flußufer entlang. Das Bett ist übervoll. Eichen stehen bis an den Hals im Wasser. Wo die Schlucht breiter wird, reißt der Fluß in das fette schwarze Erdreich steilrandige tiefe lößartige Furchen. Rechts von den Felswänden springen Bäche zu Tal, die in die Straße Rinnen graben. Manchmal fahren die Wagen bis über die Achsen durch die angeschwollenen Seitenbäche. Die Straße ist belebt von Arbeitskolonnen, die mit roh gezimmerten Schneeschiebern den Morast der Straße in den Fluß hinabkehren. Auch hier liegen tote Pferde und Ochsen an den Seiten, manchmal verschwindend in dem tiefen Schmutz. Über dem Tal kreisen Adler. Aber sie kreisen vergebens. Tag und Nacht wimmelt die Straße von Menschen- und Wagenreihen. Gegen zwei Uhr das erste Haus am Wege. Die Berge werden höher. Gefangene marschieren in endlosem Gänsemarsch uns entgegen. Sie stammen aus den Gefechten vor Raska, durch die der deutsche Vormarsch (links und rechts vom Ibar auf den Bergen) beträchtliche serbische Talkolonnen abgeschnitten hat. Hinter dem Gros marschieren zurückgebliebene Gefangene. Manchmal einer mutterseelenallein. Ein Alter sitzt auf einem Chausseestein. Ein anderer unten am Ufer läßt seine Beine in das eiskalte Schneewasser des Ibar hängen. Wie anders ist der Krieg hier als in Frankreich. Gegen 4 Uhr Meldung: Stab übernachtet in einem Hause vor Maglic — alles andere biwakiert. Wir sind nun tief in der Schlucht. Das Haus (mit einem Zimmer) liegt etwas hoch am Berge. Die Nacht stürzt herab. 400 Meter vor uns auf einer schmalen angeschwemmten Wiese lohen die hohen Feuer des Biwaks auf. Männer aus Köln und Mecklenburg um eine Feldküche im Innern Serbiens — abseits von der großen Straße. Der Mond kommt hinter einer dunkelblauen Bergkuppe heraus. Die ganze Nacht rauscht das Ibarwasser.

Sonnabend, 20. November. Heute über 22 Kilometer zurückgelegt. Die Seitenberge steigen bis 1500. An der ganzen Ibarstrecke keine Brücke. Der Fluß nicht zu durchschreiten. Auf der gegenüberliegenden Seite ab und zu ganz unberührte Häuser — Frauen gehen mit Milchsatten herum — Herden weiden — als ob kein Krieg wäre. Ein Soldat wollte aus Ärger in eine Hammelherde schießen. Unsere Kutsche aus Lille fährt langsamer, aber viel bequemer als der Haferwagen von Fahrer Wolff. Die Straße wird noch immer schlechter. Manchmal so eng, daß die Kolonnen nicht ausweichen können. Die ganze Straße ist eine glatte, dicke, gelbe Flut, in der man weder Löcher noch Steine vorher erkennt. Wieder kommen endlose Züge von Flüchtlingen uns entgegen. Zuweilen gibt es unentwirrbare Knäuel. Im überschwemmten Bach unterhalb des Orlunjak rutschte ein Geschütz vom Wege, das

Digitized by Google

auf einen Flüchtlingskarren Rücksicht nahm. Es dauerte zwei Stunden, bis die Leute es wieder auf dem Wege hatten. Der Fluß wird reißender. Meterhohe Schaumkämme springen hoch. An manchen Stellen tiefe Strudel. Flüchtlinge und Gefangene trinken aus dem gelben Ibarwasser. Achmed Emin sagt, daß sie den Erdgeschmack mehr lieben als den klarsten Bergquell. Ab und zu links und rechts am Wege weiße Steine mit Kreuz und bunter Schrift — anscheinend Marterln. Die Bäche von rechts werden größer. Hohe Steinbrücken sind von den Serben unversehrt gelassen. Auf einer Brücke ein unvergeßliches Bild, groß und erschütternd und sieghaft all diesen Krieg überwältigend. Ein großer Ochsenwagen, umgeben von Männern, Frauen und Kindern, zieht langsam über die Brücke. Er ist beladen mit vielem Gerät, mit Heu und Decken und buntem Bettzeug. Ganz oben im Heu, breitsitzend, mit einem riesigen roten Tuch um die Schultern, eine Bäuerin mit zwei Säuglingen, in jedem Arm hält sie einen. Sie trinken beide aus den vollen weißen Flaschen der Natur, die üppig aus dem roten Tuche quellen. Die Zwillingsmutter blickt mit der Angst der nährenden Frau auf das Gewimmel zu ihren Füßen — auf die drängenden Soldaten, die Flüchtlingskarren, die Lanzenreiter, welche die Gefangenen begleiten. Und alles blickt zu ihr auf. Ein paar Lachen ersticken in dem allgemeinen Staunen. Jeder macht diesem Wagen Platz, auf dem gleichsam die Mutter Erde selber fährt — ein Vorwurf und ein Gruß.

Sonntag, 21. November. Morgens im Dunkel — die weißen Berge in dem blaugrauen Morgendunst — von Wirtshaus Polumir ab nach Usce. In Polumir ein Funkspruch aus Norddeich angeheftet: Neuestes von Athen, Neuyork und London. Eine Lanze mit Fahne stak im Holz. Darüber geschrieben: „Neleh nach Kraljevo“. Wir gaben Briefe nach Hause. Heute mit Wagen nur ein kleiner Marsch. Meistens zu Fuß. Der Schnee schmilzt. Aus dem Nebel tauchen braune Waldstücke auf. Mittags 12 Uhr Ankunft in Usce. Breiter Kessel. Zusammenfluß von Studnitza und Ibar. 3 Stunden oberhalb berühmtes Kloster gleichen Namens. Ein Gendarm kommt geritten. Der Klosterschatz ist abtransportiert — 2 Mönche zurückgeblieben. Im Hofe liegen zerrissene Goldbrokatgewänder umher. In Usce von der Brücke weiter Blick. Ein großes serbisches Sägewerk (Eichenholz, Faßdaubenfabrik). Ein Flüchtlingslager von über 2000 Personen. Eine gute Bergstraße, die in Serpentinen 800 Meter emporsteigt. Bergwiesen mit Hütten wie in Tirol. Im Gasthaus ein Bauernmädchen mit weißen schlanken Händen, die einen Stabsarzt in Entzücken versetzen. Nach Tisch erscheinen zwei leere Autos, die nach Raska fahren. Kurze Verhandlung. Wir fahren mit und sparen zwei Tagemärsche. Die Burschen mit dem Gepäck und Ochsenfuhrwerk kommen nach. Nun klettern wir im Auto durch tiefen Schmutz die Serpentinen hinauf. Lange Tragtierkolonnen. Es wird kalt. Manchmal schmale Stellen, wo die Wagen um ein paar Dezimeter am sicheren Tode vorbeifahren. Vereiste Bäche. Arbeitssoldaten aus Thüringen, die beim Straßenreinigen

ihre Pfeife rauchen. Vereiste Baumwurzeln. Immer mehr weiße Kuppen kommen heraus. Ein Bach — 800 Meter unter uns — wie ein Stück grauen Bindfadens. Vereinzelte Gefangene — ohne Bewachung — marschieren uns entgegen: Richtung Deutschland. Die braunen Wälder machen den Eindruck von Versteinerungen. Die weiße Pyramide des Zeljia erscheint auf einen Augenblick. Dann in langen Windungen wieder hinab ins Ibartal. Die Straße wird besser. Manchmal greifen die Wagen aus. Drüben ein Kloster, rechts davon ein heiliges Felsenmal: ein Glockenturm oder eine uralte christliche Kultstätte aus vortürkischer, großserbischer Zeit. Von den vielen Brücken, die über die seitlichen Zuflüsse gehen, eine einzige gesprengt, aber längst durch eine hölzerne ersetzt. Das Tal wird breiter. Rechts laufen steile Felswände bis dicht an die Straße. Vor zwei Tagen marschierten hier die Spitzen unserer Taltruppen. Vor dreien noch die letzten Kolonnen des fliehenden Gegners. Gegen 4 Uhr die weißen Häuser von Vlasovo. Kurz danach ein Berg mit einem weißen Wachthaus. An seinem Fuße eine Stadt in der ersten leichten Dämmerung, viele weiße Häuser mit roten Dächern, ein Minarett, eine alte dunkle Bogenbrücke mit einem hellen hölzernen Ansatz — wir sind in Raska.

Im Sandschak Novibazar

Novibazar, 25. November 1915.

Montag, 22. November. Bei Raska ehemalige Grenze zwischen Altserbien und der Türkei. Am gleichnamigen Fluß das alte türkische Zollhaus. (Auf der Straße nach Novibazar marschierten die Serben am 17. Oktober 1912 in den Sandschak ein.) Die Raska, die hier in den Ibar fließt, liegt voll von Patronenkisten und Artilleriegeschossen. Die gesprengte Ibarbrücke in 15 Arbeitsstunden durch bayrische Pioniere wiederhergestellt. Jenseits des Ibar ein riesiges Flüchtlingslager. Jedesmal, wenn vom Gebirge her eine Abteilung Gefangener im Lager erscheint, lautes Zivierufen. Das Wachthaus, das wir gestern als erstes von Raska sahen, ist ein türkischer Karaul — weiß, verfallen, mit köstlichem Blick auf das Raskatal, die albanischen Alpen, die Stadt (als Ganzes malerisch in der Manier schlechter bunter Postkarten). Von den Bergen des östlichen Ibarufers bewegen sich Tragtierkolonnen auf Saumpfaden langsam abwärts, schwarze Schlangenlinien auf den weißen Hängen. Um das verfallene Gemäuer kreisen Bussarde. Oben über Mistopolje ein Adler. Ein Schafbock erscheint am Hang und sucht seine Herde. Einer von uns räuspert sich, und das Tier verschwindet. Gestern abend alle Berge rings um die Stadt voll lodernder Wachtfeuer. Auf dem Marktplatz ein Feuer — drei Meter hoch. (Es friert und die Straßen sind hart.) Die ganze Nacht erleuchtete das rote Feuer unsere Fenster. Wir wohnen bei einem

Digitized by Google

reichen serbischen Kaufmann, der geflohen ist. Unten ein voller Laden, in dem jetzt ein Intendanturbeamter herrscht. Die Frau hat deutsch gesprochen — in ihrem Nachttischchen ein paar zerlesene Bände einer populär-wissenschaftlichen Bibliothek. Heute mittag vor der Kommandantur ein Berg von Gewehren. Ich erfahre, daß ein serbischer Hauptmann mit seiner Kompagnie angelangt ist, nachdem er gestern sein Erscheinen und Übergabe durch einen Brief angekündigt. Dutzendweise laufen die serbischen Soldaten uns zu. Vor ein paar Tagen brachte eine Proviantkolonne 60 Mann mit ins Quartier. Heute nachmittag von Raska im Auto weg auf guter Straße in den Sandschak. Die Flüchtlinge, die uns entgegenkommen, teilweise sehr wohlhabend. Unter den Zivilisten sicher viele serbische Soldaten, die ihre Uniform abgelegt haben. Links und rechts wieder Karaule. Wir fahren, in gutem Tempo, auf der ehemaligen Grenze entlang. Es dunkelt leise — als hinten in einem Kessel aus dem Abendnebel ein schlankes Minarett emporsteigt — dünn, flüchtig, in der blassen Bläue des schneeigen Abends kaum zu erkennen. Wir klettern — eine ungarische Kolonne überholend — einen Berg hinauf. Plötzlich rechts eine niedrige, aber riesengroß quadratische, blendendweiße Kaserne mit grellen rotblauweißen Schilderhäusern — ganz türkisch. Links unten ein weites graues Meer von Häusern — mit Türmen, Kuppeln, Minaretts und vielen schlanken hohen Weiden, auf denen schwarze Krähen hocken: Novibazar. Plötzlich sind wir in der ersten engen Straße. Schmutzige Serbenhütten. Petroleumlaternen brennen trüb. Zerlumpte Gestalten mit weißem Albanerfez auf dem Kopf. Plötzlich sind wir im Türkenviertel — tausend Holzläden. Bunte Turbane. Knaben, die Hühner verkaufen. Eine Holzbrücke im Mondschein. Weißes Kastellgemäuer, weiße Kuppeln, weiße Fassaden ohne Fenster, ohne Schmuck. Holzgitter, hinter denen unsichtbar die Frauen hocken. Ein Geruch von Schafen und Zwiebeln und brutzelndem Hammelfleisch. Körbe von Äpfeln und Nüssen. Ein schreiendes Gewirr von türkischen, bayrischen, plattdeutschen und serbischen Stimmen. Plötzlich sind wir im Orient.

Dienstag, den 23. November. In einem Zimmer der Präfektur geschlafen. Der Frost hält an. An allen Wänden große Bilder von König Peter. In den Schränken Aktenbündel. In einer Ecke des Hausflurs ein verlorener Stempel des serbischen Magistrats. Gestern eine Stunde vor uns zog ein deutscher General in die Stadt ein. Vor der Präfektur hatte man Tannenbäume eingepflanzt — ihm zu Ehren. Der alte türkische Gemeinderat — aus der Zeit vor dem letzten Kriege — begrüßte ihn feierlich — mit einer Rede und dem üblichen Kuß auf die Wangen. Heute sandten die Türken die ersten Geschenke — eine gebratene Gans, einen Riesenkuchen aus Blätterteig, eine türkische Süßspeise. Alles von einer Deputation begleitet — wieder mit Reden und neuen Küssen. Auf dem Stadthaus schaltet der Gemeinderat — durch Dolmetscher in stetiger Fühlung mit den deutschen und österreich-ungarischen Militärbehörden. Zwei angesehene Türken stehen an

der Spitze. Die Stadt, mit ihren 12000 Einwohnern, von großer Ausdehnung, liegt in einem Kranze von mäßig hohen Bergen. Im Nordosten auf einer Kuppe eine Ruine aus altserbischer Zeit, halb Kirche, halb Burg, mit seltsam guterhaltenen Fresken. Es nebelt den ganzen Tag kälter als sonst hier im November. Die Händler frösteln über den Holzkohlenkisten. Tausende von schreienden Krähen belagern die Weidenwipfel. Ein erster Gang durch die Basarstraße. Alle Läden sind belagert von unseren Soldaten, die hier zum ersten Male nach vielen Wochen Geld ausgeben können. Sie kaufen alles: Wallnüsse, Schafkäse, Äpfel, Johannisbrot, Tabak (sehr selten), Zigarettenspitzen, Strümpfe, Süßigkeiten. Sie drängen sich um die Maisbrotläden, sie essen die frischgerösteten Fleischfrikandellen (wie „Treuchtlinger Würscht"), sie sitzen in den schmutzigen kleinen Kaffeebarbierstuben zwischen Albanern und Spaniolen und schlürfen Mokka à la turca, als ob sie das seit ihrer Konfirmation so gewohnt wären. Die Händler betrügen. Sie nehmen Wucherpreise — für ein Päckchen von drei Pfeifen Tabak 1 Krone, für ein Pfund Äpfel eine Krone, Nüsse, Maisbrot — alles eine Krone. Sie wollen nur Kronen haben. Die Stadt ist fast rein mohammedanisch — von 12500 Menschen 8000 Moslems. Sie hat über 20 Moscheen. Aber reine Türken gibt es überhaupt nicht mehr oder sehr wenige. Die meisten sind mohammedanische Serben. Alles spricht serbisch. Auch unter dem weißen Fez steckt selten ein echter „Albaner". Die Versorgung der Truppenmassen ist sehr schwer — alles wird hier bezahlt. Auch ihre Unterbringung. In kein mohammedanisches Haus kommt Einquartierung. Überall malen die Leute in Eile den roten Halbmond mit dem Stern an ihre Tür, an ihre Läden — um sich vor jeder Leistung zu schützen, natürlich auch solche, die niemals Moslims waren und vor 8 Tagen noch den serbischen Soldaten zujubelten. Gegen 4 Uhr nachmittags kreiste ein Doppeldecker über der Stadt. Alles lief und schrie. Auch aus den Holzgittern der Frauengemächer zeigte sich hier und da ein erstaunter Kopf.

Mittwoch, 24. November. Es sind Höchstpreise festgesetzt — in Listen, die jetzt an jedem dritten, vierten Laden kleben. Die Händler machten zuerst verdutzte Gesichter und wollten nichts verkaufen. Nach ein paar Stunden lief alles glatt. Aber wir sind hier außerhalb Europas. Die Leute wollen kein Papiergeld — ein findiger Thüringer kaufte für eine halbe Silbermark dasselbe, was ein anderer mit einer Zweikronennote bezahlt hatte. Ganz unbeliebt ist serbisches Geld. Ein galizischer Trainsoldat (mit dem schwermütigen Gesicht der östlichen Juden) bekam für einen Zehndinarschein nicht mehr als 4 Kronen gewechselt. Heute Mittag um 12 Uhr standen Hunderte von Soldaten um das Minarett, von dem der Muezzin seine Gebete sang (klagende Laute wie aus der Urzeit). Alle tief erfaßt. Plötzlich rasselt ein Albatrosflugzeug mit 160 PS auf der Wiese westlich der Stadt empor. Die Stimme des Muezzin wird verschlungen von dem heulenden Ge-

Digitized by Google

brüll des Motors. Alles blickt auf den Flieger, der sich schnell gegen die montenegrinischen Grenzberge hochschraubt. Der Muezzin wendet sich nach einer anderen Himmelsrichtung, legt die hohlen Hände an den Mund und singt weiter. Im hiesigen serbischen Hospital eine französische Krankenschwester getroffen (nebst einem griechischen Oberarzt). Sie ist erst seit September im Land, erzählt von der ängstlichen Fahrt durchs Mittelmeer (überall U-Boote), von ihrer Arbeit in Valjevo (die meisten Kranken österreichisch-ungarische Gefangene), von dem hoch- und übermütigen serbischen Offizierkorps. Noch acht Tage vor der Ankunft der Deutschen prahlten sie, daß sie weder russische noch französische Hilfe brauchten. Die Schwester stammt aus Saumur an der Loire und hat früher in Rouen hinter der französischen Front gearbeitet. Als ich ihr die Geschichte von dem kleinen Geiger aus Lille erzählte, weint sie.

Donnerstag, 25. November. Wir haben einen Flieger als Zimmergenossen bekommen, der von Cattaro über die Berge nach hier geflogen ist. Er hat Skutari und Cetinje gesehen, hat sich zwischen Wolken und weißen Bergspitzen hindurchgearbeitet — und erzählt, daß das Meer blau ist (hinter den Bergen westlich der Stadt). Er erzählt auch von den Schwierigkeiten des Bergfliegens hier in Serbien, wo der Mangel an Ebene das Ausbalancieren erschwert. „Ich fliege, steige und steige, plötzlich rutsche ich nach hinten ab.“ „Oder ich nehme einen Felsgrat, ein großer Kessel dehnt sich unter mir — plötzlich stürze ich in ein warmes Sonnenloch.“ Nach Tisch besuchten wir den neuen Magistrat im Stadthaus — lauter Mohammedaner. Das Zimmer überfüllt mit Menschen. Eine weinende Zigeunerin, die behauptet, man habe ihr etwas gestohlen. Ein Händler, der von der städtischen Polizei wegen Übervorteilung festgenommen ward (Strafe: Requirierung seiner Waren). Ein bosnischer Soldat, der im vorigen Jahre von den Serben gefangen wurde, ihnen aber jetzt bei dem Transport von Valjevo über Novibazar nach Ipek entflohen ist. Er hielt sich tagelang versteckt und kommt nun in serbischen Kleidern angewandert — aus den montenegrinischen Bergen. An der Wand des Zimmers die Photographie eines türkischen Torpedobootes. Der weißbärtige Bürgermeister mit einem klassischen Türkenkopf sitzt an einem Schreibtisch und bekritzelt mit seinen stenographieartig wirkenden türkischen Buchstaben ein Blatt Papier, das er mit der linken Hand frei in der Luft hält. Wir sitzen kaum, so wird uns von einem eilfertigen Knaben der Kaffee gebracht. Der Kadi findet sich ein — und noch mehrere Begs aus der Umgegend. Wir werden feierlich begrüßt durch eine würdige stolze Rede des Weißbarts (die der Dolmetscher leider ins Unterwürfige übersetzt). Dann beginnt die Unterhaltung. Sie reden in schönen Bildern. „Wie ein langsam Erfrierender die Sonne erwartet, so erwarteten die Mohammedaner des Sandschak die Ankunft der Verbündeten.“ Sie klagen über die serbischen Bandensoldaten, die in ihre Häuser drangen, ihre Frauen enthüllten und

Digitized by Google

ihnen Arm- und Halsbänder vom Leibe rissen. Als ich sie frage, ob in der Zeit des Interregnums zwischen dem Abzug der serbischen und der Ankunft unserer Truppen die Türken nicht gleiches mit gleichem vergolten hätten, antworteten sie ausweichend. Sie klagen über die ewigen unbezahlten Straßenarbeiten, zu denen die Serben sie herangezogen. Auch bei der Steuereintreibung wollen sie Ungerechtigkeiten erlitten haben — „obwohl im allgemeinen und besonders in religiösen Dingen die Behandlung gleichmäßig war". Am schlimmsten empfanden sie, daß der mohammedanische Soldat aus dem Sandschak, wenn er ins serbische Heer eintrat, den Fez ablegen mußte. (Denn das verstößt gegen die Scherijah.) Eine Bemerkung des Kadi: „Was für Mengen hätten wir den deutschen Behörden an Lebensmitteln jetzt verkaufen können, wenn die serbische Regierung uns wie früher die christlichen Bauern überlassen hätte?" Hier tauchte das wirtschaftliche Hauptproblem dieser ganzen „befreiten" Balkanstaaten auf, der Gegensatz der unterdrückten christlichen „Rajah" (welches Wort „Vieh" bedeutet) gegen die dünne Schicht der türkischen Grundherren. Als wir Abschied nahmen, begann Salich Beg von der Zukunft des Sandschak zu reden. „Alles ist uns lieb — nur das eine nicht — die serbische Rückkehr. Aber wir haben keine Angst." (Hier machte er ein serbisches Wortspiel, das im Deutschen nicht wiederzugeben ist.) „Von heute ab sind wir verbündet — fest aneinander wie die Finger einer Hand."

Auf dem Heimwege treffe ich einen Kanonier aus dem Kirschenlande der Unterelbe (gegenüber Blankenese). Er stand vor der Moschee mit der grünen Schrift am Eingang und sah an dem Minarett empor, das in den Dunst dieses nebligen Novembertages aufragte. Sein strohblonder Schnurrbart hing voll Eis. Wir sprachen über die Eisschollen, die jetzt am Elbdeich sich entlang scheuern — über den Frieden, und daß man jetzt hier mitten im Türkischen plattdeutsch reden hört. Ich lade ihn ein, mit in die Moschee zu gehen. Der Hodschah rollte einen Teppich auf. Kerzen brannten. Zwei Beter hockten vor dem Koranpult und lasen. Johann Penz drehte die Mütze von einer Hand in die andere. Und plötzlich merkten wir — erst jetzt — wie ungeheuer weit wir beide — wir alle — weg von Hause sind.

Ein deutscher Höhenmarsch in Serbien

Deutsche Südostarmee, 2. Dezember 1915.

I.

Als Anfang November der deutsche Vormarsch in Serbien die westliche Morawa erreichte, türmte sich vor unseren Truppen das gewaltige serbisch-mazedonische Schollengebirge auf. Vom Rudnik bis zum Golf von Salonik ziehend, stellt es ein zusammenhängendes, oft zerrissenes

Digitized by Google

und schollenweise in senkrechter Richtung verschobenes und verworfenes Urgestein — massiv dar, das nur durch einige Beckenlandschaften (Üsküb, Amselfeld, Nisch) hier und da unterbrochen wird. In seinen höchsten Gipfeln erreicht es fast 3000 Meter. Bis auf die genannten Becken ist es spärlich bevölkert. Nur in den größeren Flußtälern gibt es schlechte Wege. Militärisch ist das Land eine einzige natürliche Festung.

Aus dem Flußtal der westlichen Morawa heraus gab es nur zwei gangbare Wege in diesen Gebirgsstock — das Ibartal von Kraljewo, und das Tal der Rasina von Kruschewatz aus. Von beiden Tälern wurden denn auch durch Flieger lange Kolonnen abziehender Serben gemeldet. Aber diese Taleinmärsche boten uns die geringeren Schwierigkeiten. Es stellte sich die Notwendigkeit heraus, links und rechts von den Flußtälern starke Abteilungen auf den Höhen marschieren zu lassen. Diese Verbände — deutsche wie österreichische — haben wohl das Härteste an Strapazen und Höhenkämpfen durchgemacht, was der serbische Feldzug bisher geboten hat. Besonders die östlich des Ibartales aufrückenden Bataillone hatten in einem über 1000 Meter hohen Gelände bei starkem Frost und teilweise heftigen Schneestürmen Gewaltmärsche zurückzulegen und Kämpfe zu bestehen, die nicht an Ausdehnung, wohl aber an Intensität den großen Leistungen unserer West- und Ostfront sich nähern. Rastloses Vorwärts durch tiefe Täler und über verschneite Kuppen war die erste Losung. Mit geringstem Gepäck (auch an Decken und Zelten) sich begnügend, übernachtete man im Schnee unter freiem Sternenhimmel. Wie das Gepäck, so der Proviant. Wo die halbe Brotration noch zu schwer war, begnügte man sich mit einem Drittel. So marschierte, nein, so lief man dem Gegner nach, dessen Gros — im bequemeren Tal marschierend — das schnelle Tempo angab. Und man kann nicht sagen, daß dieser Gegner sich ungeschickt oder gar verzweifelt zurückzog. Aus fast jedem der Seitentäler, durch die von den Höhen reißende Bäche in den Ibar stürzen, sandte er neue Regimenter herauf, die unsere oben marschierenden Bataillone überraschend aus vorbereiteten Höhenstellungen angriffen. Diese Regimenter wurden fast alle teils zersprengt, teils gefangen. Aber indem der Gegner sie opferte, sicherte er seinem Gros die Möglichkeit des Rückzuges.

Für diese Gebirgskämpfe zwischen der Morawa und Mitrowitza hatte die Heeresleitung einen Truppenverband herangezogen, der sich schon auf einem anderen Kriegsschauplatze gerade im Höhenkriege glänzend bewährt hatte. Hauptsächlich aus Bayern, daneben aus Leuten aller andern deutschen Gaue zusammengesetzt, erregten diese kraftvollen und doch behenden Gestalten überall Freude bei uns und Staunen bei den Serben. Mit Rucksack und Bergstock, einige Pioniere mit Schneeschuhen und Schneereifen, alle in eisenbeschlagenen Hochgebirgsstiefeln, so eilten sie Anfang November durch den Gebirgsstock von Kragujewatz. Deutsche Infanterie hatte schon begonnen, sich im Ibartal zu entwickeln, als unsere Bergtruppen eingriffen.

Digitized by Google

Zunächst kam der Abschied von allem, was nicht unbedingt zum Existenzminimum gehörte. Autos, Pferde, Wagen — alles wurde im Tal gelassen. Tragtierkolonnen wurden ausgerüstet. Alle schwere und mittlere Artillerie wurde für den Nachmarsch ins Ibartal befohlen. Wie der Höhentourist für seinen Anstieg von der letzten Hütte aus, so rüsteten sich die Bataillone für einen Marsch, der acht, aber auch vierzehn Tage dauern konnte.

Der eigentliche Abmarsch der Höhenkolonnen, die das rechte (östliche) Ibarbergland vom Feinde zu säubern und so den im Tal marschierenden Truppen den Weg einmal zu öffnen, andererseits gegen Überraschungen von oben zu sichern hatten, geschah aus der Gegend von Kamenitza aus (300 Meter hoch — einen starken Tagemarsch südlich von Kraljewo). Von Kamenitza aus entwickelte sich am 12. November früh das Gros zwischen den schneebedeckten Gipfeln des Baba und Orlowatz (1209 Meter). Seitendetachements fanden die Gipfel vom Feinde frei. Während der rechte Flügel über den steilen Debelo Brdo (957 Meter) und das Gebirgsdörfchen Brezna gegen den Kobasitze (769 Meter) einschwenkte, biwakierte das Gros in Grozdatz, einer aus acht Häusern bestehenden Siedelung am linken Uferhang des Sokoljabaches. Die Dörfer und einzelnen Häuser, auf die man traf, boten insofern eine Überraschung, als viel Fleisch, Mais, Hafer und Stroh gefunden wurde. Die Bewohner benahmen sich wie überall — freundlich, und hilfreich brachten sie alles heran, was die Truppe wünschte. Vom eigentlichen Feinde sah man an diesem Tage noch nichts. Doch stieß man überall auf seine Spuren — Lagerfeuer, zerbrochene Wägelchen, weggeworfene Gewehre und gefüllte Patronentaschen. In einem Hause hatte ein serbischer Soldat — anscheinend ein Offizier — einen guten Zivilanzug im Pappkarton zurückgelassen. Die Pariser Firma und einige französische Zeitungen vom August interessierten unsere Soldaten besonders.

Am 13. November wurde der Feind berührt. Unsere Truppe marschierte in zwei Hauptkolonnen, rechts ein Münchener Regiment, links ein Jägerregiment. Durch Aufklärung wurde gegen Mittag festgestellt, daß wir vier feindliche Kolonnen uns gegenüber hatten. Das Gros bewegte sich vor den Jägern her. Die Jäger hatten an diesem Tage zunächst die Kammhöhe des Brezjak zu überklettern, dann die Schlucht des Grozdackabaches zu durchqueren. Von seinem Bett aus steigt die Höhe des Sanatz (1274 Meter) ziemlich steil hinan. An diesem Abhang hatten sich die Serben verschanzt und empfingen unsere Jäger mit einem ziemlich heftigen Maschinengewehrfeuer, das aber wenig Schaden tat. Durch wohlüberlegten Seitenangriff wurden sie mit Umfassung bedroht und flohen über den Sanatz hinweg — ein Maschinengewehr und 200 Gefangene zurücklassend.

Unterdessen hatte der rechte Flügel den Krst (1293 Meter) erklommen und griff nach teilweiser Gratwanderung den Kavgaliza (1415 Meter) an. Doch war der Widerstand hier schwächer als drüben am

Digitized by Google

Sanatz. Gegen Abend waren alle Höhen dieses Abschnittes in unserer Hand. Man war jetzt auf der Linie des altbekannten Talgasthauses Polumir angelangt, von wo ein Weg über die Pusto Polje und das Studenaplateau auf den Kavgalija führt. Auf diesem Wege hatten auch — wie die Aussagen der Gefangenen ergaben — die Serben jene vier Kolonnen emporgeworfen, die unseren Jägern entgegentraten.

Der 14. November verlief ruhig. Die Serben liefen in ziemlicher Auflösung vor unseren Truppen her. Unsere rechte Kolonne rückte über das Eisenbergwerk Rudnjak, unsere linke über das Dörfchen Predoli gegen Goktschanitza vor. Hier treffen sich verschiedene Saumpfade von Norden, Süden und Osten. Der wichtigste läuft aus dem Ibartal herauf, entlang dem Bache, der denselben Namen wie das Dorf trägt. Goktschanitza liegt in einem Kessel, dessen sanfte Wände mit zahlreichen Häusern und offenen Scheuern besät sind. Die mäßige Höhe von 475 Meter erlaubt den Bau von Mais und Roggen. Alle Hütten waren überfüllt mit Flüchtlingen. Trotzdem gelang es den meisten unserer Leute, für die Nacht einen Unterschlupf zu finden.

Der 15. November brachte ein ernsthaftes Gefecht. Wieder hatten die Serben aus dem Tale herauf, wahrscheinlich aus dem Josanitzatale, das gegenüber Lutschitze vom Ibar aufwärts führt, stärkere Abteilungen uns entgegengesandt. Besonders Truppen des 9. serbischen Regiments wurden später festgestellt. Unsere Höhenkolonne marschierte von Goktschanitza zunächst südlich, erklomm gegen Nachmittag die Höhe von Strizitza (979 Meter) und hatte eben den 200 Meter niedrigeren Kitagipfel überstiegen, als sie — in der Dämmerung des sinkenden Tages — von der Dedina Stolitza her (852 Meter) heftiges Feuer bekam. Diesmal war es unser linker Flügel, der den Feind vor sich hatte. Das nun sich entspinnende Gefecht ging fast ganz im Dunkel der Nacht vor sich. Unsere Truppen hatten einen angestrengten Höhenmarsch hinter sich. Auf die Mitwirkung der Artillerie mußte der Nacht wegen ganz verzichtet werden. Ein Sturmangriff aus einer Senke heraus auf eine Höhe von 852 Meter ist schon bei Tage eine starke Leistung. Einen Augenblick schien man zu schwanken, ob der Angriff nicht bis zum Morgen aufgeschoben werden sollte. Aber die Überlegung, daß der Gegner dann sein Hauptziel, unser Tempo zu verlangsamen, erreicht hätte, entschied für das Gegenteil. Der Angriff wurde befohlen. Und bald hallten die Bergwände wider von dem Rattern der Maschinengewehre, von bayerischen Fluch- und Scheltworten, von den kurzen, hellen Explosionen der Handgranaten. Es war ein regelrechtes Nahgefecht. Die Serben bedienten ihre französischen Maschinengewehre gut. Eins, zwei, drei Stunden dauerte es, bis unsere unermüdlichen Leute sich den Berg hinaufgearbeitet hatten. Leuchtkugeln erhellten phantastisch die kahlen braunen Hänge, die weißen Schneeflächen. Schritt für Schritt verteidigte der Gegner seine gut gewählte Stellung. Manche der kraftvollen Bayerngestal-

Digitized by Google

ten sank auf die Seite. Aber sobald sie den Feind vorm Bajonett hatten, war der Kampf entschieden. Um Mitternacht nahm das Bataillon von der Kuppe Besitz. Das Blut von 200 Landsleuten war geflossen. Wieder lohten die späten Wachtfeuer auf. Still saßen die Männer um das brennende Holz und wärmten sich. Die Verwundeten wurden in die nächsten Hütten getragen. Aber der Weg war frei. Die Reste des Gegners flohen südlich. Was in die Seitentäler des Ibar verschlagen wurde, nahmen unsere Taltruppen gefangen.

II.

Bis zum 15. November waren die Täler der Schumadija und des Kopaonik von Schnee fast frei. In dieser und der folgenden Nacht setzte in ganz Nordserbien ein heftiger Schneesturm ein. Alle Kolonnen auf den paar großen Zufuhrstraßen des bisher okkupierten Landes stockten. Massenhaft rissen die Telephondrähte. Oben auf den Bergen lag der Schnee bis 1 Meter tief. Alle Pfade waren verweht. Dicker Nebel erschwerte zuweilen jede Orientierung.

Unsere östlichen Ibartruppen wühlten sich durch Neuschnee vorwärts. Längst nach Mitternacht erst waren sie am 16. November nach dem Abendgefecht an der Dedina Stolitza zur Ruhe gekommen. In aller Frühe ging es weiter — dem geschlagenen Gegner nach. Man hatte jetzt den tiefen Taleinschnitt der Josanitza vor sich. Wo dieser Bach in den Ibar mündet, stand bis zum 15. November eine gute Holzbrücke — die einzige, die den Fluß zwischen Raska und Kraljevo überschreitet. Ungefähr zur selben Zeit, als unsere Höhenkolonnen den oberen Lauf der Josanitza erreichten, sprengten die abziehenden Talkolonnen der Serben diese Brücke in die Luft. Trotzdem gelang es bald, durch Errichtung einer Rollfähre und folgende Ausbesserung der Brücke den am Josanitzabach entlang führenden Saumpfad für uns gangbar zu machen. Auf den schneeverwehten gefährlichen Abschnitten dieses Pfades stürzten freilich einige Tragtiere durch Fehltritt in die Tiefe.

Am Südrand des Tales stießen unsere Truppen hier und da auf feindliche Nachhuten, die sie in kleinere Gefechte verwickelten. Die Serben versuchten keinen geschlossenen Widerstand. So erreichte man ohne Verluste am Abend dieses Tages die beherrschenden Höhen des Jarebitz (1291 Meter) und der Kamedita-Karaula (1371). Ein Teil der Jäger übernachtete in dem kleinen Schwefelbad Banja. Hier sprudelt eine heiße Quelle — primitiv gefaßt unter einem einfachen Holzbau. Keiner unserer Soldaten versäumte, nach den Anstrengungen des Marsches hier ein wärmendes, reinigendes Bad zu nehmen — bei allen fast das erste Schwefelbad ihres Lebens — im Herzen Serbiens — an tausend Meter hoch. Die Landschaft, die man nun erreicht hatte, gehört zu den schönsten des ganzen serbischen Landes.

Digitized by Google

Am Fuße dieser Höhen war es, wo dem alten Balkankenner Kanitz die Hirten sagten: „Oben, Herr, erblickt Ihr die ganze Welt.“

In der Nacht zum 18. wütete der Schneesturm am heftigsten. Die draußen biwakierenden Truppen wurden zum Teil direkt im Schnee begraben. Die Kälte stieg an einzelnen Stellen bis 10 Grad. Der 18. November brachte gleichzeitig unseren Kolonnen das zweite ernsthafte Gefecht. Wieder hatten die Serben aus dem Ibartal ein größeres Detachement heraufgeworfen, um den Gewaltmarsch unserer Höhenkolonne zu hemmen und dadurch eine Gefährdung ihres im Tal marschierenden Gros unmöglich zu machen. Diesmal kam der Gegner von Raska her, der einzigen größeren Stadt des Ibartales, am Zusammenfluß von Ibar und Raska liegend, 22 Kilometer von der Hauptstadt des Sandschak Novibazar entfernt, und genau wie am 15. stellte sich der Feind unseren Kolonnen erst beim Einbruch der Dunkelheit entgegen. Der Schauplatz dieses Gefechtes war wildes Hochgebirge. Die gegen 2000 Meter hohe weiße Spitze der Kukavitza lag im letzten gelbroten Sonnenschein, als auf dem Großen Velji unsere Jäger von den Serben angefallen wurden. Das Gefecht dauerte bis tief in die Nacht. Der Sturm auf die Kuppe wurde mit einer Rücksichtslosigkeit ausgeführt, die dem Siegeswillen unserer Soldaten auch da, wo sie unter den allerhärtesten Bedingungen fochten, ein glänzendes Zeugnis ausstellt. An der Spitze seines Bataillons fiel der Kommandeur. Zu den Jägern, die hier bluteten — meist Leichtverletzten — kamen auch einige Offiziere. Wie nach dem Gefecht an der Dedina-Stolitza machte auch hier der Transport der Verwundeten in die zum Teil weitentlegenen nächsten Hütten unsagbare Mühe. Da die paar Sanitäter die Arbeit allein nicht bewältigen konnten, wurden die Verwundeten zum großen Teil von ihren Kameraden selber fortgeschafft. In der Obhut der freundlichen serbischen Bevölkerung, bewacht von zurückbleibenden Sanitätern, haben die Verwundeten in diesen Berghütten tagelang gepflegt werden müssen, bis der glückliche Ausgang der Operationen im Ibartal nach und nach ihren Abtransport auf Bahren in die untenliegenden Feldlazarette erlaubte.

Durch dieses Nachtgefecht auf dem Großen Velji war jeder Widerstand der Serben bis Raska hin gebrochen. Am nächsten Tage erreichten die Spitzen unserer Truppen die Raska beherrschenden Höhen. Durch ihre Eilmärsche hatten sie erreicht, daß dem auf Mitrovitza — also weiter im Ibartal aufwärts — marschierenden Feinde einige tausend Mann im Kessel von Raska abgekniffen wurden. Auch war jeder feindliche Versuch, den Kessel von Raska, der die einzige Steinbrücke über den Ibar enthält, zu verteidigen, durch die Rastlosigkeit unserer Truppen unmöglich gemacht. Am 19. November früh rückte die erste Kompagnie unserer Höhenkolonnen von Osten her in Raska ein. Ohne eigentlichen Kampf besetzten sie diese ehemalige serbisch-türkische Grenzstadt, auf deren beherrschenden Höhen einige weiße

Karaule (verteidigungsfähige weiße Wachthäuser aus türkischer Zeit) daran erinnerten, wie wichtig dieser Talkessel mit seiner Straßengabelung den früheren Besitzern des Landes gewesen war.

Mit der Besetzung Raskas war die Aufgabe unserer östlichen Ibarkolonne zunächst abgeschlossen. Die unterdessen eingeleiteten Operationen gegen Mitrovitza waren einer noch weiter östlich marschierenden österreichisch-ungarischen Abteilung anvertraut. Einige Tage genossen unsere Truppen in der weiß-roten Grenzstadt der wohlverdienten Ruhe. Dann riefen neue Aufgaben sie westwärts — in die Berge des Sandschak Novibazar.

Die wiedererwachte Donau

Semendria, 10. Dezember 1915.

Wieder an der Donau. Vor 10 Tagen noch saßen wir tief im Sandschak Novibazar — auf schlechten Karten studierend, wo wohl der beste Weg nach Ipek und Djakova führte. Jetzt tuten Schleppdampfer an unser Ohr — hochbordige, weißgestrichene Passagierschiffe schweben nach Orsova hinab — am Ufer in Semendria herrscht ein Leben wie im Hamburger Hafen.

Wie ein schneller wirrer Traum liegt dieser erste Teil des serbischen Feldzuges hinter uns. Dieses serbischen Krieges, der von uns aus weniger ein Krieg als eine Expedition genannt werden muß, denn die Hauptsache waren hier nicht die Schlachten, sondern die Vorbereitung, die Ausrüstung, der Plan, das Tempo, die richtige Mischung von Vorsicht und Wagnis. Wie ein Traum liegt hier, wo wir an weißgedeckten Tischen im Salon des Dampfers sitzen, auch der beschwerliche Eilmarsch hinter uns, der in drei Tagen uns von Novibazar bis ins Tal der westlichen Morawa zurückbrachte — einmal 40 Kilometer an einem Tag zu Fuß durch Schnee und Eis — die Wagen teils die eisglatten Berge von uns selbst hinaufgeschoben — die kalten Nächte am Feuer — wo einem vorn der Mantel verbrannte und hinten das Eis auf dem Rücken wuchs. Ungläubig schaudert man im Rückgedenken an diese Straßen dort im Innern, wo tausend Blutspuren im Schnee den Weg der Flüchtlinge zeichnen — wo an Felswänden die gelbschwarzen Leichen Erfrorener lehnen — wo das Fleisch der frischgefallenen Pferde und Ochsen von Gefangenen und Flüchtlingen gierig zerrissen und verschlungen wird.

Wieder an der Donau. Als die Expedition gegen Serbien eben begonnen hatte, waren wir zuerst hier. Damals konnte man nur hier und da — bei Belgrad und Semendria, bei Bazias und Orsova — sich an und über den Fluß wagen. Als die Armee Gallwitz schon tief im Lande stand, saßen die Serben bei Grozka und im Kasanpaß noch fest am Donauufer und sperrten mit ihren Kanonen die Pas-

Digitized by Google

sage. Erst nach und nach, und als wir im Negotinzipfel den Bulgaren die Hand gereicht hatten, erwachte die Donau aus ihrem überlangen Schlafe. Heute sind alle österreichischen und ungarischen Remorqueure und Kähne wieder lebendig geworden. Über ein Jahr lang lagen sie von Semlin bis Budapest und Wien an der Kette. Auch die süddeutschen Dampfer und Kähne tauchen allmählich wieder auf. Nur die serbischen fehlen. Sie ruhen fast ausnahmslos auf dem Grunde der Donau.

Über ein Jahr lang schlief die alte Donau. Von jenen heißen Tagen Ende Juli 1914 an, wo zwischen Belgrad und Semlin weder ein serbisches noch ein ungarisches Boot zu fahren wagte (und wo die Rumänen aushilfsweise den Verkehr dort vermittelten) bis in den November 1915, ließ sich zwischen Orsova und Belgrad keine Handelsflagge sehen. Nur ab und zu des Nachts wagte ein Patrouillenboot einen kühnen Vorstoß. Auch von diesen Booten ruht manches tief im weißen Donausand.

Aber als wollte sie etwas nachholen von dem, was sie in 15 Monaten versäumte, so schleppt heute die alte Donau auf ihrem gelben breiten Rücken mehr Lasten zu Tal, als sie hier jemals im Frieden tat. Tag und Nacht — bisher kaum einmal durch Nebel gestört — keuchen die schwarzen Schleppzüge von Semlin bis Bazias, von Orsova bis Lom. In den Bäuchen der Schleppzüge ruht Heil und Unheil ganzer Staaten.

Jeden Tag kannst du auf der Donau ein Lazarettschiff sehen. Langsam gleitet es mit seiner roten Flagge zwischen den braunen Inseln dahin. Dankbar und zärtlich setzt die alte Donau die Kämpfer ans europäische Ufer. Denn diese Männer, die in den serbischen Bergen verwundet wurden, erkämpften ihr die lange Monate hindurch ersehnte Freiheit.

Gestern sah ich hier am Ufer einen Kahn des Roten Kreuzes abstoßen. Die Verwundeten stammten aus allen Gefechten des serbischen Feldzuges, aus den letzten Kämpfen vor Raska und Mitrovitza, aus den ersten Gefechten zwischen Petka und Pozarevac, einige noch aus dem blutigen und opferreichen Donauübergang hier bei Semendria. Sie hatten bisher in den Feldlazaretten im Innern des Landes gelegen. Dann waren sie mit der Bahn nach hier transportiert, hatten sich in den braunen Zelten am Ufer gesammelt und wurden nun in Bahren auf die Kähne getragen. Auf dem Schleppkahn rasselte die Dampfwinde. Eine doppelte Hanfschlinge faßte die Bahre hinten und vorn. Einen Augenblick schwebte der Kranke in freier Luft. Dann verschwand die Bahre im dunklen Bauche des Kahnes. 420 Bahren wurden auf diese Weise in das Schiff gesetzt. Einige der Verwundeten winkten und lachten. Einige machten ängstliche große Augen. Endlich setzte sich der Radschlepper vor, und langsam drehte der Kahn stromaufwärts — Weihnachten zu Hause.

Auch ein paar russische Gefangene sahen ihm nach. Auch sie dachten

nach Hause. Einer nahm einen Zettel weißen Papiers, schrieb ein paar Worte drauf und steckte sie an ein Holz, das in einer leeren Flasche stak. Diese Flasche ließ er an einem Bindfaden zu Wasser. Der Strom ergriff sie und führte sie stromabwärts. Noch lange sah man sie. Die Russen schlugen sich auf die Brust vor Vergnügen. Sie dachten: die Donau fließt ins Schwarze Meer — ans Schwarze Meer stößt auch das Mütterchen Rußland. „An wen habt Ihr geschrieben?" fragten wir die Russen. „An Maruschka im Nachbardorf."

Solange die gesprengte Semlin—Belgrader Eisenbahnbrücke nicht wiederhergestellt ist und solange die Zerstörungen auf der Strecke Belgrad—Plana den Bahnverkehr unmöglich machen, solange ist Semendria das Haupteinfallstor in das serbische Land. Mehr als 20 Schiffe lagen zuzeiten hier vor Anker. Der Bahnhof konnte den Andrang von Achsen kaum bewältigen. Zu den Hin- und Rücktransporten der Truppen und Kranken kamen Tausende von Gefangenen und Flüchtlingen. Das weite Türkenkastell mit seinen dicken alten Mauern, seinen grauweißen malerischen Türmen, das von der Donau her das ganze Stadtbild von Semendria beherrscht, ist heute zu einem Gefangenenlager umgewandelt. Manchmal 4 bis 5000 zu gleicher Zeit sammeln sich hier an, ehe sie nach Österreich-Ungarn transportiert werden. Ein deutscher und ein junger serbischer Arzt wohnen in der Mitte des Kastells. Als ich durch die grüngelben Reihen ging, glaubte ich, manchen dieser Männer schon im Innern auf diesen Straßen grauenhaften Angedenkens gesehen zu haben. Aber das war wohl ein Irrtum. Aus einer Reihe von Gefangenen, die rote Ziegelsteine trugen, um daraus einen Weg durch den Schmutz des Festungshofes zu bauen, trat ein Mann heraus und bat mich um etwas. Ich fragte den jungen serbischen Arzt, der mich begleitete, was er wünschte. Der Arzt lächelte. „Er ist ein Maurer und fragt, ob Sie nicht für ihn sprechen könnten, daß er mauern darf, statt Steine tragen."

Auch die Flüchtlinge der serbischen Donaubezirke, die aus dem Innern kommen, sammeln sich hier in Semendria. Man hat hier ein Heim für sie eingerichtet — mit einer Reihe warmer Stuben und mit 5 sauberen Riesenkochöfen. Ein deutscher Leutnant leitet dieses Heim, in dem Frauen und Kinder aller Stände, aller Städte und Dörfer lagern. Ein Bild voll Jammer — und doch wie froh sind alle, daß das Innere des Landes hinter ihnen liegt. Hier stehen sie tagsüber am Ufer und warten, bis ein Schiff für sie Platz hat. Die einen nach Grozka und Belgrad, die anderen nach Gradiste und Tekia. Und alle bekommen sie nach und nach ein Plätzchen für sich und das Bündel, das sie mit sich schleppen. Auch sie fahren auf der Donau nach Hause. Denn die alte Donau ist milde und kennt keine Feinde mehr.

Digitized by Google

Englische Schwestern in Krusevac

Krusevac, 13. Dezember 1915.

Vor ein paar Tagen traf ich in Trstenik auf dem Bahnhof der eben eröffneten Kleinbahn Kraljevo—Krusevac 34 englische Krankenschwestern. Die hatten bis zum Anfang der Offensive in den besonders mit österreichisch-ungarischen Verwundeten überfüllten Hospitälern des westlichen Serbiens gearbeitet. Als Anfang Oktober der Sturm losbrach, schickte man sie hin und her, ratlos, an welcher Stelle des Landes sie am wenigsten gefährdet waren — von Sabac nach Valjewo, von Pozega nach Cacak, nach Krusevac, nach Jagodina, zurück nach Valjewo. Endlich ließen sie sich in dem kleinen Warmbad Wranjatschka Banja nieder und erwarteten die Ankunft der Sieger. Als wir sie auf dem kalten Bahnhof in Trstenik trafen, waren sie auf dem Wege nach Krusevac, wo sich ihr Schicksal entscheiden sollte. Unter ihnen befanden sich vier Ärztinnen und ein Arzt. Sie gehörten alle zur Scotch Womens Mission. Jung waren nur zwei oder drei von ihnen. Die meisten trugen Brillen, kurze Röcke, dicke Gebirgsstiefel und geschmacklose Kleinstadthüte. Man hatte Angst, ihnen eine Schmeichelei zu sagen — so rücksichtslos sahen sie auf den ersten Blick aus. Sie gingen am Bahnsteig auf und ab — als ob sie in Ipswich oder Richmond waren. Sie kochten in der Bahnhofsküche zwischen unsern Eisenbahnern ihren Tee und ihre Bouillon. Sie saßen in allen Räumen des kleinen Stationsgebäudes auf ihren Koffern und schauten uns durchdringend an — aber mehr putzig als unverschämt.

Eine Ärztin kommt zu mir und fragt mich, ob ich ihr helfen kann, ihre „Kulturen" wiederzubekommen. Ich weiß zuerst nicht, was sie will. Endlich erklärt sie es. Bei dem Hin und Her nach Beginn der Offensive hat sie auf irgendeinem Bahnhof ihre schön gezüchteten Bazillenkulturen aus der Flecktyphusepidemie verloren. Keiner hat sie ihr wieder verschaffen können. Jetzt sollen die Deutschen helfen. Denn diese Kulturen sind ungeheuer wichtig. Die Ärztin hat herausgefunden, daß der serbische Flecktyphus etwas ganz anderes ist, als der im übrigen Europa. Ich verspreche ihr, mich zu erkundigen, und dann erzählt sie von der guten Behandlung der deutschen Internierten in Glasgow und Edinburgh. Sie erzählt auch von dem schrecklichen Aberglauben der serbischen Landbevölkerung. Als das Heer sich zurückgezogen hatte, drangen die Bauern in ihre Wohnung ein und zerstörten all ihr ärztliches Gerät. Röntgenapparate und medico-chirurgische Instrumente, Flaschen und Lampen, alles zerschlugen sie. Ich würde es nicht glauben, wenn nicht die Ärztin es mir versichert hätte — Miß Wolsey von der Scotch Womens Mission in Nordserbien.

Eine andere hatte in Marburg studiert. Sie bot mir Tee an, aus einem kleinen Frühstückskorb, wie man ihn in England in den Eisen-

bahnzug gereicht bekommt. Wir redeten über das Elend des Krieges — ohne den leisesten Unterton von Debatte oder Vorwurf. Auch über Marburg redeten wir — auf der kalten Steintreppe dieses kleinen serbischen Bahnhofes sitzend, wo überall der weiße Kalk an Häusern und Bäumen an die große Epidemie erinnerten, wir redeten vom Frauenberg und der Wettergasse, von den Sonntagsausflügen in die Schwalm, von den Wochentrips „into the Hinterland“.

Es wurde dunkler und dunkler. Kein Licht auf dem Bahnhof. Um einen Kerzenstumpf, der auf einer Kiste flackert, stehen wir und warten. Eine summt ein Lied. Eine fragt, ob Konstantinopel gefallen sei. Eine redet vom Plumpudding und Mistelzweig. Endlich steigen wir in den kalten, dunklen, schmalen Wagen, der uns nach Krusevac schleppt. Aus dem Schornstein der Lokomotive sprühen tausend rote Funken. Das Tal liegt unter einer weiß-blauen Winterdecke.

Diese serbischen Städte sind alle gleich — mit kleinen, alten einstöckigen Häusern, breiten, schlechten Straßen, und irgendeinem neuen protzigen Regierungsgebäude von kolossalen Dimensionen, das meist eben im Bau begriffen ist. In Krusevac ist es ein Justizpalast, in Pirot eine Präfektur, in Kraljewo ein anderer Prachtbau. Während diese Paläste immer größer, die Balkandenkmäler im Lande immer zahlreicher (und geschmackloser) werden, sind fast alle Versuche, durch Einrichtung landwirtschaftlicher Schulen den serbischen Bauern aus seiner Lethargie aufzurütteln, kläglich gescheitert.

Krusevac ist die Stadt des serbischen Tabaks. Rings um den Marktplatz saßen an hundert Frauen und verkauften die grünen, trockenen Büschel für mäßiges Geld. Unsere Soldaten zerschnitten die Blätter und stopften sich ihre Pfeifen. Die ganz Geschickten drehten sich wunderliche Zigarren. Auf dem Marktplatz am Vormittag drängten sich Menschen und Wagen. Vier Popen mit langem, seidenglattem Schwarzhaar, mit der hohen Röhrenmütze, mit der breiten, roten Schärpe um den Leib, stehen flüsternd zusammen. An dem großen Nationaldenkmal, das verachtend von der Mitte des Marktplatzes auf die elenden Häuser ringsum herniedersieht, flattern die weißen Funksprüche, die von den bulgarischen Siegen im Süden erzählen. Aus dem wirren Gedränge der Ochsen- und Büffelkarren leuchten die bunten Ornamente heraus, mit denen der serbische Bauer die Seitenwände auch seines einfachsten Wagens schmückt — primitive aber eindringliche Formen, die meisten aus den Linien der Ochsenhörner entstanden — mit Augen- und Sonnenmotiven lebendig gemacht.

In dem Hotel treffen wir die Engländerinnen wieder. Sie wissen noch immer nicht, was aus ihnen wird. Ob sie nach Hause entlassen oder auf die serbischen Lazarette des Landes verteilt werden. Sie sitzen bei Tisch wie ein Pensionat. Die leitende Ärztin ist böse. Sie hat den Schwestern verboten, mit uns zu sprechen. Abends laden sie uns zum Tee ein. Eine ist jung und schön. Aber sie ist weder Ärztin noch Schwester. Sie ist Küchenbursche für die andern. Alle beklagen

Digitized by Google

sich über die stramme Zucht — auch eine lange, hagere Schwester mit Raffzähnen aus Wales, die sich uns als Suffragette vorstellt. Wir hören den Mädchen zu, die von der Fahrt über den englischen Kanal erzählen, von Saloniki, von dem großen Sterben im Winter: eines abends kamen gegen 60 Kranke in Valjewo an — sie wurden in einer Baracke untergebracht — am nächsten Morgen, als sie untersucht werden sollten, lebten noch fünf von ihnen.

Um 10 Uhr pünktlich wurden wir entlassen. Den ganzen Abend hatten die Schwestern an der Tür gehorcht, in Angst, daß die Alte käme, sie zu revidieren. Am nächsten Morgen aber stand vor meiner Zimmertür neben den Stiefeln eine kleine Blechbüchse. Sie enthielt ein Dutzend guter indischer Zigarren. Auf der Blechbüchse stand ein Name gekritzelt. Ich freute mich. Denn ich dachte an den schönen weiblichen Küchenburschen. Auf dem Marktplatz traf ich die Ärztin, die ihre Bazillenkulturen suchte. Ich fragte sie durch die Blume, welches Mädchen jenen Namen trüge. Da war es die Suffragette mit den Raffzähnen.

Bei den Bulgaren in Nisch

Nisch, den 15. Dezember 1915.

Dies ist die erste bulgarische Stadt, auf die uns der Weg führt — von Bulgaren erobert, von Bulgaren verwaltet. Überall, auch aus den Fenstern der Privathäuser, weht die weiß-rot-grüne Flagge. Die braunen Uniformen der bulgarischen Infanteristen beherrschen die Straße. Bulgarisch ist die Stadtverwaltung, der ein Bürgermeister aus Sofia vorsteht. Bulgarisch ist die Eisenbahn, die von hier über Bela-Palanka nach Pirot an die alte Grenze führt. Bulgarisch das Geld, das die Händler am liebsten nehmen. (1 Lev = 90 Heller = 80 Pfg.)

Wie stark in Wirklichkeit der bulgarische Einschlag in der Bevölkerung von Nisch und Umgegend ist, das kann man genau weder aus serbischen noch aus bulgarischen Quellen erfahren. Aber für die bulgarischen Ansprüche redet die Tatsache, daß dieses Gebiet in der türkischen Zeit vor 1878 durchgehend den Bulgaren zugeschrieben wurde. Kanitz in seinen verschiedenen Balkanreisewerken redet von Nisch als einer bulgarischen Stadt. Und im Frieden von San Stefano war das Gebiet von Nisch als selbstverständlich den Bulgaren zugesprochen worden. In der Zeit der serbischen Herrschaft war die Stadt die Lieblingsresidenz der Obrenowitsch und die spätere Hochburg der antiradikalen Opposition. Peter Karageorgewitsch ist so selten als möglich in Nisch gewesen. Heute steht auf dem Marktplatz eine Ehrenpforte für den bulgarischen Zaren, der neulich im Auto von Sofia herüberkam.

Die deutschen Soldaten wohnen in Nisch wie in einer eigenen Kolonie. Ein Teil der mittleren Stadt bildet ihr Quartier. Hier haben sie ihre deutschen Straßennamen, ihre Badeanstalt, ihr Verpflegungsamt. Zwischen der deutschen und der bulgarischen Kommandantur geht es von morgens bis abends hin und her. Nicht immer ist der Verkehr leicht — andere Sprache, andere Schrift, andere Gewöhnung, alles muß gelernt und überwunden werden. Und es wird überwunden — wie draußen an der Front herrscht hier das große Bewußtsein einer gemeinsamen Arbeit, die nicht nur bis morgen gelten soll.

Der bulgarische Infanterist mit seinen landesüblichen Opanken machte zuerst auf unseren Soldaten einen seltsamen Eindruck. Erst im Eilmarsch durchs Gebirge, im zähen, todesverachtenden Angriff lernte er diese braunen, durch und durch disziplinierten Gesellen bewundern. Wie seltsam sah zuerst eine bulgarische Ochsenkolonne aus — diese nur halb uniformierten Fahrer, diese unmilitärischen Wagen, diese langsame bunte Kette von fremden Gestalten. Aber wie wunderbar nahm dieser seltsame Zug später die höchsten Gebirgspfade in Schnee und Eis! Wie überholten diese Ochsenkarrenzüge manchmal selbst unsere sechspferdig bespannten hochbordigen Trainwagen! Auch unsere Soldaten haben in Serbien gelernt, mit Ochsen zu karren. Aber was für Stümper sind sie gegen die fast künstlerische Ruhe, mit der ein echter Balkansoldat seinen Büffelwagen lenkt!

Der bulgarische Soldat ist verschlossen und, mit seinem serbischen Gegner verglichen, weniger lebhaft, aber von größerer Zähigkeit und Rücksichtslosigkeit. Wenn die Serben den Franzosen ähneln, dann haben die Bulgaren wirklich etwas Preußisches. Eine bulgarische Wache ist unerschütterlich. Ich sah, wie ein gemeiner Soldat einem Oberst den Eintritt durch eine verbotene Pforte wehrte, strammstehend, aber auf all seine Reden nur mit Kopfschütteln antwortend.

Seit jenem unvergeßlichen Tage, an dem die ersten bulgarischen Reiter in Kladowo am Donauufer zu uns stießen — wie lange ist es her — seit damals hatten keine Bulgaren unsern Weg gekreuzt. Jetzt saßen wir mit ihnen an einer Tafel. Der erste romantische Schimmer (ihre Sprache, ihre Uniform, ihre Gesichter) war verschwunden. Wir saßen bis lange nach Mitternacht, schnitten Apfelscheiben in den gelben Nischer Wein, tranken, erzählten und debattierten. Mit den meisten französisch — mit vielen deutsch — mit einigen auch italienisch.

Leider kann man mit dem bulgarischen Bauer und Arbeiter kein einziges Wort reden. Die Sprache liegt uns meilenfern, aber die Offiziere des ... Regiments stammten aus allen bulgarischen Bevölkerungsschichten. Sie konnten über die Lage des bulgarischen Gemüsemarktes und über den Gegensatz zwischen den beiden sozialdemokratischen Parteien des Landes genau Auskunft geben. Das war überhaupt das Merkwürdige an dem ersten Abend dieses Begegnisses. Zuerst waren alle diese Leute uns fremd und neu — der Oberst, der in der

Digitized by Google

italienischen Armee ausgebildet war — der schwarzbärtige Artilleriehauptmann, der in der Türkenschlacht bei Tschorlu ein Auge verloren hatte. Dann begannen wir mit den Jüngeren über Krieg und Frieden, Polen und Belgien zu reden. Zuerst zaghaft. Immer vertrauter. Plötzlich fiel uns ein Schleier von den Augen. Alle diese disputierenden Gesichter hatten wir schon einmal gesehen. Ohne die braunen Uniformen, ohne die breiten russischen Achselstücke. Es waren alte und neue Studenten aus München und Berlin, aus Brüssel und Zürich und Genf, Mediziner und Juristen, Philosophen und Nationalökonomen. Vor einem halben Jahre saßen sie noch in den Hörsälen und in den Kaffeehäusern der akademischen Viertel. Jetzt sangen sie „Rausche, Maritza!“

Vieles berührt fast norddeutsch an ihnen — sie sind im ganzen schweigsam, zurückhaltend, sachlich — ohne viel Freude an der Form. Später erwachen sie. Sie singen — außer dem schönen „Rausche, Maritza“ am liebsten das berüchtigte Spottlied nach dem Bukarester Frieden: „Unsere Verbündeten, die Räuber ...“ Sie tanzen ihre alten Volkstänze — am liebsten die Ratschenitza — und während sie sich drehen und hüpfen und aus dem Hintergrund die Musik lärmt — wieder vergißt man die braunen Uniformen und die breiten glänzenden Achselstücke — und vor einem tanzt vergangene Balkan: Bergwiesen, Spinnstuben, bunte Mädchen, braune Burschen.

Aber es bleibt gefährlich, über diese Bulgaren etwas Einheitliches sagen zu wollen — so verschieden sind sie. Es gibt keinen bulgarischen Gesichtstypus. Du findest blonde und schwarze, slawische und mongolische Typen, alles durcheinander. Und wie die Rasse, so ist das kulturelle Kleid, in dem sie sich geben, bunt gewirkt aus Paris und Berlin und Moskau. Aber immer — so scheint es — kommt das Wesen des bulgarischen Bauern zum Vorschein: fleißig, sparsam, schlau, mit mehr Berechnung als Gemüt. Vieles erinnert an Norddeutschland.

Vielleicht sind diese strebsamen unsentimentalen Leute nicht jedem so sympathisch wie uns Norddeutschen. Mir gefiel vor allem ihre kalte Nüchternheit. Ich habe mit vielen von ihnen über die Zukunft Bulgariens, über die engen künftigen Bande zwischen ihnen und uns geredet. Aber niemals habe ich so leidenschaftslos und so unfranzösisch über eine so große und heilige Sache reden hören. Auf diese Leute machen Phrasen wenig Eindruck. Ihre eigene Geschichte hat sie aus hartem, vielleicht sprödem Holz geschnitzt.

Digitized by Google

Vom Gipfel der Vinik

Nisch, 16. Dezember 1915.

Wenn man von einem der kahlen Berge, die den Kessel von Nisch umkränzen, auf die Dreiecksebene hinunter sieht, in der die Wasser der Morawa und Nischawa zusammenfließen, dann begreift man das reiche Schicksal dieser Stadt, die in jedem Jahrhundert wenigstens einmal in die große Weltgeschichte hineingeblickt hat. Unten in den langweiligen Straßen der Stadt macht sich modernes kleinbürgerliches Leben breit. Die alte Zitadelle am rechten Ufer ist von den Serben in ein modernes Depot umgewandelt. In einem alten Turm der Türkenfestung fand ich einen Geldschrank (von Wertheim aus Wien) als Tür eingebaut. Alles in Nisch, außer der Festung, ist neu und stammt aus dem letzten Jahrhundert.

Aber von der Kuppe des Vinik gesehen, wird die Stadt wieder groß — alle armselige Politik, die im letzten Jahr hier unten gespielt, und von hier aus prahlerisch in alle Welt gefunkt wurde, verblaßt, und die einfachen deutschen Musketiere, die hier heute den Weg nach dem heiligen Orient sichern, bekommen ihr gewaltiges historisches Relief.

Hier unten in dieser Ebene liefen die zwei großen Römerstraßen von Dyrrachium und Skutari am Adriatischen Meer, von Thessalonice und Konstantinopolis am Ägäischen Meer zusammen und führten über Alekzinac nordwärts an die Donau nach Mösien, Dazien und Pannonien. Die Armee Gallwitz marschierte durch Serbien auf dieser Donaustraße ein, die jahrhundertelang römische Legionäre auf ihrem Rücken getragen hat. All diese Städte und Flecken, von Semendria bis Cuprija und Krusevac, spielten unter anderem Namen schon damals ihre Rolle als römische Etappen. Österreichisch-ungarische Heeressäulen marschieren heute auf jener anderen Straße von Nisch zur Adria gegen die montenegrinischen Berge zu. Die dritte alte Heerstraße nach Thessalonice (Salonik) wimmelt von den Truppen unserer bulgarischen Verbündeten. Um die Freiheit der vierten, die von Nisch nach Konstantinopel führte, ist diese ganze Offensive entbrannt. Dieser ganze neue Balkankrieg wird auf uralten Straßen geführt. Und das alte Naissus, das neue Nisch, liegt im Kreuzungspunkt all dieser Straßen.

Diese Berge haben das Staunen verlernt. Von jenen Tagen der Urzeit an, wo die hier gestauten Wasser sich bei Stalac einen Weg nach Norden zur Donau brachen, haben diese Berge zu ihren Füßen Wunder um Wunder gesehen. Aus der römischen Etappe, in der er geboren war, schuf Konstantin der Große eine prächtige Residenz. Auf diesen Feldern tobte jene Gotenschlacht, durch die Claudius II. das bedrängte Rom noch einmal vor dem germanischen Ansturm rettete. 50000 Gotenleichen sollen hier nach der Schlacht verbrannt worden sein. Dann fegte der Hunnensturm das römische Naissus

Digitized by Google

vom Boden weg. Aber Justinian baute es als Naissapolis wieder auf. Als Nisus spielte die Stadt die große Rolle eines nordwestlichen Bollwerks gegen die Anstürme der Serben und Bulgaren. Wieviel deutsche Landsknechte sind durch diese Ebene gezogen — mit Kaiser Konrad gegen Jerusalem, mit Barbarossa, der hier in Nisch durch eine bulgarische Sondermission begrüßt wurde. Es war die Zeit, wo deutsche Landsknechte in ganz Europa unter allen Fahnen kämpften, die Zeit, wo 300 erzgepanzerte deutsche Reitersöldner bei Köstendil dem Serben Stefan Dušan zu einem Siege über die Bulgaren verhalfen. Die Eroberung von Nisus durch die Türken entschied das Schicksal des mittelalterlichen Serbien (1375). Sie war das Vorspiel zur Katastrophe auf dem Amselfeld. Nun folgte der jahrhundertelange Türkenschlaf für den Balkan. Aber die einzige großzügige Aktion, mit der Europa im 15. Jahrhundert den türkischen Ring zu sprengen versuchte, der Aufstand des Rumunen Johann Hunyad, drang wiederum bis in diese blutgetränkte Ebene vor. Eine kurze Zeit wehten über Nisch die christlichen Fahnen. Dann blieb alles ruhig in der Paschalikstadt, bis zum Jahre 1689. Da sahen diese Berge eine neue nordische Welle zu ihren Füßen — wieder erklangen deutsche Stimmen auf den Straßen längs der Nischawa. Guido Starhemberg und der Markgraf von Baden schlugen unter den Mauern von Nisch den türkischen Großwesir empfindlich aufs Haupt. Der Vojnik (Kriegsberg), an dessen Fuß jetzt der berüchtigte Schädelturm steht, ward damals von deutschen Infanterieregimentern gestürmt. Mit 3000 Mann hat Starhemberg im nächsten Jahre die Festung gegen die anrückende türkische Übermacht wochenlang tapfer verteidigt. Auf uns heute wohlbekannten Straßen zog er endlich mit den Trümmern seiner Besatzung im Herbste 1690 nach Belgrad zurück. Aber noch eimnal brachten die Feldzüge des Prinzen Eugen diesen Kessel in kaiserliche Hand. 1737 erschienen 6 Kavallerieregimenter und 2000 Grenadiere vor der Stadt. Bald folgte über Cuprija, Razanj und Aleksinac das ganze kaiserliche Heer. Zu seinen Führern gehörten der Herzog von Lothringen, der Marschall Seckendorff, der Graf Schmettau, der General Leutrum. Die eroberte Festung wurde von General Thüngen besetzt. Von Nis aus drangen die Kaiserlichen und ein serbisches Freikorps bis Pirot vor. Wenn die ruhmreichen Regimenter Deutschlands und Österreich-Ungarns, die heute in Serbien lagern, ihre Geschichte erzählen würden, in mancher von ihnen würde der Name dieser Stadt aufleuchten.

Heute bedeuten die vier großen Balkanstraßen, die seit Jahrtausenden bei Nisch zusammenfließen, noch vier große Heeresstraßen, Straßen des Angriffs, Straßen der Verteidigung. Nisch ist heute noch ein militärisches Auge der Zentralmächte. Bald wird es ein ökonomisches Auge sein. Bald werden von Saloniki nach Belgrad, von der Adria bis zum Goldenen Horn, die friedlichen Heereszüge unserer Güter- und Personenwagen rollen. Und in diesem friedlichen

Digitized by Google

Austausch zwischen Orient und Okzident — jenem Austausch, der das eigentliche welthistorische Relief dieses Völkerblutens abgibt — in diesem Völkerkartell der Zukunft wird Nisch seinen alten Ruhm noch einmal erneuern.

Bei den Teppichweberinnen in Pirot

Lescovac, 18. Dezember 1915.

Der Name Pirot ist den Bulgaren heilig. Mit ihm ist verknüpft die Erinnerung an die Wiedergeburt des bulgarischen Volkes. Nicht jene Wiedergeburt vom Jahre 1878, wo die uneinige europäische Diplomatie ein künstliches Bulgarien von Rußlands Gnaden schuf. Sondern jene Wiedergeburt vom Jahre 1885, wo unter der Führung des Battenbergers zum Staunen des ganzen Europa das junge Bulgarien seinen alten serbischen Gegner bei Sliwnitza und Pirot so kräftig aufs Haupt schlug. Seit den Novembertagen jenes Jahres sind die Straßen und Höhen von Pirot den Bulgaren ein schmerzliches Vermächtnis. In diesen Straßen ist viel rotes Bulgarenblut geflossen. Auf diesen „schwarzen Bergen" südlich der Stadt brachte der wackere Popoff die serbische Drinadivision ins Wanken. Von hier aus lag dem bulgarischen Sieger jener ganze Landstrich bis Nisch hin offen, auf den er uralte Ansprüche zu haben glaubte. Aber hier im Lager von Pirot erschien auch am Morgen des 28. November jener Graf Khevenhüller, vor dessen Drohungen die Bulgaren damals zähneknirschend jenen ersten schmählichen Frieden von Bukarest abschließen mußten.

So kann man die Lust verstehen, mit der die weiß-rot-grünen Flaggen heute gerade von den Türmen Pirots wehen. Nur 25 km von der alten bulgarischen Grenzstation Zaribrod entfernt — über Zaribrod mit Sofia durch den längst wieder hergestellten Schienenweg schnell verbunden — macht Pirot trotz der heftigen Grenzkämpfe, die im Oktober im Osten der Stadt tobten, einen friedfertigen geschäftigen Eindruck. Wenn man von dem alten Türkenkastell über das malerische Häusermeer hinwegsieht, entdeckt man nirgends eine Spur vom Kriege. Unten, zu Füßen des alten moosbewachsenen Gemäuers, klappern die Mühlen — die Gerber waschen in den Fluten der Nischawa wie sonst ihre Felle — auf den Straßen von Norden und Osten kommen die Landfrauen und schleppen die Schafwolle zum Kämmen in die Stadt. In den Straßen dasselbe Bild. Die Pelzmacher arbeiten in ihren offenen Läden, aus denen der scharfe Geruch der Schafsfelle strömt. In einem sauberen Hofe dreht ein Balkanponny am Göpel eine einfache Wollkratzmaschine. Auf der einen Seite liefern Frauen und Kinder die ungekämmte schwarze oder weiße Wolle ein. Auf der anderen erhalten sie sie ge-

Digitized by Google

wogen und glatt gerollt und gereinigt zurück. In einer anderen Straße drehen zwei Bäuerinnen eine noch einfachere Maschine mit der Hand. Der Besitzer der Maschine steht im Hintergrund und behält von jedem eingelieferten Kilo Wolle einen geringen Anteil als Bezahlung. Jede Frau kämmt ihre eigene Wolle. Nirgends in Serbien habe ich so sauber gekleidete Frauen gesehen wie in Pirot.

Aber berühmt — weit über seine Stadt und Landesgrenzen hinaus — ist Pirot durch die Produkte seiner fleißigen Teppichweberinnen. Und auch diese Arbeit — da sie zum allergrößten Teile von Frauen und Kindern verrichtet wird — ist durch den Krieg nicht ganz unterbrochen worden. Zwischen den einquartierten bulgarischen und deutschen Soldaten sitzen oder knien die Mädchen in den Stuben vor den einfachen Holzrahmen, an denen sie die bunten, meist rot und weißen, so charakteristisch gemusterten Piroter Wollteppiche knüpfen. Fast immer wird die Arbeit von Gesang begleitet — nicht aus übersprudelnder Freude, auch die bleichen, hohlwangigen Kinder singen — zum Einhalten des Taktes bei der Arbeit. Denn an einzelnen Teppichen weben drei, vier Personen zu gleicher Zeit. Sie sitzen, falls der Teppich etwa 4 m breit wird, in Abständen von zirka 70 cm nebeneinander.

Die Piroter Teppichweberei (Tschilimarstwo) ist Jahrhunderte alt. Einst war sie reiner „Hausfleiß". Heute findet man die verschiedensten wirtschaftsgeschichtlichen Stadien neben- und durcheinander. Meist werden die Teppiche als regelrechte Heimarbeit angefertigt. Dabei gehört der Rahmen immer dem Arbeiter, aber die Wolle wird teils vom Verleger geliefert, teils selbst beigesteuert. Reichen bei größeren Stücken die Arbeitskräfte einer einzelnen Familie nicht aus, so schließen sich mehrere zusammen. Solcherart „geliehene" Arbeitstage werden entweder bezahlt (mit 60 bis 80 Para pro Tag = 50 bis 65 Pfg.) oder auf Borg gegeben. Die Lage dieser Teppichweberinnen ist drückend. Sie arbeiten 10 bis 18 Stunden pro Tag und kommen über den angegebenen Durchschnittslohn nur hinaus, wo es ihnen einmal gelingt, aus eigenen Produktionsmitteln einen Teppich unabhängig vom Verleger direkt an den Käufer zu bringen. Aber auch dann ist der Durchschnittspreis für Teppiche so niedrig, daß wenig Reinverdienst herauskommt. Diese drückende Lage hat zur Errichtung der „Genossenschaft der Piroter Teppichweber" geführt. Ihr Zweck ist, nach dem Vorbild der serbischen Agrargenossenschaften, der Einkauf billigen Rohmaterials und die Regelung des Absatzes der Produkte. Leider hat sie bei der Verstreutheit der einzelnen Arbeitsstätten durch den ganzen Piroter Kreis, bei dem Mißtrauen der bäuerischen Bevölkerung, die lieber dem umherziehenden Kutzowalachen als der Piroter Zentrale die Wolle abkauft, bisher wenig Fortschritte gemacht. Doch unterhält sie in der Stadt Pirot ein gutes Verkaufslager, das auch jetzt im Kriege manch gutes Geschäft gemacht hat.

Digitized by Google

Vor einigen Jahren stellte die Einführung der Anilinfarben die Qualität, den Ruf und die Existenz dieser Industrie aufs Spiel. Durch staatliche Verwendungsverbote dieser Farben wurde die Gefahr aber bald beseitigt. Gerade die unvergängliche Dauer der Piroter Teppichfarben begründete ja den Weltruf seiner Produkte — neben den alten originellen Mustern. Dafür, daß diese alten Muster erhalten und nicht durch moderne verkitscht werden, hat übrigens auch die Genossenschaft gute Arbeit geleistet.

Die Piroter Teppiche, die auf den Weltausstellungen in Paris und Turin, auf der Balkanausstellung in London großes Aufsehen und erste Preise erzielten, werden bis heute im Auslande sehr wenig gekauft. Das liegt an den gänzlich ungeordneten Absatzverhältnissen in Serbien selbst, an denen auch die Genossenschaft mit ihrem schwachen Kapital bisher hat wenig ändern können. So lange dem Elend der serbischen Hausindustrie nicht mit radikaleren Maßnahmen entgegengetreten wird, als das bisherige „radikale" Belgrader Regiment es für nötig hielt, so lange wird diese wunderbare Industrie weiter ein krüppelhaftes Dasein führen. Denn an dem Elend der Piroter Teppichweber wird nur das Elend der gesamten serbischen bäuerischen Heimarbeiter klar — seien sie nun Pflaumenschnaps- oder Pflaumenmushersteller, Seiler oder Holzarbeiter, Flechter oder Käsebereiter. Ausnahmslos fast stecken sie in den Krallen irgendeines Dorfgewaltigen — meistens des Schankwirtes, der ihre schlechten ökonomischen Bargeldverhältnisse (meistens gegen Wintersende) rücksichtslos durch Vorschüsse gegen Wucherzinsen oder spottbillige Heimarbeit ausnutzt.

Mitten durch den Piroter Kreis und seine hausindustriellen Dörfer läuft heute die Weltbahn Deutschlands zum Orient. Ob dieses Land nun serbisch bleibt oder bulgarisch wird — möge der neue Strom wirtschaftlichen und politischen Lebens, der nach dem Kriege durch dies Balkanland geht, auch den fleißigen Weberinnen von Pirot neue Hilfen und Kräfte bringen.

Wilhelm II. bei den Bulgaren

Nisch, 19. Januar 1916.

Am Morgen des 18. Januar lag die ganze Dreiecksebene, die der Zusammenfluß von Nischawa und Morawa aus dem ostserbischen Falkengebirge herausgerissen hat, unter einem blauen wolkenlosen Winterhimmel klar und scharf gerissen da. Die leichte Schneedecke, die sich über Wiesen, Dörfer und Stadt hinbreitet, wurde an den Wänden des Nischer Bergkessels aufsteigend allmählich weißer und dicker, bis sie auf den südwestlichen Kuppen in spitzen Zuckerhüten endete — die in der Sonne leuchteten. Das Gewirr der schwarzen Schienenstränge des Nischer Zentralbahnhofes hob sich von dem weißen Talgrund

Digitized by Google

kräftig ab. Neben der großen gelben Kaserne, da, wo die lange Bahnhofshalle auftaucht, rauchten ein paar Lokomotiven. Die grauen schwarzen Wolken stiegen schnurgerade in die Höhe und bogen dann leise nach dem Vinik hinüber ab.

Von diesem Bahnhof ziehen drei schwarze Schienenpaare in die drei Auswege des Kessels hinaus — das eine nach Westen und Süden gegen Üsküb und Salonik, das zweite nach Osten im Tal der Nischawa aufwärts über Pirot nach Sofia und Konstantinopel, das dritte nordwärts an der braunen Morawa hinab, an die Donau, nach Belgrad, nach Deutschland. Wer diesen dritten Schienenweg am 18. Januar von einem der zahlreichen Hügel, die die Stadt Nisch umkränzen, genau beobachtete, der konnte gegen Mittag aus der Richtung Aleksinac einen langen schwarzen Zug herankriechen sehen. Mit zwei großen pustenden, keuchenden Lokomotiven, mit acht schwarzen langen glatten Wagen — ein ungewöhnlicher Zug, nicht wie diese endlosen lockeren öden Munitionszüge, aber auch nicht wie der lustige braune Balkanzug, der vor ein paar Tagen zum ersten Male durch diesen Kessel flackerte. Ein Zug, der feierlich und vorsichtig heranglitt, vor dessen Wagen jeder Brückenposten präsentierte, jede Bahnhofsmannschaft stramm im Gliede stand. Der Zug brachte den deutschen Kaiser.

Es war streng geheimgehalten worden — dieser erste Besuch eines Großmachtherrschers in einem Lande, das die gekrönten Häupter Europas schon im Frieden zu besuchen vermieden. Aber trotzdem begann in der Stadt bald ein Fragen und Flüstern unter den bulgarischen Soldaten, die die Zitadelle herrichteten, unter den Frauen, die die Straßen putzten, unter den Eisenbahnern. Zwei Tage vorher, als wir vom Bahnhof in die Stadt schlenderten, fragten wir eine Serbin, die ihre Fenster putzte, nach dem Grunde so plötzlicher Sauberkeit. „Der Ferdinand kommt, der Bulgarische", antwortete sie lachend. Und als am letzten Tage von den Bulgaren über dem Tor der Zitadelle aus alten Eisengewehren und Revolvern ein kunstvolles riesengroßes W zusammengehämmert wurde, da wußte jedermann, was am 18. Januar in Nisch vor sich gehen sollte.

„Was glauben Sie denn, was der Kaiser hier will?" frage ich einen sächsischen Eisenbahner, der mit mir unter der strahlenden Morgensonne dem Bahnhof zuschreitet. „Nu, ich denk, er wird die Bahn einweihen." Ich weiß nicht, ob im System unserer hohen Politik der Zweck des Kaiserbesuches mit diesen Worten richtig umschrieben ist. Aber unsere tapferen Truppen, die Serbien stürmisch niedergeworfen haben und es jetzt geduldig bewachen und wieder aufrichten, empfanden und deuteten allerdings diese Reise ihres obersten Kriegsherrn so: nicht nur als eine politisch bedeutungsvolle Fahrt des Vertreters der deutschen Nation zu unseren neuen bulgarischen Verbündeten, sondern auch als ein abschließendes Symbol der Anerkennung für die Strapazen, den Mut, den Fleiß, mit dem sie diesen

Digitized by Google

neuen Weltschienenweg militärisch geöffnet und technisch vollendet haben. Und darüber hinaus als einen starken Gruß aus der so lange entbehrten Heimat, als eine kräftige Versicherung, daß dieser Krieg nicht versumpft, sondern glücklich vorwärtsschreitet. Mit dem Kaiserzuge zugleich kam die Friedensnachricht aus Montenegro an. Nicht nur für die Bulgaren, denen der Besuch in erster Linie galt, auch für die deutschen Truppen, die in Nisch stationiert sind, war der 18. Januar ein unvergeßlicher Feiertag.

Auf dem Bahnhof herrscht feierliche Stille. Das Dach der Halle ist behängt mit wallenden Fahnen. Vor ein paar Tagen schaukelten hier noch im Winde die letzten dürren Reste der freundlichen Schling- und Hanggewächse, die hier einst für den Orientexpreßreisenden das Bild des Bahnhofs verschönten. Unter der Halle steht die bulgarische Ehrenkompagnie — eine schnurgerade braune Wand. Am rechten Flügel ein paar Trommler. Neben ihnen die rote Zarenstandarte. Vor der Kompagnie gehen ein paar bulgarische Generale wartend auf und ab. Lange vor Ankunft des Kaisers steht der Hofzug des Zaren da — auf dem zweiten Gleise — grüne Pullmannwagen mit dem bulgarischen Wappen. Im Fenster des einen lehnt ein junger schmächtiger Mann — der Thronfolger, wie es heißt. Bald nach 11 Uhr füllt sich der Bahnhof mit Bulgaren und Deutschen. Ganz allein kommt Generalleutnant von S. anspaziert, die Seele von Mackensens Generalstab. In seinem Kopfe liefen die Gedankenfäden des ganzen Balkanfeldzuges zusammen — von Belgrad bis zum Wardar. Auch der Durchbruch von Gorlice war zum Teil das Werk seiner Gedanken. Bald nach ihm erscheint — ebenfalls allein — Mackensen selber — schlank, zart, ganz das Gegenteil eines Haudegen, auch die Augen mehr gütig als stechend. Die beiden begrüßen einander herzlich und wenden sich dann ihren bulgarischen Waffenbrüdern zu. Derweil wird es in dem grünen Pullmannwagen lebendig. Türen schlagen auf und zu. Endlich entsteigt dem letzten der Wagen der Zar — eine mächtige schwere Gestalt, ein wenig schon gebückt, in der braunen Gewandung seiner Krieger. Wie er langsam über den Bahnsteig schreitet — bald mit diesem, bald mit jenem redend, wie er die einzelnen durch seine scharfen Augengläser mit seinem prüfenden Blicke mustert, da hat man weniger den Eindruck des gewiegten Diplomaten, der er sein soll, als den des Ornithologen, der vor dem Kriege in der ganzen wissenschaftlichen Welt seiner Vogelzüchtungen und Sammlungen wegen bekannt war. Und doch schreitet mit ihm die bulgarische Geschichte von 30 Jahren dahin — mit ihren Irrungen und Wirrungen, Siegen und Niederlagen, mit ihrem letzten tapferen Entschluß und ihrem schnellen machtvollen Aufstieg. Und wie ein Schatten dieser Geschichte, aber ein lebendiger, geht im schwarzen Zylinder Radoslawoff hinter ihm her, der einstige Berliner Student, der in den 80 er Jahren aus dem Hörsaal Treitschkes und Mommsens auf den Ministersessel des damals fürstenlosen Bulgarien rückte — und dem

Digitized by Google

es heute vergönnt ist, an der Schöpfung der endlichen nationalen Einheit seines Vaterlandes so tätigen Anteil zu nehmen. Wie der König vor der Halle erscheint, rufen die Soldaten ein kurzes Lied — das donnernd über die Eisenbahnwagen in die klare Luft hallt. Auch als Mackensen vorhin erschien, begrüßten sie ihn durch einen solchen donnernden Zuruf. Ich frage einen bulgarischen Chauffeur nach dem Sinn dieser Rufe. Er sagt, sie wünschten damit eine gute Gesundheit und ein langes Leben. Nun steht der Zar inmitten der bulgarischen und deutschen Generale und plaudert. Ab und zu sieht er in der Richtung der Einfahrtssignale. Kein Geräusch ist zu hören. Alle diese Menschen sind in der feierlichen Stimmung des Wartens. Im Osten der Stadt ist ein Fesselballon aufgestiegen. Seine gelbe Hülle leuchtet gegen den blauen Himmel. Aber noch mehr leuchten die weißen Schneeberge, die in den Nischer Talkessel herabsehen. Sie recken unbeweglich ihre Köpfe in den Himmel. Sie staunen nicht. Sie haben viele Kaiser und Zaren gesehen, Konstantin und Trajan, Symeon und Lazar, auch den deutschen Kaiser Barbarossa.

Punkt 12 Uhr gleitet der schwarze Zug fast lautlos in die Halle. Auf den zwei Lokomotiven hantieren Soldaten des Eisenbahnregiments umher. Die Schaffner sind blaue preußische Schaffner — in ihrer Sauberkeit auch sie ein Gruß aus der Heimat. Wie der Zug hält, und der Kaiser einem der mittleren Wagen entsteigt, fällt die bulgarische Musik ein — mit der deutschen Hymne. Fahnen senken sich, Trommelwirbel. Kurze Kommandoworte. Die Begrüßung der beiden Herrscher vollzieht sich in einem dichten Kreise von grauen deutschen und braunen bulgarischen Uniformen. Dabei taucht ab und zu der Kopf Mackensens und die kleine schwarze Gestalt Radoslawoffs auf, der vom Kaiser besonders begrüßt wird. Danach schreitet der Gast die Ehrenkompagnie ab. Es ist eine Kompagnie des Sofioter Leib-Infanterieregiments. Wie sich der Kaiser ihnen zuwendet, ertönt wieder jener laute donnernde Zuruf von vorhin — fast erschreckend. Mit einigen Bulgaren redet der Kaiser, wobei der Zar ihm hilft. Und jedesmal, wenn eines dieser großen strammen Bauernkinder dem fremden Herrscher antwortet, klingt es wie ein helles knatterndes Donnern durch die Halle.

Nun sausen wir im Auto durch die Stadt zur Zitadelle. Überall Fahnen. Und überall Soldaten. Rechts und links alle hundert Schritte ein brauner bulgarischer Reiter — auf kleinem struppigen Pferde wie auf einer Katze sitzend. Durch die Bethmann-Hollweg-, Mackensen- und Zar Ferdinandstraße zum Marktplatz. Der bunte Ehrenbogen der hier noch vor 8 Tagen stand, ist verschwunden. Alle Straßen wimmeln von Menschen — aber fast nur Soldaten. Die Geschäfte sind geschlossen. Über die Nischawabrücke ans Tor der alten Festung. Hier noch einmal strengste Revision. Vor dem Tor stehen an 20 deutsche Schwestern, deren weiße Hauben mit dem Schnee wetteifern. Plötzlich halten wir mitten in dem riesengroßen Hof der Festung.

Digitized by Google

Ringsum auf allen Seiten bulgarische Truppen aller Gattungen. Hinter ihnen die graugrünen hohen Festungswälle, und hinter den Wällen, über ihnen die weißen Höhen der Nischer Berge. Der gelbe Fesselballon steht jetzt fast senkrecht über uns.

10 Minuten später erschien der Zar mit seinem Gaste in der Zitadelle. Unter den Begleitern sah man auf bulgarischer Seite den Generalissimus Schekoff, auf deutscher den Chef des Generalstabes von Falkenhayn. Es entspricht dem intimen soldatischen Interesse des deutschen Kaisers, daß er bei dem nun folgenden Rundgang alle aufgestellten bulgarischen Regimenter aufs genaueste inspizierte, sich jede auffallende Uniform und jedes besondere Regimentsabzeichen genau erklären ließ. Er sprach mit den einzelnen Kompagnieführern — deutsch, französisch oder englisch. Er trat zwischen die einzelnen Glieder und ließ die Mannschaften dieses und jenes fragen. Zuerst geriet er an die jungen Offiziersschüler — die in ihren blauroten Friedensuniformen von dem Braun und Grau der übrigen Truppen lebhaft abstachen. Dann an das Leibregiment, das ihn schon auf dem Bahnhof empfangen hatte. Es folgten Territorialtruppen in Opanken und lose geschnürten weißen Filzgamaschen, eine Feldbatterie, die sich bei den Kämpfen um Nisch besonders ausgezeichnet hatte, ein Gardekavallerieregiment, bei dem ein Sohn des Zaren den Kaiser begrüßte. Aber am längsten und interessiertesten verweilte Wilhelm II. bei den mazedonischen Komitadschis. Hier zogen ihn sicherlich nicht nur die prachtvollen und verwegenen, buntbewaffneten Gestalten mit ihren graugrünen türkenähnlichen Krimmerkappen an. Um dieses Freiwilligenkorps, in dem idealistische Intellektuelle neben verwegenen Abenteurern fechten, schwebte der romantische Schimmer des alten, des sterbenden Balkan. Diese modernen Haiducken hatten früher gegen die Türken, dann gegen die Serben, jahrelang einen heimlichen illegitimen Volkskrieg geführt. Jetzt standen sie vor dem Oberstkommandierenden des ersten und modernsten Heeres der Welt — die einstigen Schützlinge der Buxtons. Ihr Staunen mag nicht größer gewesen sein als das der alten Festungsmauern in ihrem Rücken. Auf diesen nämlich wehte neben deutschen, österreichischen, ungarischen und bulgarischen Fahnen lustig eine rote Türkenflagge. Nisch und eine Türkenflagge — eheu fugaces.

Nach diesem Rundgang beschloß ein Parademarsch die Feier in der Zitadelle. Ein Parademarsch bulgarischer Truppen unter den Augen des deutschen Kaisers in der alten Türkenfestung der serbischen Hauptstadt Nisch — als die lustigen Klänge des „Rausche Maritza" über den weiten Hof der Festung hüpften, als die braunen Söhne des Isker und der Jantra ihre schwarzverschnürten weißen Beine warfen — das war ein unvergleichlicher Anblick, und sie marschierten alle ungezwungen, alle in einem schönen, natürlichen Rhythmus, große, zähe, selbstbewußte Gestalten — die Offiziere ohne die betonte Eleganz, die an Serben und Rumänen so auffällt. Im ganzen waren es wohl zehn

Digitized by Google

bulgarische Kompagnien und Schwadronen — unter ihnen jenes mazedonische Freikorps. Unter den seltsamen Typen dieses Freikorps fiel eine langbärtige, bleiche Christusfigur auf.

In der Mitte zwischen den bulgarischen Truppen marschiert eine einzige deutsche Kompagnie, die Bedeckungsmannschaft eines Oberkommandos, und ein Zug, die Bedeckungsmannschaft einer benachbarten Fliegerabteilung. Nur wenige Menschen und keine Galatruppen. Aber sie marschierten auf ihre eigene Art, in jenem alten preußischen Paradeschritt. Der Festungshof dröhnte unter ihren Stiefeln. Alles erhielt einen Ruck, Bulgaren und Österreicher, Ungarn und Türken — als diese grauen leblosen Mauern klappernd und donnernd vorüberzogen. Ob sie schöner und besser marschierten als die Bulgaren — jeder der Fremden wird seine eigene Meinung gehabt haben. Sicher ist, daß sie ganz anders marschierten. Nicht schneidiger und strammer. Nein, es war ein Wesensunterschied in ihrem Marschieren. Hier marschierten keine einzelnen Menschen, hier bewegte sich eine Maschine. In den Gesichtern dieser Menschen war für einen Moment alles Individuelle ausgelöscht. Hier rollte ein fleischgewordenes Gesetz an uns vorüber — ein Willensmechanismus. Was für einen Eindruck diese Soldaten machten? Alle Fremden, die sie sahen, erhielten einen Ruck. Aber uns Deutschen lief eine leise Rührung durch die Seele — und auch dieser alte preußische Paradeschritt war uns allen ein Gruß aus der schmerzlich geliebten Heimat.

Vor und nach dem Balkanzug

Nisch, 21. Januar 1916.

Aus dem fahnengeschmückten Semliner Bahnhofe fuhren wir heraus. Die Fahnen waren für den Balkanzug bestimmt, der am nächsten Tage durch Semlin kommen sollte. Wir fuhren im letzten Zuge, der die endlich wieder hergestellte große Eisenbrücke zwischen Semlin und Belgrad vor dem Balkanzug passierte. Von morgen ab war der Weg frei, die Brücke ein Allgemeinbesitz. Unser Zug war fast noch ein Probezug. Von Semlin aus sah man fast nichts von der Brücke. Aber sobald die Lokomotive anzog, stand in diesem Zuge alles am Fenster. Der Zug ratterte über den langen Savedamm. Das graue Wasser spiegelte tausend Funken wieder, die aus der Lokomotive sprühten. Die Funken fielen in einem langen Bogen hernieder ins Wasser, aus welchem halbertrunkene Weiden tauchten. Belgrad leuchtete am ganzen Körper. Nur die Festung Kalimegdan schlief — ein dunkler Kopf. Plötzlich geht ein Ruck durch den Zug — ein schriller, übermütiger Pfiff — wir halten — nein, wir fahren — langsam, vorsichtig, von Schwelle zu Schwelle tastend. Wir sind plötzlich auf der Brücke.

Digitized by Google

Im matten Schein des halbverdeckten Mondes — eine lange dunkle Insel im Strom. Daneben eine schwarze — kurze — wie ein Horn. Beide tief im Hochwasser liegend — die Zigeunerinseln. Über diese Inseln hinweg betraten wir im Oktober das serbische Land. Von den zerschossenen Kähnen, die hier landeten, von den Lebenden und Toten, die auf diesen Inseln ausgeharrt haben, begann unser Siegesweg nach Nisch und Gallipoli, nach Skutari und Monastir. Wenn wir dereinst von Berlin nach Bagdad fahren, niemand soll auf dieser Fahrt die zwei Toteninseln in der südlichen Save vergessen.

Der Zug fährt schneller jetzt. Wir fahren auf einem festen erdenen Damm. In langem Bogen greift die Lokomotive links in das Schienengewirr des Belgrader Zentralbahnhofs ein.

Am nächsten Tage kriecht unser Militärzug im Morawatal entlang. Fünfzehn Stunden von Belgrad bis Nisch. Wie schnell, wenn man an den November und Oktober denkt. Wie langsam, wenn man diese Tour in drei Wochen zum fünften Male macht. Die Wiesen liegen voll Schnee. Die Wagen können nicht geheizt werden. Unser Abteil, in dem wir eine alte Bekanntmachung des Festungskommandanten von Krakau immer aufs neue studieren, ist undurchsehbar von blauem Tabaksqualm. Müde, apathisch, rollen wir mit der Geschwindigkeit eines deutschen Güterzuges immer tiefer in Serbien hinein.

Auf jeder Station halten wir geraume Zeit. Man verlernt die Ungeduld bei diesen unerbittlich langen Pausen. Aber auf einer kleinen Station zwischen Aleksinac und Nisch — es war am 16. Januar nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr — wurde es ganz arg. Nachdem wir eine halbe Stunde regungslos gestanden hatten, wurde unser Zug auf ein grasbewachsenes Nebengleise geschoben. Nun lagen wir tot da. Aber auch jetzt regte sich niemand auf. Kaum einer verließ den Zug. Die meisten schliefen.

Plötzlich ein Brausen in der Luft, in den Wänden, unter und neben uns — ein Poltern, Donnern, wie einstürzende Häuser. Wir fahren hoch. Ein Rattern, das sich näher und näher stürzt. Ein Pfiff — immer lauter und kreischender. Wir reißen das Fenster auf: „Der Balkanzug!“ Eine sausende braune Wand — ein stürzendes Meer von Licht — große Buchstaben — grüne Tannenreiser — weiße Tische — Menschen — blaue Schlafpolster — eine wilde schreiende Jagd. Wir springen hinaus. Da ist alles weg. Drei rote Lichter in einer Wolke von Staub und Steinen — verknatternde Geräusche. Aus den offenstehenden Abteilen sehen die Köpfe unserer Soldaten. Alles ist verdutzt. Ich höre eine Stimme: „Dat is hei — hei war dat.“

Ja, das war der neue Zug. Nun hatten wir soviel geredet und gerechnet, ob und wann wir ihm begegnen würden. Und nun hatte er uns doch überrascht. Langsam holte man unsern Zug aus dem toten Gleise wieder hervor. Langsam setzten wir uns wieder von Dorf zu Dorf in Bewegung. Der Balkanzug, der schnelle Bruder, dürfte

Digitized by Google

schon in Sofia gewesen sein, da erst kroch unser Militärzug in die Halle des Nischer Zentralbahnhofs ein.

Drei Tage später sahen wir ihn zum zweiten Male, als er von Konstantinopel zurückkam. Wieder krochen wir im Tal der Morawa entlang. Unser Zug war vollgepfropft von Urlaubern. Im Wagengang lagen und standen die Soldaten dicht aneinandergedrängt. Aber sie sangen. Den ganzen Tag — die ganze Nacht. Alte und neue Lieder — auch ganz neue, die niemand je gehört hatte. Darunter war ein Lied mit einem schönen Vers: „Plötzlich leuchten tausend Sterne" — und einem schönen Schluß: „Bring uns doch den süßen Frieden". Es war ein singender Zug — fast in allen Abteilen sangen sie — der Heimat zu.

Diesmal hielten wir in Stalac. Wieder überraschte uns der braune Zug. Aber diesmal kam er langsam in den Bahnhof geglitten und hielt. Er hielt nur eine Minute. Aber wie lange war das? Im Schein des grellen Karbidlichtes konnten wir ihn ruhig betrachten, mit unsern Blicken betasten von allen Seiten. Wir selber waren kalt und schmutzig und abgespannt. Wie warm war es in diesen langen, hellen, sauberen Sälen. Einige kletterten hinauf und standen eine Sekunde lang in der warmen Luft, auf dem weichen Teppich. Andere liefen zum Küchenwagen und suchten eilig etwas zu kaufen. Die meisten standen versunken in dies Bild des Friedens. Denn nun zeigten sich am Fenster ein paar Kinder — ein paar saubergekleidete deutsche Kinder — aus Regensburg vielleicht oder Schneidemühl. Auch eine Frau im schwarzen Witwenschleier ging den Gang hinauf. Unter den Männern, die hier auf dem Bahnhof standen, waren etliche über ein Jahr von ihrem Hause fort.

Es war nur eine Minute, aber jeder hatte etwas Besonderes gesehen. Und doch alle dasselbe — eine Vision der Zukunft, des Friedens, der Heimat. Zuerst, nachdem wir wieder in unserm kalten dunklen Abteil saßen, rechneten wir aus, um wieviel früher wir mit diesem braunen Teufel zuhause wären als jetzt. Aber dann begannen die Urlauber wieder zu singen: „Denn dieser Feldzug ist bald zu Ende..." Und lange nach Mitternacht noch hörte man im Halbschlaf jenes andere, neue Lied: „Plötzlich leuchten tausend Sterne."

Die Deutschen in Üsküb

Üsküb, 1. Februar 1916.

Der deutsche Soldat akklimatisiert sich weiter. Er hat Litauisch und Vlämisch, Französisch und Polnisch sprechen gelernt. In Belgrad radebrecht er Serbisch und in Pirot Bulgarisch. Jetzt beginnt er Türkisch zu stammeln — in Üsküb, in Veles, in Mazedonien. Er feilscht beim Geldwechsler im Basar, als ob er auf dem Jahrmarkt zu Hause wäre. Er

Digitized by Google

dreht sich Zigaretten — aus dem guten mazedonischen Tabak. Er reitet im alten Türkensitz auf kleinen Eseln und lenkt seinen Krümperwagen durch das schreiende Menschengequirle auf der alten Wardarbrücke, als ob das alles selbstverständlich wäre. Wir andern, wir elenden Sucher und Gucker, wir laufen unruhig und betört durch die Straßen dieser orientalischen Stadt und stürzen von Staunen in Staunen: die Deutschen in Ueskük! — Hamburger Ewerführer auf den Wegen Alexanders des Großen! — Deutsche Tauben über Thessalonich! Aber diese Flieger und Landsturmmänner und Trainfahrer selber nehmen das alles mit einer bodenlosen Ruhe und Selbstsicherheit hin. Man sieht sie zwischen Griechen und Kutzowallachen unbeirrt ihres Weges ziehen und sagt sich: sie wandern, wenn es nottut, nach Anatolien und Bagdad, gegen den Hindukusch und gegen den Ganges.

Schon Ende November, als der rechte Flügel unserer deutschen Truppen mit den Verbündeten zusammen im Sandschak Novibazar einrückte, betraten wir in seiner Hauptstadt die Schwelle des Orients. Hier in Üsküb sind wir mitten im Orient, in einem so urwüchsigen, unberührten Orient, wie man ihn in Smyrna und Konstantinopel heute kaum noch sieht. Wir lesen freilich und glauben auch, daß von den 50000 Einwohnern Üskübs über ein Drittel Bulgaren sind. Aber für den deutschen Soldaten bedeutet Üsküb eine „türkische" Stadt und das erste Erlebnis des märchenhaft geträumten Orients.

Wie Nisch und Leskovac, Pristina und Monastir, so liegt auch Üsküb in einem langgestreckten Kessel, von den Fluten eines ab und zu reißenden Stromes aus dem serbisch-mazedonischen Berglande von Nord nach Süd herausgewaschen. Wenn man am südlichen Ausgang der Stadt steht, dort, wo heute die verlassenen Baracken eines großen serbischen Krankenlagers verödet abseits liegen, dann türmt sich vor einem das Bild dieser nordmazedonischen Hauptstadt wahrhaft märchenhaft auf. Im Hintergrunde rechts das klotzige Massiv des Kara Dagh. Um seine dunklen Gipfel spielten heute weiße Wolken — dünn, flüchtig, wie die weiße Baumwolle, die unten im Türkenviertel der Stadt von Knaben und Mädchen mit dem klingenden Bogen geschlagen wird. An seinem Fuße kriechen die verfallenen Kirchhöfe der Türkenstadt empor — weite baumlose Stein- und Schädelstätten. Im Hintergrunde links die weißen Wände des Schar Dagh, die in ihrem höchsten Grad zur Pyramide des Ljubeten (2500 Meter) auslaufen. Seine Spitze leuchtet nordwärts bis ins Amselfeld hinein. Bis an diesen Berg dehnte sich das alte Königreich Philipps von Mazedonien. Zwischen Kara Dagh und Schar Dagh aus enger Erusionsschlucht hervor bricht der Wardar-Fluß mäßig breit im ausgedehnten Geröllbett, an welchem schlanke, blattlose Pappeln wie Pinien aufwärts weisen. Und am Fuße dieser Bergriesen, zu beiden Seiten des Flußbettes, die Stadt selber, ein braunes Meer von Dächern, aus dem die weißen Nadeln der Minaretts hervorschießen. Blendend weiße Moscheen wechseln mit gelben aus Ziegelstein, prächtig bemalte mit alten verfalle-

Digitized by Google

nen, denen das Gras aus allen Poren wächst. Mitten aus der Stadt — sie überragend und beherrschend — steigt der Felsen der Zitadelle auf. Er trägt Kasernen mit roten Dächern, ein neues Hospital und einen alten Konak. An seinem Nordhang kleben die Straßen und Häuser des Großen Marktes. Mitten in dem Weiß und Grau des Türkenviertels steht ein schreiend roter hoher Turm — dick und massiv, mit einer Haube wie ein Leuchtturm. Über den Wardar spannt sich eine weiße Bogenbrücke. So sieht die Stadt vom Süden aus. Und darüber ein wolkenloser, tiefblauer Himmel — endlos neue Scharen von krächzenden Dohlen und Elstern — in den Weiden und Pappeln ein braungrüner Frühlingsschimmer — auf der Nordbahn gegen Nisch und auf der Südbahn gegen Salonik ein Rollen und Pfeifen hin und her.

In der Stadt merkt man nur an den vielen Soldaten, daß Krieg ist. Üsküb hat 1914 so wenig wie 1912 gelitten. Damals zogen nach der Schlacht von Kumanowo die Serben kampflos in die Stadt, diesmal die Bulgaren. Üsküb ist heute noch reich an allen Lebensmitteln. Markt und Läden sind gefüllt wie im Frieden. Die vielen Soldaten essen und trinken und sind gute Zahler. Bei dem Zusammenströmen deutscher, österreichisch-ungarischer und bulgarischer Münzen machen die zahlreichen Wechsler ein gutes Geschäft. Knapp und teuer ist heute eigentlich nur Zucker, auch Tee und Kaffee, besonders aber Holz. In der ganzen Umgebung Üskübs ist kein Wald zu sehen. Von meilenweit her schleppen die Eseltreiber zum Dienstag- und Freitagmarkt ihre spärlichen Holzlasten. Für eine solche Last, die mein winziges Zimmer für vier Tage lang dürftig erwärmt, zahle ich 10 bis 12 Mark.

Auf der alten Wardarbrücke, deren Grundmauern noch aus der Zeit des Serbenzaren Stephan Duschan stammen, wogt vom Morgen bis Abend der Strom der Menschen, Wagen und Tiere hin und her. Hier kann man in warmem Sonnenschein beschaulich studieren; Soldaten aller verbündeten Staaten, aller Waffengattungen, Einheimische jeder Nation: albanische Arnauten, echte Türken, christliche und mohammedanische Bulgaren, rumänische Zinzaren, Griechen, Zigeuner und jenes undefinierbare orientalische Gemisch, das man weiter südwärts Levantiner nennt. (Ein Haufen von sechs jungen Stiefelputzern kann sechs verschiedene Nationen vertreten.) Von den Frauen sind nur wenige verschleiert. Die meisten sind Bulgaren, mit harten Zügen, bunt und überbunt und nicht unsauber gekleidet. Um den reichen Kutschenbetrieb könnte heute selbst Berlin diese Stadt beneiden. Wagen und Pferde sind zwar nicht eleganter, aber auch nicht seltener als im Frieden. Zu Dutzenden stehen sie an den öffentlichen Plätzen aufgereiht und bieten schreiend ihre Dienste an.

Rechts vom Wardar liegt das europäische Viertel und das Viertel der Muhadschir. Das sind die Türken, die aus den verlorenen Provinzen auswanderten, also aus Bosnien, Serbien, Albanien, Montenegro. Je mehr Land die Türkei in Europa verlor, desto zahlreicher wurden

sie, desto größer ward ihre Not. Besonders nach dem letzten Balkankrieg, als die serbische Herrschaft zahllose Türken und mohammedanische Slawen zur Auswanderung trieb, wurde das Problem, wohin man mit diesen Muhadschir sollte, äußerst drückend. Die unbenutzte, halb eingefallene Moschee im Muhadschirviertel von Üsküb ist ein Sinnbild ihrer traurigen Lage.

An orthodoxen Kirchen sieht man nur eine einzige in der Stadt. Sonst beherrschten drüben am linken Wardarufer Moschee und Minarett das Stadtbild. Aber auch hier im Türkenviertel zerfällt eine Moschee nach der andern. Gleich unten am Wardar, wo der Trubel der Basare beginnt, liegt — eingezwängt und schwer zu erreichen — der wunderschöne Rest einer ehemals prächtigen, dreifach gekuppelten Moschee. Dohlen hausen in ihren zersprungenen Gewölben. Das Gerippe der flachen rotgelben Ziegelsteine tritt überall hervor. Mit Stroh und Säcken haben einige bulgarische Soldaten sich und ihren Tieren hier notdürftig Quartier gemacht. In einer andern zerfallenen Moschee ist erbeutete serbische Munition untergebracht, in einer dritten arbeitet eine Feldbäckerei; statt der Gebete steigt der warme Duft bulgarischen Kommißbrotes zum Himmel.

Handwerkerfleiß und Händlerfaulheit lagern nirgends so dicht beieinander wie in einer orientalischen Stadt. Da ist der Seiler; von Sonnenaufgang bis zum letzten Ruf des Muezzin läuft er in seiner schmalen Werkstatt hin und her (wie ein Raubtier im Käfig) und wickelt und dreht und spannt! Da ist der Nagelschmied. Mit seinem primitiven Werkzeug hämmert, kneift und schweißt er ohne Unterlaß, während sein Töchterchen mit den Zehen des rechten Fußes den Blasebalg zieht. Und daneben sitzt der Wechsler. Er klappert mit den Münzen. Vor ihm liegen 10-, 50-, 100-Kronenscheine. Er wartet und raucht. Und der Trödler. Er sitzt vor einer Reihe alter Flaschen, alter Stiefel, und tut nichts. Er wartet und raucht. Und dann die vielen, die nichts tun und nichts haben, sondern nur sitzen, liegen, faulen und rauchen und doch leben. Unsere deutschen Arbeiter und Bauern und Beamten schlendern durch diese fremde Welt, denken an die große Ordnungsmaschine, in der sie zu Hause werkeln, und in ihre Neugier mischt sich ein tüchtiges Stück Verachtung für diese untergehende Zeit.

Aber diese Welt hatte ihre große Zeit — und auch davon birgt Üsküb noch manche Erinnerung. Am Ostfuß der Zitadelle liegt ein merkwürdiges Gebäude mit grünbewachsenen Kuppeln. Wenn man durch die Straßen und Häuserreihen pilgert, in die es eingeklemmt ist, sieht man es nicht. Aber von jeder Höhe fallen einem die seltsamen bleibeschlagenen Kuppeln auf, die das Gebäude krönen. Es ist der „Bleihof“. Ein mittelalterlicher Rest aus der großen Zeit, da dieses Land als Verbindungsstück zwischen Italien, Nordeuropa und dem Orient seine zweite wirtschaftliche Blüte erlebte. Wie der „Stahlhof“ einst den Hansekaufleuten in London als geschäftlicher Mittelpunkt diente, so der „Bleihof“ oder Kurschumly Han den Italienern und

Digitized by Google

Ragusanern hier in Üsküb. Wenn man durch ein Seitengäßchen das dicke Doppeltor des Han passiert, steht man wie in einer fremden Welt. Durch Mauern, die zwei Stockwerke hoch sind, abgetrennt von dem Lärm der Straße, steht man plötzlich in einer klobig konstruierten Alhambra. In der Mitte ein Brunnen, ringsherum Bogengalerien — eine über der andern. Über den Bogen die fast verwischten Spuren einstiger Namen von großen Handelshäusern, die hier ihren „Stand" hatten. Aber alles rissig, zerbröckelt, auf dem Boden Marmorreliefs und halbe Figuren — ein Friedhof, in den von oben nur der blaue Himmel und ein deutscher Flieger sieht.

Üsküb ist reiner Orient. Wie all diese mohammedanischen Länder hat es sein Mittelalter zum Teil noch zäh lebendig erhalten. Und die neue Zeit, die neue Wirtschaft mit ihrem Wagen und Wanken, liegt hier wie anderswo im Orient fremd und künstlich zwischen Tod und Leben. Was wird aus Üsküb, dieser alten Balkanzentrale der Römer und des Mittelalters? Nie hat das Schicksal dringender an seine Tore geklopft als heute, wo seine Straßen mit fremden Truppen gefüllt sind. Diese Truppen werden den Balkan, werden Ostrom und Mazedonien einer neuen Zukunft entgegenführen. Das alte Scupi wird auferstehen. Aber indem es aufersteht, wird vieles von dem schönen und bunten Wirrwarr, von dieser verträumten Unordnung vergehen, die wir heute noch in Üsküb und anderwo bewundern.

Die Bulgaren in Skoplje

Üsküb, 4. Februar 1916.

Die Bulgaren nennen diese Stadt nicht Üsküb, sondern Skoplje. Die Bulgaren sind Herren in Skoplje. Sie haben einen energischen Bürgermeister ihrer Nation hier eingesetzt, geben eine bulgarische Zeitung heraus, und seit Oktober wird in den Schulen tüchtig bulgarisch gelernt. Bei dem starken bulgarischen Einschlag in der hiesigen Bevölkerung kommen sich die Söhne der Maritza hier überhaupt nicht als Fremde, sondern als Befreier vor. Und soviel ist sicher: wenn die Bulgaren demnächst in Kraljewo und Krusevac mit ihrer Zivilverwaltung einziehen, werden sie nicht auf diese Flut von weiß-grün-roten Fahnen stoßen, und auch ein so harmonischer und gelungener Tanzabend mit dem Bürgertum, wie er vorgestern hier in Skoplje stattfand, wird dort lange auf sich warten lassen.

Dieser „Literarisch-musikalische Unterhaltungsabend mit anschließendem Horo und Tanz" fand im bulgarischen Kasino, drüben im Türkenviertel, am Ufer des Wardar, statt. Drei Tage vorher schon lud auf großen blauen bulgarisch und deutsch bedruckten Plakaten die ... Balkan-Brigade zu diesem Wohltätigkeitsabend „zum Besten der gefallenen bulgarischen Helden" ein. Die lange fahnengeschmückte Halle

Digitized by Google

war überfüllt. Zu den Truppen aller verbündeten Kontingente gesellten sich allmählich — zuerst zaghaft, dann immer zahlreicher — die Vertreter und Vertreterinnen des Bürgertums. Alte würdige Männer mit der bulgarischen Rosette im Knopfloch, duftig frisierte Jünglinge in schwarzem Tanzrock, behäbige, bleichgeschminkte Griechinnen und viele kleine Mädchen in weißen und rosa Flügelkleidern — aber auch Kinder, die während der Vorträge weinten und mitleidlos in die schönen Figuren der Tanzenden einbrachen. Weiße Kragen und Manschetten waren durchaus keine Vorbedingung zur Teilnahme an diesem Fest. Und das war gut. Denn der Haufen von Papiergeld, der den Tisch am Eingang des Saales bedeckte, ward größer und größer.

Von den Liedern und Gedichten verstanden wir Deutschen nur wenig. Die Schönheit einiger anmutig vorgetragener bulgarischer Volksgesänge konnten wir nur von außen ahnen. Dagegen weckte der von einem jungen Bulgaren gesungene Wagnersche „Abendstern" bei unsern Leuten große Begeisterung. (Richard Wagner in Üsküb!) Und auch das immer wieder gesungene Marschlied aus dem letzten unglücklichen Balkankrieg („Unsere Verbündete sind Räuber") ist uns fast schon zu eigenem Besitz geworden. „Ist das nicht ein deutscher Armeemarsch?" fragte gestern abend Jakob Hoffmann, mein Bursche, als ein Regiment unter seinen Klängen von der Zitadelle heruntermarschierte. Um zehn Uhr abends begann das Tanzen. Eröffnet mit dem Horo, dem bulgarischen Rundtanz in langer Kette. Da sah man deutsche Unteroffiziere an der Hand von reichen Jüdinnen aus Saloniki, Fliegerleutnants und mazedonische „Rebellen", bulgarische und deutsche Ärzte. In einer Ecke saß ein Tisch mit deutschen Schwestern — von deren flinker und tüchtiger Arbeit hier draußen alle bulgarischen Ärzte des Lobes voll sind.

Als wir am nächsten Morgen wieder durch das schreiende und klappernde Wirrwarr der Stadt schlenderten, war von den europäisch gekleideten Damen und Herren dieses Abends nichts zu sehen. Ganz dünn nur ist hier der europäische Lack auf den Orient aufgetragen und ganz unvermittelt. An einem zierlich schlanken weißen Minarett sah ich zwölf Telegraphendrähte befestigt — zwölf häßliche Porzellanknöpfe. Während draußen am Bahnkörper autogene Schneidemaschinen rattern, in der Luft ein 160 PS. Motor sich einläuft, spinnen in den Straßen der Stadt die Weiber ihre Wolle wie vor 2000 Jahren. In der Sonne sitzend, an der Brust einen Säugling zwischen zwei Monaten und drei Jahren, drehen sie mit der Hand aus der neben ihnen liegenden Wolle den kunstgerechten Faden. Knaben und Mädchen zupfen die Baumwolle in dünne fast durchsichtige Flocken, indem sie die Sehne eines straff gespannten Bogens mit monotonem Geklirre in dem Baumwollhaufen hin und her schnellen lassen. Dabei merken wir, daß wir in das griechisch-mazedonische Baumwollgebiet gelangt sind, das von hier bis Kalamata auf dem südlichen Peloponnes reicht.

Schon hier in Skoplje trifft man den türkischen Träger (Hamal),

Digitized by Google

der seine Lasten nie anders als auf dem schweren hölzernen Gestell trägt, das er sich auf den Rücken hängt. Und wie im ganzen vorderen Orient hausen auch hier draußen vor der Stadt die Zigeuner als rätselhafter Auswurf des Menschengeschlechts. Dazwischen zeigt sich die griechisch-katholische Kirche in ihren seltsamen Gebräuchen. Von einer der steil abfallenden Straßen an der Zitadelle kommt ein Leichenzug heruntergeschritten. Voran läuft ein Mann, der den weißen Sargdeckel schwingt. Dann zwei Knaben und drei Priester, die Gebete murmeln. Dann der offene Sarg, aus dem der bleiche Kopf des Toten mit langer spitzer Nase herausschaut. Endlich die Trauernden, die in den Händen kleine gelbe brennende Wachskerzen tragen. Bei dem schlechten Pflaster der steilen Straße schwankt der Sarg hin und her, und man hat Angst, daß etwas Gräßliches passiere. Während die bulgarischen Soldaten mit der Mütze in der Hand sich bekreuzigen, stehen unsere Leute halb neugierig, halb entsetzt da. Aber nur einen Augenblick. Schon folgt dem Leichenzug ein anderer, nicht minder interessanter. Ein Gemeindediener der neuen bulgarischen Stadtverwaltung läutet die neuesten Bekanntmachungen aus. Ein Schwarm von johlenden Händlern begleitet ihn. An der Straßenecke bleibt er stehen, schellt mit der Glocke und schreit dann laut, daß der Kurs der deutschen Reichsmark von heute an auf 1¼ Lev (Franken) festgesetzt sei. Die Händler hören es und grinsen. Das ist das viertemal, daß diese Verordnung kommt, aber niemand in der Stadt kümmert sich darum.

Gestern mittag — ich versuchte gerade einem deutschen Eisenbahner aus Bremerhaven ein paar Kinder-Opanken billig einzukaufen, die er seiner Tochter schenken wollte — plötzlich hörte ich englische Worte. Hinter mir stehen zwei englische Ärzte mit dem Abzeichen des Roten Kreuzes. Sie arbeiten ungestört seit der Einnahme von Skoplje oben in dem bulgarischen Kriegslazarett, das zwischen der Zitadelle und der römischen Wasserleitung liegt. Dieses Hospital ist einzig. Es birgt englische Ärzte und Schwestern, serbische Verwundete und einen kranken französischen Leutnant aus der Schlacht von Krivolac. Die neutralen Staaten Europas sind mit Holländerinnen und Norwegerinnen und einem dänischen Arzt vertreten. In einem abseits liegenden Laboratorium arbeitet außerdem ein amerikanischer Bakteriologe, der den Erreger des Flecktyphus gefunden zu haben glaubt. Dann kommt der neue Vierbund. Die Bulgaren haben die Leitung und füllen die meisten Säle. Ein kranker Türke liegt hier noch aus der Zeit vor Ausbruch des Krieges, deutsche, österreichische und ungarische Soldaten sind auf die einzelnen Säle verteilt. Dieses Lazarett ist dem internationalen Gedanken treu geblieben. Wie in jener schönen Vision August Strindbergs vom Genfer See, flattert hier die rote Fahne im Angesicht der Schneeberge des Schar Dagh. Und während ein deutscher Ulan mit einer dänischen Schwester vom Balkon herunterspricht, sitzt ein bulgarischer Arzt neben dem jungen Franzosen in der Sonne und beobachtet einen Adler, der im Süden der Stadt über dem Flusse kreist.

Das Lazarett, das ich unter Führung von Dr. Popoff, einem früheren Assistenten von Professor Hertwig-München, besichtigte, ist von der englischen Mission aufs beste eingerichtet. Ungetrübt, ja herzlich ist das Verhältnis der Bulgaren zu den zirka 50 teils feindlichen, teils neutralen Kollegen und Kolleginnen, die hier — formell als Gefangene — ihren Dienst an Freund und Feind gleichermaßen willig tun. In den nächsten Wochen freilich wird die Mission — bis auf ein paar besonders tüchtige neutrale Schwestern — nach Sofia übersiedeln.

Wie ich an diesem Spätnachmittag — auf den weißen Hängen des Ljubeten begann ein zartes „Alpenglühen" — durch das Albanerviertel in die Stadt zurückkehre, treffe ich einen Offenbacher Portefeuiller, der eben von Strumitza unten an der griechischen Grenze kommt. Er hat den Zeppelin gesehen, der in einer der letzten Nächte Saloniki bombardierte. Er beschreibt, wie sie schliefen, wie nachts 12 Uhr über der Stadt das Surren und Singen begann, wie alles auf die Straße stürzte und wie der silberhelle Bleistift in der Richtung auf das griechische Gebirge verschwand.

„Punkt 12 Uhr war es. Nach drei Stunden kam er zurück. Wir alle dachten uns: der ist in Saloniki gewesen."

Am mazedonischen Lagerfeuer

Im Wardartal, Anfang Februar 1916.

Sie lagen schon zehn Tage in einer Lehmhütte neben dem Schienenstrang des Wardartals. Mittags ist es warm wie im Sommer. An den baumlosen Hängen zu beiden Seiten des braun dahinschießenden Flusses blüht hellgrünes Kraut mit gelben Köpfen auf. Aber nachts bleibt es unerträglich kalt. Und nirgends ist Holz zum Brechen oder Hauen. Sie schicken ab und zu den Fluß hinab in die Stadt, um Knüppelholz zu kaufen. Das ist grün und naß und sehr teuer. Manchmal werfen die Kameraden von der Lokomotive ein paar Steinkohlen im Fahren herab. So wärmt man die luftig gebaute Lehmhütte, wenn der plötzliche Abend hereinbricht. Aber eigentlich wird es schon kalt, sobald die Sonne hinter den Bergen im Südwesten verschwunden ist.

„Sie, Dokter, wie weit sind wer denn eigentlich noch von dat berühmte Salonik? Können wer bald hingucken?" Der angeredete Gefreite, der auf den Spitznamen Doktor hörte, faßt sich an die Brille und schüttelt den Kopf. „Ne, lieber Mann, wir sind hier erst in Nordmazedonien, im Lande der alten Päonier, die Philipp, der Vater Alexanders des Großen, in zwei schweren Feldzügen unterwarf. Von hier nach Salonik, dem alten Thessalonich, an dessen Bewohner der heilige Paulus seine berühmten Briefe schrieb, sind es an der Bahn noch 200 Kilometer. Wir müssen erst durch das ganze Päonien hindurch, kommen zunächst nach Veles, welches das Bylazora der Alten

Digitized by Google

ist, dann nach dem Trümmerfelde des antiken Stobi. Dies ganze Land, Kameraden, ist die Wiege des Weltreiches Alexanders des Großen." — „Donnerwetter, Dokter, diese Namen, diese Namen — da wird einem ja ramdösig im Kopp, wenn man die behalten soll." — „Alexander, Alexander — is dat nich der jroße Tierbändiger, der dat jewaltige Roß Buzehfallus ohne Sattel und Kandare ritt?" — Alles sieht starr auf den Frager. — „Jawohl," antwortet der Gefreite, ein gestrandeter Student, der auf sein klassisches Wissen ungeheuer stolz ist, „jawohl, das war Alexander der Große. Aber der Schauplatz jenes denkwürdigen Ereignisses liegt weiter südlich und ist wahrscheinlich Pella, die alte Residenzstadt der mazedonischen Könige, 20 Kilometer nördlich von Salonik." — Pause. „Det is ein komisches Land hier. Willem, haste den Mond jesehn heute? Wer haben zunehmenden Halbmond. Aber der Mond liegt uf'm Rücken — horizontal. Haste sowat je gesehn?" — „Det is, weil wer hier südlicher sind, Mensch. Kannste denn das nich begreifen? Wenn du nach Ägypten und Kamerun kommst, steht der Mond uf'm Kopp. Dat is doch logisch." —

Alles schweigt. Draußen rauscht der Fluß. Die Tür ist mit Säcken verhangen. Die Kerze in der rußgeschwärzten Laterne stinkt.

„Haste denn jehört, Fiete, daß unser oller dicker Templerturm bei Nieuport umjelegt ist?" — „Is nich möglich, Mensch; de dicke Proppen, von wo de Franzos uns immer in uns Polderstellung rinfunkt het? Wo hest du dat denn her?" — „Der Karle hat et mitjebracht. Vors Büro von de Schofföhre is et anjeschlagen." — „Na, Mensch, dat het jo eegentlich lang genog duurt. Zielt hewt wi jo immer ob dat Beest, abers nie hewt wi em richtig to faaten kriegt... Jo, jo, Willem, dat weer jo ne slimme Tied da boben in Flandern, abers scheun weert doch, wat? Weeßt du noch, de smukken Maisjes und dat goode Freten achter in't Dörp? Un dat Baden in Ostende un de Kientopp un de snelle Post? Nee, nee, Kinners, dit Land is Schiit, segg ick, mit all de grooten histerischen Erinnerungen, Doktor, un mit all dissen türkischen und Albanesenplunder. Wat schall ick damit maken? Keen Schinken, keen Wußt, keen Beer und nich'n lüttjes Wort kann man hier snacken. Nee, nee, Kinders, wenn de Kram nich bald ophört, dann leewer wedder torüg naa Flandern." — „Na, na, Fiete, halt an dir. Det Land is doch wahrhaftig ne scheene Abwechslung. Hör dir doch bloß mal die verrückten Hähne an. Jetzt is et 8 Uhr abends und die krähen schon wieder, als ob die Sonne uffjeht. Haste denn sowat in deinem scheenen Itzehoe zuhause? Und die Frauen hier mit de roten und blauen Radfahrhosen? Is denn dat nich ein wohltuender Anblick für dein Herz? Und der jute Kaffee, der wo jleich jesüßt is? Und dat de hier jetzt ohne Fahrgeld ran ans Mittelländische Meer kommst? Nee, nee, Fiete, ick meine, for Polen und for die Arjonnen danke ick und bleibe ruhig hier ins Vardartal. Und for mir brauchen wer überhaupt nich nach dat lausige Salonikki kommen. Ick mach den Friedensschluß ooch von hier aus mit."

Digitized by Google

Nach diesen Worten zieht eine längere Pause durch den Raum. Die Männer haben seit einiger Zeit unter sich abgemacht, nicht mehr über den Frieden zu debattieren, vielleicht zum Schutz gegen das Heimweh. Aber dies kleine Wort hat sie doch alle aufgeschreckt, und nun sitzen sie und rauchen, gähnen, und jeder pilgert willenlos seinen heimlichen Gedanken nach, die alle nordwärts streben.

Zuerst unterbricht der gelehrte Student die Stille. Er hat heute morgen auf der Bergwiese oben einen Hirten mit einer großen Hammelherde getroffen. Gerade war ein junges Lamm geboren — und der Gefreite erzählt, wie der Hirte das noch feuchte und zitternde Lamm an den Vorderbeinen haltend wie ein Paket mit sich herumtrug, während die Mutter neben ihnen her laufend sich jeden Augenblick vor Erschöpfung hinlegte. — Dann beginnt ein anderer. Er hat gehört, daß im Dorf oberhalb der Brücke die Bulgaren zwei verdächtige Burschen festgenommen haben, die sich nicht ausweisen konnten. Auch soll ein neuer Zeppelin heute morgen gegen Salonik abgeschickt sein. Aber niemand erwidert etwas darauf. Da beginnt der Berliner wieder. — „Mensch, Fiete, sag mir bloß, wat macht denn der berühmte Zibetkragen, den de for deine Olle gekauft hast? Is der schon expediert?" — „Grööt de Höhner, Willem — nee, den hew ick noch hier. De geiht erst in acht Dag af, wenn min Olsch Geburtsdag het. Aber is dat nich'n fienes Stück?" — „Janz schön, Fiete, aber bloß zu teuer." — „Was hat er denn gegeben für den Kragen?" — „14 Levs het dat Minsch verlangt, aber 12 hew ick man geben. Dat is doch billig, wat?" — „Viel ze viele, mein Junge. Wenn mir so'n Türkenfritze 14 abverlangt, denn offeriere ick ihm zunächst mal 3. Denn wendet er sich mit Grausen. Aber dat schadt nix. Dat soll er auch. Denn offeriere ick ihm 4 und klimme mir so sachte pöh a pöh bis 6 und 7 hinauf, aber niemals höher als bis zur Hälfte. Weeßte, dieser Räuberbande, die schweigsam auf ihren Haufen von Mark und Kronen und Levs sitzen, müssen wir armen Ludersch mächtig uff die unsaubern Finger gucken."

Bevor sich das allgemeine Beifallsgemurmel, dessen dieser Satz sicher ist, erheben kann, öffnet sich plötzlich die Tür. Gefreiter Müller III tritt ein mit dem weißen Postsack auf den Schultern. Er wirft ihn mitten ins Zimmer.

„Also 'ne feine Stadt, Kinder. Wenn wir morgen hinkommen, könnt ihr euch freuen. Eier und Wein zu kaufen, Bratwürste und Appel, was ihr wollt. Und ein Gedrängele auf den Straßen. Alte Weiber mit Zigaretten im Mund und elegante Mädels und kleine Wirtschaften, wo man Kaffee und Kuchen bekommt. Ne herrliche Stadt, sag ick euch!"

Aber von den Leuten hört kaum noch einer zu. Alles hat sich auf den Postsack gestürzt. Und man hört ein Aufreißen von Pappe und Bindfaden, ein Knistern von Papier, dann ab und zu ein Lachen, ein Räuspern. Man sieht fröhlich-schmunzelnde und neugierig-erschreckte Gesichter. Plötzlich sind an diesem Lagerfeuer, unter diesen sieben

Digitized by Google

Menschen sieben kleine eigene runde Welten aufgegangen — mit ihren Sorgen und Hoffnungen und ihren nord- und mitteldeutschen Namen. Und für einen Augenblick krähen diese mazedonischen Hähne ringsum, als ob hier Deutschland wäre, und der Wardar rauscht nach Saloniki hinunter, als könnten seine Wasser sich niemals anders färben als heute.

Veles

Veles, 10 Februar 1916.

Um diese Stadt ist 14 Tage lang zwischen Serben und Bulgaren gekämpft worden. Eingestürzte Häuser, durchlöcherte Fassaden, zerbrochene Minaretts erzählen davon. Die Stadt Veles liegt zwischen Üsküb und Krivolac im engen Wardartal, angeklatscht an steile Felsen. Auf den Höhen des linken Ufers lagen die Serben. Zahllose Gräben, zum Teil mit größter Mühe aus dem marmorversetzten Gestein herausgebuddelt, zeigen, mit welcher Hartnäckigkeit der wichtige Flußübergang und die Bahnverbindung an dieser Stelle des Wardartales verteidigt wurde. Seit alten Zeiten deckt Veles die Straße, die von Üsküb nach Monastir hier über den Wardar führt. Und nicht leicht ist der bulgarischen Kavalleriebrigade, die hier mit zahlenmäßiger Unterlegenheit operierte, der Kampf gemacht worden. Viele braune Hügel auf den Höhen links der Stadt erinnern an die Opfer, mit denen dieses Stück mazedonischer Erde dem Mutterland zurückerobert wurde.

Denn den Eindruck hat man schon nach ein paar Tagen Aufenthalts: Im Gegensatz zu Üsküb ist Veles eine stark überwiegend christlich-slawische Stadt. Die drei schmalen Minarett-Bleistifte verschwinden in dem braunweißen Häusermeer, auf welches von links und rechts zwei mächtige Klosteranlagen mit Kirche und Friedhof herniederschauen. Die Bevölkerungsverhältnisse dieser Stadt werden im kleinen diejenigen ganz Mazedoniens widerspiegeln: acht Teile Slawen, drei Teile Griechen, Türken, Albaner u. a. — unter den Slawen aber eine überwältigende bulgarische Majorität.

200 Kilometer von Saloniki entfernt liegt Veles (oder Köprülü, wie es die Türken nannten), schon ganz in der Mittelmeerzone. Diese winkligen steilen Straßen mit den luftig gebauten Häusern erinnern stark an die italienischen Städte, die östlich Genua an den Bergen kleben — oder an die dalmatinischen, die sich im blauen Wasser der Adriabuchten spiegeln. Während nördlich Üsküb der wirtschaftliche Einfluß der Mittelmächte überall offenbar wird, sind wir hier dem Bereich der französisch-englischen Wirtschaftssuprematie nahegerückt. Marseiller Schiffahrtsfirmen laden mit großen Plakaten zur belustigenden Überfahrt nach Amerika ein. Engländer empfehlen ihre landwirtschaftlichen Maschinen, und der deutsche Nähmaschinenfabrikant preist seine Waren hier in französischer Sprache an. Als Zentrum von Kauf und

Digitized by Google

Verkauf erscheinen auf den Plakaten nicht mehr Belgrad und Budapest, sondern Gewgheli und Saloniki.

Das mittlere Wardartal macht auf den ersten Blick einen traurigen Eindruck. Die steinigen braunen Berge, die es einschließen, entbehren jeglichen Baumwuchses. Nur eine Art Buxbaum bringt mit ihren dunkelgrünen Büschen etwas Farbe in die Öde. Aber bei näherem Zusehen sind die Hänge der Berge und die Seitentäler regelmäßig und so sauber bebaut, wie wir es in Serbien selten sahen. Trotz des Mangels an Wald fließen von den Bergen zahllose Bäche. Veles selber ist die Stadt der Brunnen und Quellen. So wundert man sich nicht, auf dem Markte dieser Stadt Spinat und Sellerie und Rettiche zu finden, deren Größe man eher in Bayern als in Mazedonien vermuten würde.

Bei weitem nicht so orientalisch bunt wie Üsküb, gewährt Veles doch durch die runde Geschlossenheit seines Stadtbildes, durch die kräftige Eintönigkeit seiner braunen und weißen Farben einen unvergeßlichen Anblick. Indem sich am südlichen Wardarausgang drei, vier Bergkulissen zerrissen vor die Stadt schieben, hat diese nur nach Norden einen freien Ausblick. Die zwei fast gleich großen Hälften der Bergstadt werden durch zwei alte Holzbrücken verbunden. In den Fluß hinein ragen leichte, weißgekalkte Holzbauten, deren einer das Kaffeehaus von Veles beherbergt. Am Ufer liegen Mühlen. Ihre Räder sind leichter und größer als unsere heimischen Wassermühlenräder. Wo die Felsen ans Ufer treten — durchtunnelt von der Straße oder der Eisenbahn — dicht bewachsen mit weißen Hütten und Ställen — ergeben sich Rivierabilder voll reizender Verwirrung. Schmutz und üble Düfte dürfen nicht stören, so wenig wie die Ochsenkadaver im Flußbett, auf denen sich herrlich gezeichnete Elstern belustigen. Aber am schönsten ist die Stadt von einer der westlichen oder östlichen Bergkuppen, wenn die Mittagssonne auf ihr liegt. Da scheinen die zahllosen braunweißen Hütten aus dem steilen Felsen und der braunen Erde, die ihn deckt, wie herausgewachsen, nein, wie aufgeklappt, wie weißes hölzernes Kinderspielzeug, das roh und schematisch mit braunen Dächern und Fenstern bemalt ist. Oder in einer hellen Mondnacht, wie jetzt — da werden die Häuser noch weißer als um Mittag, tausend kleine Lämpchen klettern im Zickzack den Berg hinan, der Fluß rauscht silbern unter den Brücken hin, auf denen vermummte bulgarische Wachen stehen, und wenn man aus irgendeinem der Häuser ein altes deutsches Volks- oder Studentenlied hört, da kann man schon schon einen Augenblick an Tübingen oder Heidelberg denken.

Diese reizenden, engen, gewundenen Straßen, deren Pflaster der pure Felsen ist, sind heute belebt von Soldaten. Unsere schweren heimischen Ackergäule klappern hier auf Stegen, die nur für Esel und Maultiere angelegt scheinen. Langsam, vorsichtig, unter ewigem Hü und Hott führen die Burschen sie durch die engen Haustore, treppauf und ab. Man hat immer Angst, solch ein Gaul könnte ein ganzes Tor, einen ganzen Stall umreißen. Wer durch die Straßen des oberen

Digitized by Google

Veles, ohne anzustoßen, ein schweres deutsches Gespann gelenkt hat, kann wirklich stolz und mit sich zufrieden sein. — Die Bulgaren mit ihren Ochsenwägelchen haben es besser. Der Büffel geht auf diesem Fels weit sicherer als unser ruhigstes Pferd. Die Bulgaren fühlen sich in Veles noch heimischer als in Nisch und in Üsküb. Ihre Kapellen blasen den ganzen Tag. Und oft sieht man sie auf offener Gasse unter dem Beifallklatschen der Frauen und Männer von Veles ihren Nationaltanz, den Horo, tanzen. Ein Flötist macht die Musik. Zwölf, zwanzig Mann bilden eine Kette, indem sie sich gegenseitig an ihren weißen Koppeln fassen, und dann geht es los: zuerst langsam, links und rechts und auf der Stelle, immer schneller, das Lied der Flöte irrt für ein ungewohntes Ohr zusammenhanglos umher, aber im festen Takt mit vielen Figuren steigert sich das Tempo, bis es plötzlich in einem hohen Sprunge zusammenbricht — und zugleich endet die Flöte mit einem schrillen hohen Ton. Alles klatscht, auch die deutschen und österreichisch-ungarischen Soldaten, die neugierig stehen geblieben sind.

Wie der Reiz der winkligen steilen Gassen von Veles seine unangenehme Seite hat, was man am besten an einem Regentage merkt, so auch diese pittoresken luftigen Häuser. Fast alle Zimmer haben, weil die Häuser übereinander liegen, einen prachtvollen Blick ins Wardartal. Aber fast keines dieser Zimmer hat einen Ofen. Und so warm die Sonne um Mittag scheint, so kalt ist es jetzt noch bei Nacht. Es gibt viel Zähneklappern in Mazedonien. Selbst durch die Zimmer der besseren Häuser pfeift der Wind, daß die Gardinen sich nachts gespenstisch bewegen. Bei Tage bekämpft man die Kälte mit den türkischen Kohlenbecken. Aber wenn die Holzkohle nicht restlos ausgeglüht ist, gibt es üble Gase und arges Kopfweh.

Die Einwohner von Veles sind teils Bauern, teils Händler. Die westeuropäischen Wohnhäuser der Stadt sind ganz neu und von den vielen serbischen Beamten bewohnt, mit denen Veles wie ganz Mazedonien nach dem Bukarester Frieden überschwemmt worden ist. Das Handwerk hat in Veles als Spezialitäten seit langer Zeit die Töpferei und die Lederbearbeitung ausgebildet. Werkstätten und Läden beider Art stehen zahlreich in den Basarstraßen. Gehandelt wird hauptsächlich mit Tabak und Schafwolle. Die Männer tragen mit Vorliebe eine flache Mütze mit wollenem Rand, so wie wir sie neulich in Nisch bei der Parade an der mazedonischen Freiwilligenlegion gesehen haben. Die Frauen kleiden sich oft in türkische Beinkleider, gehen aber auch dann meist unverschleiert. Sie tragen das schwarze Haar in zwei lange Zöpfe geflochten, deren Enden zuweilen künstlich gebräunt scheinen.

Die deutschen Soldaten, die ein paar Tage in Veles liegen, sieht man oft auf den Hügeln der Weststadt spazieren gehen. Hier bei den serbischen Schützengräben gibt es einen wunderbaren Blick auf die schneebedeckten Höhen des Babunagebirges. Alles, was nach Prilep und weiter nach Monastir zieht, muß über den eisigen Sattel des Babunapasses, dessen Einschnitt man von hier oben aus deutlich er-

kennt. Hier gibt es wilden Krokus zu pflücken, den die warme Mittagssonne frühzeitig hervorgetrieben hat. Von hier aus sieht man die braune Kolonnenstraße, die nördlich aus der Richtung Üsküb die Hügel herab an den Wardar zieht. Manchmal sieht man einen Flieger, der dicht über die Stadt hinrauscht, so niedrig, daß man auf ihn hinabblicken kann. Man sieht den Bahnhof von Veles unten in der Ebene vor der Stadt liegen, sieht den Zug, wie er sich mitten durch das braune Häusergewirr schiebt, hört einen aufschreckenden Pfiff, der von Berg zu Berg lang durch das Tal hallt. Aber man kann auch ein ganz kleines Stück von dem Land sehen, um das alle Fragen und Rätsel heute hier kreisen. Ganz im Süden, über den letzten braunen Bergen des Wardarlaufes, zacken ein paar weiße Schneekuppen den Horizont aus. Über diese Kuppen läuft die griechische Grenze.

Pfiffe im Wardartal

Veles, 15. Februar 1916.

Da — wieder dieser Pfiff — erst lang hinzitternd, dann kurz aufheulend, dann endlos von Berg zu Berg verhallend — der Pfiff der Eisenbahn im Wardartal.

Alles liegt im tiefsten Frieden des Abends. Die Säge des Soldaten knirscht im Hofe eintönig durch das Holz. Kinder spielen und schreien Hurra. Die Hornsignale der Bulgaren dringen von fern herüber. Langsam klettert Licht um Licht am Berge auf. Und plötzlich dieser schrille Pfiff. Er reißt alles aus seinen Gedanken. Er pfeift Krieg. Alles fragt, alles rät, alles weiß wieder, daß wir hier draußen in einem fremden Lande sind, vielleicht zu Großem berufen. Alles hält inne und denkt nach...

Oder man wandert in der warmen südmazedonischen Mittagssonne durch eines der stillen Seitentäler des Wardar. Gelbschwarze Schafherden treiben oben in den grauen Hängen. Der Bach rauscht über den weißgewaschenen Marmor hin. Im Hofe einer einsamen Mühle hämmert ein Bauer an seinem Werkzeug. Ab und zu begegnet einem auf dem schmalen Pfade ein Eseltreiber. Man vergißt den Krieg und die Welt, Salonik und Griechenland. Und plötzlich aus weiter Ferne klingt es hell und leise durch die Mittagsstille — langgezogen wie ein gläserner Faden — ein Pfiff! Man steht und horcht. Der Pfiff verfliegt. Aber in dem Schädel beginnt das Fragen.

Es ist eine Bahn wie überall, zwei Schienen, die von einem Ufer des Flusses aufs andere springen. Eine Bahn mit Brücken und Tunnels und schönen Aussichten in die kahlen, braunen mazedonischen Berge. Eine Kreisbahn nur — mit Deutschland verglichen — die hier in Veles mitten durch die Straßen führt und mit ihren Warnungsrufen Menschen und Tiere vom Geleise scheucht. Fast eine Kleinbahn — und doch...

Digitized by Google

Diese Bahn und dieses Wardartal hat für unseren bulgarischen Verbündeten schon oft eine große Rolle gespielt. Als Rückgrat von ganz Mazedonien hat es immer den Kern aller diplomatischen Verhandlungen, den Schlüsselpunkt aller kriegerischen Verwicklungen um dieses unglückliche Land gebildet. „Bis zum Wardar" sollte nach dem Vorschlag der Entente Bulgarien vor einem Jahr ausgedehnt werden, als es sich anschickte, das im zweiten Balkankrieg erlittene Schicksal zu reparieren. „Bis zum Wardar" lautete drei Jahre früher die serbische Verlegenheits-Parole in jenen kritischen Monaten nach dem ersten Balkankrieg, als die „verbündeten Räuber" von Bulgarien eine Revision des Teilungsvertrages forderten. Um dieses unglückliche Mazedonien, in das Bulgarien seit Jahrzehnten seine beste nationale Kraft gesteckt hatte, um dieses fruchtbare und kommerziell wichtige Wardartal ist jener blutige zweite Balkankrieg geführt worden. Damals war Serbien eine Zeitlang bereit, das östliche Mazedonien bis zum Wardarfluß Bulgarien zu überlassen. Bulgarien lehnte ab. Es besiegelte damit sein tragisches Schicksal. Der Friede von Bukarest sah es weit abgedrängt von diesem Nerv Mazedoniens. Der Wardar wurde ein serbischer Fluß mit einer griechischen Mündung.

Heute wehen längs der ganzen Wardartalbahn von Üsküb bis Gewgheli die siegreichen Fahnen der Bulgaren. Und alle die Unglücksnamen, die ihnen seit den Sommermonaten von 1913 in der Seele brannten, haben heute einen neuen, hellen Klang bekommen. Das Ovtschepolje und die Bregalnitza, Krivolac und Egri Palanka, Kocana und Istip — solche Namen bedeuten für uns Deutsche, die sie heute durchfahren, die Sieges-Etappen des letzten bulgarischen Vormarsches. Den Bulgaren selber waren sie bis vor kurzem schmerzhafte Erinnerungen an ihren tragischen Zusammenbruch im Jahre 1913. Damals standen sie bei Beginn der Feindseligkeiten mit starken Vorhuten hier am Wardartal. Von Küstendil aus entwickelten sie eine Armee, die über Üsküb in Mazedonien einbrechen und die Bahnverbindung zwischen den feindlichen Zentren Nisch und Salonik zerstören — also genau das tun sollte, was die Bulgaren in diesem Feldzug so blitzartig prompt fertig gebracht haben. Damals mißlang der Stoß. Vor den Griechen, die durch den Sieg bei Kukus sich den Weg auf Strumitza erstritten hatten, und vor den Serben, die von ihrem Hauptquartier Üsküb aus alle verfügbaren Truppen über Kumanowo gegen Egri Palanka warfen, mußten die von zwei Flanken bedrohten Bulgaren auf und über ihre alte Landesgrenze zurück. Damals bekam der Name Krivolac seinen dumpfen Klang. Tagelang wurde um diesen Wardarübergang gerungen, bis die Bulgaren über Pepelischte und Radowischte zurück an ihre Grenze mußten. Istip mit seiner alten Byzantinerfeste ist heute einer ihrer Hauptstützpunkte im okkupierten Mazedonien. Damals bildete die serbische Eroberung dieser alten Handelsmetropole den ersten schweren Schlag für die sieggewohnten Kämpfer von Slivnitza und Kirkkilisse. Acht Tage lang wüteten hier an der Bregalnitza die Kämpfe

Digitized by Google

der eben noch verbündeten Balkanheere. 25000 bulgarische und 15000 serbische Männer blieben auf der Walstatt. Man muß an diese Zahlen denken, wenn man verstehen will, mit welchen Gefühlen die Bulgaren hier heute am Wardar sitzen.

Dieses Land, durch das jetzt die schwerbeladenen Eisenbahnzüge der Verbündeten keuchen, hat unter seiner hin und her flutenden Geschichte gelitten wie kaum ein zweites in Europa. Da liegt im Osten von Veles die breite Hochfläche des Ovtschepolje (Schaf-Feld). Im Oktober 1912 wälzte sich das siegreiche Serbenheer durch seine Dörfer auf der Verfolgung der geschlagenen Türken. Ein Jahr später rangen die Truppen des Generals Kovatscheff mit den Serben um seinen Besitz. Wieder zwei Jahre darauf brauste ein neuer bulgarischer Sturm über die Hütten hin. Heute parkieren bayerische oder ungarische Kolonnen auf den Trümmerstätten, wo vor zehn Jahren noch blühende Heimstätten standen, über die hin der türkische Muezzin seine Gebete sang. Aber nein — auch damals war dieses Land voll Krieg. Da liegt östlich von Ovtschepolje die Stadt Kotschana — auch sie bekannt durch das fünftägige Morden zwischen Serben und Bulgaren vor drei Jahren. Aber noch bekannter ist Kotschana aus den Tagen der mazedonischen Unruhen, wo (nicht ohne Schürung von auswärts) Tausende von Türken und Christen Mazedoniens hingeschlachtet, Hunderte von Dörfern gesengt und geplündert wurden. Wenn man heute die Seitentäler des Wardar — abseits von der einzig sicheren Straße des Landes — aufwärts wandert, stößt man immer wieder auf die traurigen Wahrzeichen der Geschichte dieses Landes — in halbzerstörten Dörfern Trümmer einstiger Minaretts — Kapellen, die einst Moscheen waren — Kirchen, aus denen die Banden des Exarchats die griechische Priesterschaft verjagt haben. Und doch grünen die fruchtbaren Äcker ringsum, die Mühlen klappern, und riesige Schafherden bedecken die braunen Bergabhänge.

Was pfeifen die geschäftigen Eisenbahnzüge der Verbündeten im Wardartal? Künden sie diesem armen Lande, das einst so reich war, endlich Ruhe? Noch können sie keinen Frieden pfeifen. Vor den Toren des Landes, an der Mündung seines Hauptflusses, hat die Entente ein Waffenlager errichtet, aus dem heraus sie die letzthin gefallene Entscheidung über das Schicksal Mazedoniens wieder rückgängig machen will. So ist das Schicksal des Stiefkindes der europäischen Großmachtsdiplomatie heute mit dem Schicksal Deutschlands und seiner Verbündeten, mit unserem Schicksal, eng verbunden. Für uns aber können diese Züge, auf denen neben den bulgarischen unsere deutschen Eisenbahner sicher und ruhig ihren Dienst tun, nur eines bedeuten. Wie in Polen und Litauen, in der Champagne und in Flandern, so beweisen diese exakt laufenden Züge auch in Mazedonien unsere sicher, weil methodisch fortschreitende Kraft, unser Können und unsere festgegründete Hoffnung. Und dasselbe müssen sie diesem schwergeprüften Lande bedeuten, nicht den Sieg von heute oder morgen, wohl aber die

Digitized by Google

Gewißheit, daß auch diese letzte ihm drohende Gefahr dort unten an der Wardarmündung zur richtigen Zeit beseitigt wird, daß sein jetziges bulgarisches Schicksal definitiv ist, und daß es nach dem Kriege ungestört beginnen kann, die Wunden seiner vielhundertjährigen traurigen Geschichte zu heilen.

Istip

Veles, 17. Februar 1916.

Die Bereisung Mazedoniens war vor zehn Jahren ein ebenso großes Wagnis wie die Durchquerung Afrikas. Abseits von der einzigen großen Straße des Landes war kein Reisender seines Lebens sicher. Besonders sind die beigegebenen Deckungsmanschaften dem Europäer oft ebenso gefährlich wie die Räuberbanden geworden, die hier unter den Augen der türkischen Behörden und der europäischen Kontrollkommissionen ihr Unheil trieben. So ist Mazedonien neben Albanien das unbekannteste Gebiet Europas geblieben. Selten haben Forschungsreisende dies alte Land mit seiner Fülle interessanter Schätze und Probleme durchquert. „In meiner Absicht lag es, mich auch nach Mazedonien zu begeben, doch man sagte mir, daß dies nur mit einer starken Bedeckung geschehen könnte, die aber oft nicht minder gefährlich ist als das Räubervolk selbst. So verzichtete ich auf mein Vorhaben." Wie dem Franzosen Emil von Lavelóe, ist es vielen gegangen.

Istip liegt nur knapp 80 Kilometer von der großen Wardarstraße entfernt im Innern des Landes. Und doch war bis vor kurzem dieses mazedonische Handelszentrum für Fremde so gut wie gesperrt. Die Burgen der Inkas in Südamerika waren leichter zu erreichen als das alte byzantinische Kastell von Istip — dicht vor den Toren Europas.

Heute, wo dieses ganze Land unter militärischer Bedeckung liegt, hat man keine Bedeckungsmannschaften nötig. Immerhin ist für alle einzeln Marschierenden hier größte Vorsicht angeordnet. Der Mazedonier wie der Albaner kann nicht von seinem Gewehr lassen. Von morgens bis abends hört man es hier im Lande knallen. Er schießt aus Freude, aus Trauer, aus Langeweile. Es war ein seltsamer Anblick, als wir am letzten Sonntag nach Istip fuhren. Mitten durch den friedlichen Vormittag zog ein Bauer mit seiner Frau, sonntäglich gekleidet, sicherlich voll der freundlichsten Absichten gegen das ganze Menschengeschlecht, aber auf seinem Rücken eine furchtbare, altmodische Knarre.

Die Straße von Veles nach Istip führt hart am „Schaffeld" (blutigen Angedenkens) vorbei. Links und rechts liegen verfallene Dörfer, über denen, als einziger Überrest der türkischen Herrschaft fast immer eine weiße Karaule (befestigtes Wachthaus) thront. Ein schwerbeladener deutscher Feldpostwagen klappert über eine alte Holzbrücke, neben welcher eine serbische Siegestafel steht. Die Buchstaben der Tafel sind

Digitized by Google

zerstört. Unter dem blauen Sonntagshimmel kreisen Geier und Adler; Hunde, groß wie Wölfe, nagen an den toten Pferden, und fliehen feige und mit eingezogenem Schwanze, sobald man sich nähert. Ein Ochsenkadaver — blaurot — futuristisch zusammengeschoben — schauerlich. Ein Hund — mit zerfetztem Maule — dessen ganzer Unterkiefer herunterhängt und bei jeder Bewegung hin und her wackelt.

Istip ist ein altes Schwefelbad. Hart am Fuße der hohen Felsen, die die reißende Bregalnitza hier durchbricht, sprudelt eine warme Schwefelquelle aus dem Boden. Das Badehaus ist nur klein. Der bläuliche, dampfende „Teich" faßt auf einmal nicht mehr als ein Dutzend Personen. Gerade, wie wir eintreten, tummeln sich ein paar deutsche Grenadiere in dem wohligen Naß. Draußen liegen andere in der Sonne — wartend. Andere gehen gesäubert nach Hause — unter dem Arm ihre schmutzige Wäsche. Wie sie an das Ufer der Bregalnitza kommen, stürzen die Wäscherinnen auf sie zu, die hier am Flußufer in natürlichen Felsbottichen ihre Arbeit verrichten. Im Nu ist der Soldat umringt, von vier, fünf Weibern und Mädchen, die ihm rücksichtslos die Wäsche zu entreißen suchen. Erst will er nicht, er schimpft und schlägt um sich. Dann hat eine das Bündel ergattert und flieht mit ihm hinab an den Fluß. Was bleibt ihm übrig? Er zündet sich eine Zigarre an, streckt sich am Ufer des Flusses in die Sonne und wartet.

Istip hat ein paar schöne, alte orthodoxe Kirchen. Es ist Sonntagnachmittag. Im Hofe der fünfschiffigen Basilika zum Heiligen Methodius grünen die ersten Anemonen. In der Ecke des Hofes liegt ein frisches Bulgarengrab — ein Unteroffizier aus der Franzosenschlacht von Krivolac, der hier im Hospital verstarb. Die Sonntagsschule beginnt. Kinder versammeln sich. Man hört Singen. Der Jungfrauenverein von Istip hält Sitzung beim Popen ab. Ein Mädchen nach dem anderen erscheint, besieht die fremden Gäste und verschwindet auf der Holztreppe, die hinauf zum Popen führt. Einen Augenblick vergessen wir, daß Istip jahrhundertelang die verwunschene Hauptstadt eines Räuberlandes war.

Istip hat ein eigenes kleines Judenviertel. Da es Sonntag war, kamen wir in der Basarstraße an verschlossene Läden. Aber im Judenviertel war es lebendig. Eine enge kleine Straße. Aber nie sah ich auf schmalem Raum eine solche Fülle von eindrucksvollen jüdischen Altmännerköpfen wie hier. Sie saßen rauchend vor den Türen. Langbärtige, verwitterte, gramdurchfurchte Gesichter. Einige mit einem Fez — wie es ja eine ganze Schicht von Juden im Orient gibt, die Mohammedaner geworden sind (Dömnes). Unter den teilweise von oben protegierten Räubereien haben die Juden Mazedoniens nicht am wenigsten auszuhalten gehabt; denn sie waren die ersten Vertreter des Handels und der Geldwirtschaft hierzulande — neben den Griechen. Kaum will es einem in den Kopf, daß hier im Innern Mazedoniens vor 60 Jahren noch urkräftig die Naturalwirtschaft blühte. Der Bauer verzehrte sein Korn und verkaufte es nicht. Alles, was er brauchte,

Digitized by Google

stellte er selber her. Seine Steuern bezahlte er dem Spahi in Getreidezehnt. Was er nicht selber produzierte, das tauschte er ein. Auf den Märkten von Istip, Veles und Monastir erschien er mit Fellen und Talg und tauschte Salz für den Hausbedarf und Eisen für die Herstellung seiner Geräte ein. Sehr spät erst, aber dann rapid, hat sich mit dem Verfall des türkischen Reiches, der es immer mehr in die finanzielle Abhängigkeit des europäischen Bankenkapitals brachte, und mit dem Eindringen der Eisenbahnen hier in Mazedonien die Geldwirtschaft entwickelt.

Istip ist immer eine ziemlich reine Christenstadt gewesen. Es hat noch heute Kirchen und Kapellen aus vortürkischer Zeit. Das darf überhaupt zu Ehren der alten Türkenherrschaft gesagt werden: so unerträglich der wirtschaftliche und politische Despotismus der Spahis und Walis war, religiös ist die Rajah (Christenheit) fast nie bedrückt worden. Religiöse Verfolgungen begannen erst mit dem Kampf des griechischen Patriarchats gegen die selbständige bulgarische Nationalkirche (Exarchat). So steht zum Beispiel auf dem Zitadellenberg von Istip, die ganze Stadt beherrschend, eine kleine, uralte weiße Bilderkapelle, der im Laufe der Jahrhunderte nichts geschehen ist. Eine ursprüngliche Moschee hingegen, jenseits der Bregalnitza liegend, hat ihr Bekenntnis öfters gewechselt. Ein schmutziger Pope erzählt uns, wie sie vor über 200 Jahren eine kurze Zeit (vielleicht beim Einbruch der Österreicher in Mazedonien) zur Kirche umgewandelt war, dann wieder als Dschami (Moschee) Verwendung fand, bis 1912 nach Vertreibung der Türken aus Istip die Balkanchristen ihr den Garaus machten. Heute dient sie als Pferdestall. Der Pope sitzt auf einem zerbrochenen Derwischgrab, dessen weißer Marmorturban in der Sonne leuchtet.

Istip trägt auf dem Berge, um den herum es sich gruppiert, eine der größten Burgruinen Mazedoniens aus byzantinischer Zeit. Zwar hat auch sie den Besitzer öfters gewechselt, ist von Serbenzaren wie von Bulgarenzaren bewohnt gewesen. Aber ihr Kern stammt höchstwahrscheinlich aus jenem frühen Mittelalter, als die oströmischen (byzantinischen) Kaiser überall im Lande feste Plätze gegen die von Norden einbrechende Slawenflut anlegten. Viel steht nicht mehr aufrecht. Aber man erkennt genau noch das Schema der byzantinischen Festung, die mit starken Zinnentürmen besetzte Außenmauer (Teichos), die äußere Schutzmauer der eigentlichen Burg (Proteischisma) und den Burgfried (Pyrgokastellon). Die Mauerreste gleichen auffallend den berühmten Stadtmauern von Konstantinopel. Dabei ist der Raum der Zitadelle von Istip so groß, daß sie in bedrohlicher Lage einer Menge von Stadtbewohnern hat Aufnahme gewähren können. Wann die Burg zerstört ist, steht nicht fest. In türkischer Zeit hat sie naturgemäß als Zwingburg für die ganze Umgebung gedient.

Wunderbar ist der Blick von der Ruine auf die Stadt und ins Land. Der rote Erdboden ist hie und da mit einer feinen weißen Schicht überlagert — wie dünner Schnee. Überall bis hinauf an die

Digitized by Google

Berghänge sieht man regelmäßig abgesteckte, bebaute Felder. Die fernen Berge der Plaskovica Planina, in der die weichenden Bulgaren im Juli 1913 Schutz suchten, liegen unter glitzerndem Schnee. Grau, gefurcht, zerrissen, mit weißlichen Adern — wie Hirnmasse — steigen die runden Kuppen der Vorberge direkt aus der Ebene auf. Über die Bregalnitza hinweg führt eine leuchtende helle Brücke. Auch sie ist uralt — ein stumpfer Steinbogen auf Pfeilern mit den charakteristischen byzantinischen Fenstern zwischen den eigentlichen großen Durchfahrtsbogen. Neben der Brücke, draußen vor der Stadt die gelben Kasernenbauten der modernen Türkei. Dann die Stadt selber, das graubraune Häusergewirr ab und zu unterbrochen von grünen Gärten und weißen Kirchen. Ein hölzerner Uhrturm — eine von den Türken nach Ungarn verschleppte Christin erbaute ihn, als sie glücklich wieder in die Heimat gelangte. In dem Bache, der die Stadt durchfließt, säubern deutsche Kraftführer ihre Automobile. Auf der anderen Seite des Burgbergs fällt der Felsen steil ab in die gelb dahinschießenden Wasser der Bregalnitza. In einem stehengebliebenen Bogen der Burg kauern drei Soldaten. „Siehst du den Geier?" — „Wo?" — „Über den Schafen — links von dem Felsenvorsprung." — „Jawohl." — „Aber was sind das für Häuser da hinter den Bergen?" — „Das ist noch immer Istip — das zieht sich ja ganz rum." — „Donnerwetter — wie schön." — „Ja — wie am Rhein."

Mazedonische Höhlen

Veles, 19. Februar 1916.

Der Vizewachtmeister einer deutschen Trainkolonne hatte im Babunatal eine heilige Höhle entdeckt. Eine heilige Höhle? Nun — eine Höhle, die hoch im steilen Felsen lag — halb zugemauert — mit bunten frommen Bildern an den Wänden — mit Knochenresten am Boden — es liefen die merkwürdigsten Gerüchte über diese Höhle unter unseren Leuten um. Da die Kanonen vor Saloniki noch nicht donnern, so beschlossen wir, diese Höhle aufzusuchen. Ein Archäologe und ein Museumsdirektor begleiteten uns — beides natürlich Soldaten, der eine Leutnant, der andere Kanonier.

In Schafspelzen und Kopfschützern begann die Tour — sie endete in Hemdsärmeln. So tückisch ist das Klima dieses Landes: nachts und morgens glänzt Eis vor den Brunnen, mittags möchte man wegen Tropenanzügen nach Hause schreiben. Wir liegen hier auf der klimatischen Grenze des Mittelmeeres und der serbischen Berge. Oberhalb Veles dicker Schnee. Unten im Garten meines Quartiers halten sich ein paar hessische Bauernsöhne fünf ausgewachsene griechische Landschildkröten.

Sieben Kilometer südwestlich Veles, an der Landstraße nach Mona-

Digitized by Google

stir, liegt das Dorf Celtiki — vielmehr seine traurigen Überreste. Durch zwei Bäche watend, über einen dritten tieferen auf schwankendem Baumstamme balancierend, gelangt man auf ein dörfliches Trümmerfeld, wie sie in Mazedonien nicht selten sind. Religiöse Bandenkämpfe, der Streit zwischen Griechen und Bulgaren, Aufruhrbewegungen der gedrückten Bauern gegen die türkischen Steuerpächter, vielleicht auch die letzten serbisch-türkischen Kämpfe haben aus manchem blühenden Gemeinwesen traurige Stätten der Zerstörung gemacht. Ein braunes Minaret, dicht über dem Balkon abgeschnitten, ragt wie ein zerbrochener Lanzenschaft aus dem Trümmerfelde auf. Angebrannte Hausmauern verraten die solide Innenarchitektur des alten türkischen Hauses. Lustig steigen aus den Ruinen die Rauchsäulen einer deutschen Kolonne auf, die hier kurze Rast gemacht hat.

Von Celtiki wandert man über die östlichen Hügel eine gute Stunde, bis man an den Babunafluß gelangt. Dieser entspringt auf den Schneehöhen des gleichnamigen Gebirges und ergießt sich etwa vier Kilometer südlich Veles in den Wardar. Dicht vor seiner Mündung durchbricht er einen hohen karstigen Felsriegel. In diesem Riegel sollte die Höhle sich befinden. Der Vizewachtmeister, ihr Entdecker, begleitete uns.

Nirgends in Mazedonien sahen wir so nahe und so zahlreiche Adler, wie in diesem Tal, das unsere Leute seit einigen Wochen das „Adlertal" getauft haben. Zuerst kreist einer allein — in weitem Bogen — aber immer wieder zurückkehrend. Er kreist über einer Schafherde, die unruhig durcheinander läuft. Er „schraubt" sich höher — durch das Glas sieht man genau den spitzen Kopf, die gezackten Ränder seiner Schwingen, die sich nicht zu bewegen scheinen. Einer von uns schießt auf ihn, er wippt einmal kurz mit den Flügeln — automatisch, wie wenn wir eine Granate aufschlagen hören und mit den Schultern zucken. Dann kreist er weiter — immer höher ins Blaue — plötzlich dreht er über die Felsen ab.

Nach einer Weile sonniger Talwanderung — die ersten Schlangen rascheln im Grase, zwei Falken mit ineinander geschlagenen Fängen stürzen herab — stehen wir plötzlich vor dem Durchbruch und richtig: rechts und links aus den steilen Felswänden glotzen eine Reihe runder dunkler Löcher, die zuerst einen künstlichen Eindruck machen. Der Felsen ist zum großen Teil rostbraun gefleckt. Hier und da leuchten große Lager von weißem Speckstein auf. Man hat alsbald den Eindruck, daß der Wasserspiegel des Baches, der neben uns hinrauscht, einst viel höher, vielleicht in der Höhe der runden Felslöcher stand — als riesiges Staubecken, das dann eines Tages den Riegel durchbrach.

„Welches ist denn nun die heilige Höhle, Herr Wachtmeister?"

„Die ist noch nicht zu sehen — aber hinter jenem braunen Grat unter dem ovalen Loch, aus dem der Häher jetzt stößt, da liegt sie."

Da die Sonne immer mehr brannte, entledigten wir uns aller überflüssigen Mäntel und Jacken, und der Aufstieg begann. Zuerst eine

Digitized by Google

ziemlich steile, schwierige Wand, die zum Teil mit Hilfe des Seils genommen wurde; dann eine Viertelstunde Saumpfad; dann um eine scharfe Nase; und endlich an einer glatten Specksteinwand hinan — plötzlich standen wir vor einem großen Höhlenloch, dessen Eingang zur Hälfte zugemauert war. Wir kletterten über den Mauerrand. Eiskalte Luft schlug uns aus dem Dunkel entgegen. Wir sprangen hinab und standen starr — wir befanden uns mitten in einer Kapelle, deren Wände und Altar in einem intensiven Farbenbund von Heiligenbildern leuchteten. Zwar die Kapelle als Ganzes war zerstört. Der Schutt lag meterhoch. Die Decke war eingebrochen. Die Köpfe der dargestellten Personen waren zum Teil ausgekratzt. Aber die bunten Farben leuchteten in der einfallenden Sonne so kräftig, das Ganze wirkte in dieser öden Abgelegenheit eines Felsennetzes — Adlern und Falken benachbart — so überschwellend und lebensvoll und menschlich.

„Ich gratuliere, Herr Wachtmeister — Donnerwetter — das ist ja märchenhaft."

Während der Museumsdirektor und der Archäologieprofessor sich an die genaue Untersuchung der Bilder machen, sehen wir uns zunächst das Innere der Höhle an. Außer der regelrecht eingebauten Kapelle, die am Eingang steht, ist nichts Menschliches zu entdecken. Die angekündigten Menschenknochen stellen sich als Reste von Adlermahlzeiten heraus. Auch Haufen von Vogelkot und Vogelfedern zeigen, daß die heilige Höhle, seit sie von ihren Insassen verlassen ist, neue Bewohner angelockt hat. Auf einem schmalen Seitenpfade, den man zuerst gar nicht bemerkt, klettern wir dann höher und höher, bis wir an einen zweiten runden Ausgang gelangten, der direkt über dem ersten liegt. Aus diesem Felsenfenster ergibt sich eine wunderbare Aussicht — hinunter in die Schlucht, wo die gelbe Babuna durch ihr enges Bett rauscht — drüben nach den gegenüberliegenden Wänden, wo die gleichen rätselhaften Löcher glotzen wie hier — ostwärts dem Flusse entlang, wo sich eine zerrissene Felsenkulisse hinter der andern auftürmt.

Wie wir wieder hinunter in die Kapelle kommen, ist zwar unter den beiden Sachverständigen noch keine Einigung über Alter und Zweck der Kapelle erzielt (das wäre zu viel verlangt), aber es sind einige Grundlagen aufgestellt, auf denen die diversen kunstgeschichtlichen Doktorarbeiten, die diese Höhle später ja sicherlich entfesselt, ihre verschiedenen Hypothesen aufbauen können. Ob die Höhle bewohnt war oder nicht, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Am selben Tage noch entdeckten wir seitwärts dieser Kapellenhöhle eine andere, in der Feuer- und andere Überreste auf ehemalige Bewohnung schließen ließen. In diesem Fall mag ein orthodoxer Mönch hier neben dem Heiligtum sein Gelübde erfüllt und seine Tage beschlossen haben. An Klöstern ist die griechisch-katholische Kirche und besonders das Wardartal bekanntlich überreich. Am Ausgang des Wardartales, auf Chalkidike, liegt die weltberühmte Mönchrepublik Athos. Die beiden großen Klostergüter, die die Stadt Veles links und rechts vom Fluß beherrschen, habe ich

Digitized by Google

früher schon erwähnt. Vor ein paar Tagen entdeckten wir südlich Veles noch ein drittes verlassenes Kloster aus mittelbyzantinischer Zeit, dessen größter Schatz in einem spätgriechischen marmornen Leichenstein mit reicher Inschrift aus dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung besteht. Der Stein war umgekehrt in eine Mauerecke eingelassen.

Der Ursprung der Kapelle ist wahrscheinlich in irgendeiner wunderbaren Erscheinung zu suchen, die sich in dieser Berggrotte (ähnlich wie in Lourdes) zugetragen haben soll. Die Kapelle selber ist nur klein — etwa drei Meter breit, fünf Meter lang, drei Meter hoch. Der Schutt liegt, wie an den Bildern, besonders den Altarbildern zu erkennen ist, mannshoch. Eine Aufräumung würde wahrscheinlich noch viel unzerstörtes Wandbildergut zutage fördern. Die Mauern mit ihren horizontalen Holzstützen sprechen nach der Art ihrer Komposition nicht dagegen, daß wir es hier mit einer mittelbyzantinischen relativ alten Kapelle zu tun haben. Die Bilder stellen die in allen orthodoxen Kirchen gleichmäßig beliebten Themata dar: den Zyklus der „großen Feste" (Verkündigung, Geburt, Darstellung Christi usw.), Marienfiguren, Apostel und Evangelisten. Die zeitliche Fixierung solcher Bilder erfordert große Mühe, lange Zeit und viel Übung. Im Gegensatz zu den Kirchenmalern der weströmisch-katholischen Kirche war die Bewegungsfreiheit des byzantinischen Malers streng begrenzt. „Die Bilder sollen nicht nach der Phantasie der Künstler, sondern nach den Gesetzen und Überlieferungen der Kirche gemalt werden" — bestimmte die zweite Synode von Nicea. Dadurch bekommen alle byzantinischen Malereien etwas Steifes und Unzeitliches. Und nur aus ganz kleinen nebensächlichen Zügen vermag der Fachgelehrte Schlüsse auf das wirkliche Alter des Bildes, die Schule des Malers zu ziehen. Die Bilder der Babunahöhle zeichnen sich auf jeden Fall durch eine merkwürdige Frische, Sattigkeit, „Echtheit" der Farben aus. Auch als Laie ist man von dem Unterschied gegen die landläufigen Bildermalereien, die wir in zahllosen Kirchen und Kapellen dieses Landes schon gesehen haben, überrascht.

Schneefahrt nach Monastir

Monastir, 26. Februar 1916.

Als wir von Veles nach Monastir aufbrachen, dachten wir in den Frühling und Süden zu kommen. Um dreiviertel Grad südlicher sind wir. Aber die Fahrt war eine Fahrt durch Schnee und Eis. Und Monastir, das auf der Höhe deutscher Mittelgebirge liegt (618 Meter), ist wie Innsbruck im Winter.

Von den großen Kesseln, die für das ganze serbisch-mazedonische Faltengebirge so charakteristisch sind, ist der Kessel von Monastir der letzte vor Salonik. Er ist vom Wardartal durch einen hohen karstigen

Felsriegel abgeschlossen, den die Straße in Brockenhöhe (1046 Meter) überklettert. Neben der Eisenbahnlinie des Wardartales bietet der Kessel von Monastir einen Hauptzugangsweg des südlichen Mazedonien gegen Salonik. Dem entspricht seine militärische Bedeutung. Gleich im Anfang des mazedonischen Feldzuges stießen die Bulgaren von Veles unter heftigen Kämpfen gegen den Felsriegel vor, überschritten ihn, nahmen Prilep und Monastir immer unter Kämpfen ein und drängten das Gros der hier fechtenden Serben über den Ochridasee nach Albanien ab. Ihr schnelles Vordringen hier brachte die Cerna-Reka-Linie der Entente ins Wanken, und der Rückzug von Krivolac entschied die völlige Säuberung des nichtgriechischen Mazedonien vom Feind. Für jeden Angriff gegen Salonik — komme er von Norden, Osten oder Westen — ist der feste Besitz dieses Kessels und seiner südlichen Zugangsstraßen von entscheidender Bedeutung.

Als wir von Veles morgens abfuhren, lag das Babunagebirge in Schnee verhangen am Horizont. Zwei Stunden flotter Fahrt auf teilweise guter alter türkischer Straße brachten uns an den Fuß des Sattels (605 Meter). Hier liegt ein geräumiger Han, ein ehemaliges türkisches Gasthaus, jetzt verfallen. In seinen leeren Räumen hatten viele deutsche und bulgarische Soldaten vor dem Schneetreiben Zuflucht gesucht. Lange Reihen von Wagen standen hier am Fuße des Berges und warteten. Das schmale Tal der rechten Babuna, dem wir bisher gefolgt waren, hörte hier plötzlich auf. Ringsum türmten sich die Bergwände bis über 1500 Meter auf. Nur an einer Stelle senkte sich ein Bogen nach unten. Das war der Paß, über den alles zog, was nach Monastir wollte. In zahllosen Serpentinen dreht sich die Fahrstraße rechts am Berge hoch — manchmal steil wie eine Straße in Veles, manchmal in so scharfen Kurven, daß unsere langen Wagen es nicht schaffen können und wir hinaus müssen. Wir gehen zu Fuß. Schwerbeladene Kolonnenwagen begegnen sich — um ein Haar, um vier oder fünf Zentimeter, und einer stürzt in den Abgrund. Die Schneeflocken tanzen unentwegt. Hier und da ist ein Ochse gestürzt. Mitleidige Fahrer haben ihm Stroh vorgeworfen. Er liegt und kaut. Die Schneedecke um ihn herum wächst höher und höher. Auf halbem Wege zum Ziel parkiert eine deutsche Kolonne abseits auf einer schrägen Halde. Die Leute stehen um ein prasselndes Feuer. Den Pferden haben sie einen mühsamen Schutz gebaut — durch Zeltbahnen, die gegen die Windseite hin über eingeschlagene Pflöcke gespannt sind. Hin und her, hinauf und wieder hinauf kriecht die Straße weiter. Es wird bitter kalt. Die Leute haben sich in Felle und Decken gehüllt. Hier und da sitzt einer am Wege — mitten im Schnee. Als die Flocken schwächer zu tanzen beginnen, machen wir eine Pause. Wir haben jetzt zwei Drittel des Berges erklommen. Hinter den Rändern unserer Berge tauchen neue auf — sonnenlos, düster, grau, heroisch liegt das Talbecken unter uns. Die Schlangenlinie unserer Straße springt aus dem Schnee — mit ihren dunklen Wagenreihen. Und überall an den Hängen krab-

Digitized by Google

belt es von dunklen Punkten — einzelnen Soldaten, die auf zahlreichen steilen Richtwegen direkt den Paß zu erreichen suchen.

Im alten türkischen Wachthaus oben auf dem Paß wimmelt es von fröstelnden, hustenden Soldaten. Aber alle sind guten Muts. Ob sie nach Veles oder nach Monastir wollen, wer den Paß erreicht, hat das Schwierigste hinter sich. So stehen sie vor dem alten verfallenen Bau und genießen die prächtige Sicht. Nach beiden Seiten ein Blick aus tausend Meter Höhe herab in Täler und Hänge, Schluchten und Ebene. Endlos dehnt sich der weite Kessel von Monastir zu unsern Füßen; Wasser und weiße Häuser, Äcker und helle Landstraßen, eingefaßt von einem Kranze zackiger Bergkronen. Und nirgends tote Landschaft. Überall krabbelt es von Tieren, Menschen und Wagen. Die meisten Bulgaren, aber ab und zu auch deutsche Kolonnen — Feldpostfahrer, die vor einem halben Jahre zwischen Lille und Arras kutschierten — Trainreiter mit blonden Kriegsbärten, in denen eine braun verbrannte Pfeife hängt. Man sieht sie und denkt — ja, man denkt immer dasselbe: hier fahren Leute, die in Pommern und Oldenburg jeder ihr kleines Schicksal haben — sie fahren bald ins dritte Kriegsjahr hinein, und hinter diesen Bergen liegt Philippi und Edessa, Thessalien und das Ägäische Meer.

Nach einer knappen halben Stunde Talfahrt kommen wir in Prilep an. Dazwischen liegen links und rechts Bulgarengräber. In Prilep kaufen wir Schafpelze. Zum ersten Male auf dem Balkan treffen wir regelrechte Berufsbettler. Die ersten griechischen Wagentypen tauchen auf — zwei- oder vierräderige plumpe Karren mit hohen Gitterwänden, die aus oben zugespitzten Pfählen bestehen. Prilep liegt am Fuß des Babunagebirges. Wir sind jetzt auf der Talsohle des Kessels von Monastir angelangt, der in einer durchschnittlichen Meereshöhe von 600 Metern sich 70 Kilometer in die Länge und 20 Kilometer in die Breite erstreckt — ein riesiges Stadion. Aber auch hier, auf dem Breitengrad des süditalienischen Brindisi und 120 Kilometer vom Mittelländischen Meer entfernt — ist noch alles mit Schnee bedeckt. Nach zwei Stunden Fahrt auf schneeschlammbedeckter, aufgeweichter Landstraße fahren wir plötzlich in Monastir über einen Hügel ein, der die Stadt bis zum letzten Augenblick dem Reisenden verbirgt.

Die Stadt Monastir war für uns eine Überraschung. Nicht nur in dem zufälligen Schneekleid, zu dem das lose, bunte Straßentreiben des orientalischen Geschäftslebens gar nicht passen will — diese Stadt ist zweifellos die anmutigste Wohnstadt, die wir seit der Donau gesehen haben. Trotz ihres starken türkischen Bevölkerungseinschlages ist sie europäischer als alle serbischen Städte. Sie hat gute saubere Straßen und wohlhabende alte Häuser. Das Europäische ist hier nicht neu und häßlich aufgepfropft wie in Serbien. Monastir — bis vor vier Jahren noch unter türkischer Herrschaft — ist doch niemals so rein türkisch gewesen wie Nisch und Belgrad. Im Hinterlande von Salonik gelegen, wirtschaftlich beherrscht durch die griechische Großbourgeoisie,

Digitized by Google

hat es immer teilgehabt an der reichen mittelmeerländischen Handelskultur, deren stark jüdisch versetztes Zentrum bis heute Salonik geblieben ist. Das fällt beim ersten Gang durch die Straßen auf. Neben den cyrillischen Buchstaben stehen die lateinischen: auf Kinoplakaten, Reklameauslagen, den Schildern des Arztes oder der Hebamme tritt die französische Sprache (als herrschende Weltsprache des Orients) neben das Serbische oder Bulgarische. In den Hotels spricht man griechisch. Wie die Blechmarken über den Türen zeigen, sind fast alle Häuser bei englischen Gesellschaften versichert. Und in den Straßen gehen gutgekleidete Bürger und Frauen, die nicht das Auffällige und jenen kleinen Stich ins Lächerliche haben, wie etwa in Veles, Üsküb oder Leskovac.

Monastir liegt am Fuße der Berge — da wo der Dragorbach in die Ebene fällt. Über der Stadt ragen die weißen Zinken der Peristeri in Zugspitzenhöhe empor. Die Vorberge sind übersät mit kleinen Walachendörfern — primitiven Siedlungen armer Schafhirten. Mächtige weiße Kasernenbauten aus türkischer Zeit liegen am Südende der Stadt — teilweise verbrannt, aus der Zeit des ersten Balkankrieges. Sie liegen nahe der Stelle, an welcher einst das alte Herakleia stand, Monastirs römische Mutterstadt. Auf dem Exerzierplatz vor den Kasernen steht ein unvollendeter Palast — das türkische Offizierskasino — genau in demselben Zustand, wie die Erbauer es vor vier Jahren verließen. Von den Truppen dieser um Salonik liegenden Garnison ging bekanntlich die jungtürkische Revolution aus.

Diese Stadt ist anders als alle bisherigen in Serbien und Mazedonien. Das merkt man am ersten Abend. Hier läuten Kirchenglocken. Hier schlagen Uhren im Hause, ohne daß man sich wundert. Hier spürt man an tausend Kleinigkeiten der Straße, der Gesichter, der Kleidung, der Haltung der Menschen, daß man dem muffigen Hammelgeruch der Balkanberge nun bald entflieht, daß nicht allzu weit das Meer ist, das Meer und Europa. Noch am ersten Abend waren wir draußen an dem kleinen Bahnhof, wo der Zug abgeht — abging, der Zug nach Salonik. Sonst fuhr man in wenigen Stunden von hier in das Gedröhne und Gepfeife eines großen Seehafens. Jetzt müssen wir warten. Aber wir hoffen, daß wir hinkommen. So sicher wie dieselbe weiße Abendwolke, die jetzt hoch über unseren Köpfen schwebt, auch vom Meere aus gesehen wird, von der Saloniker Zitadelle, vom Golf — vielleicht von einer deutschen U-Bootsmannschaft, die draußen bei Kap Burun auf Lauer liegt.

Digitized by Google

An der griechischen Grenze

Monastir, 28. Februar 1916.

Wenn man in Friedenszeiten von Salonik aus die zweite Hauptstadt Mazedoniens, Monastir, besuchen wollte, so war das Ziel in acht Stunden bequem zu erreichen. Die kleine, deutschem Fleiß verdankte Eisenbahn verkehrte täglich zweimal zwischen beiden Städten. Und auch der Güterverkehr zwischen der Hafenstadt und der reichen fruchtbaren Ebene von Pelagonia war, zumal in den letzten Jahren der türkischen Herrschaft, erfreulich gestiegen.

Eigentlich liegt nur ein einziges Gebirge zwischen beiden Städten. Wenn man in den Golf von Salonik einfährt, glänzen im nordwestlichen Hintergrunde die weißen Gipfel des Kaimakschalan (2525 Meter). Wenn man von Monastir nach Südosten sieht, ist es der Kaimakschalan, der den Kessel von Pelagonia abschließt. Die deutschen und französischen Soldaten sehen täglich denselben Berg, über dessen Spitze die noch heilige Grenze führt.

Die politische Grenze zwischen Griechenland und Serbien, wie der Friede von Bukarest sie hier schuf, ist dem nördlichen Grenznachbarn zweifellos ungünstig. Die Masse der mazedonischen Slawen, auf deren Zugehörigkeit Bulgaren und Serben gleichen Anspruch erhoben, hat ihre Sprachgrenzen seit langem bis tief ins Küstenland hinabgeschoben. Ethnologisch müßte die Grenze ein gut Stück südlicher verlaufen. Aber auch strategisch ist sie ungünstig. Während sie sonst im großen die Linie des Gebirgskamms innehält, fällt sie an dieser Stelle tief in die Ebene von Monastir hinunter. Zwischen Griechen und Serben mochte das gleichgültig sein. Zwischen Bulgarien und einem von der Entente okkupierten Griechenland ist diese Grenze äußerst gefährlich. Trotzdem wird ihre Unverletzlichkeit peinlich gewahrt.

In diesem Kriege gibt es mancherlei Grenzpoesie: Im Loch von Belfort an der Schweizer Grenze, wo die Granaten hart an der neutralen Zone entlang pfeifen. An der belgisch-holländischen Küste, wo das Wachtschiff von Vlissingen eifersüchtig auf jeden Flieger späht, der seine Kreise zu nahe an Walcheren zieht. Bei Verciovora an der rumänischen Grenze, wo von den waldigen Bergen die gelben Schützengräben auf unsere Donauschiffe blicken, die Getreide aus der Walachei nach Westen schleppen. Aber keine Grenze ist heute so prickelnd voll von Fragen und Rätseln wie die griechische hier um Salonik. Ist es eine englisch-französische Grenze oder eine griechische, und wie lange ist es überhaupt noch eine Grenze? Nirgends fühlt man härter und klarer die Tragödie, die das Recht in diesem Kriege erlebte, als hier. Diesseits und jenseits des Kaimakschalan liegen furchtbare Heere, jeden Augenblick bereit, sich rücksichtslos aufeinander zu stürzen, einzig den großen Urgesetzen des geschichtlichen Werdens gehorchend. Und dazwischen läuft diese unsichtbare, heilige Linie, die das Recht eines schwa-

chen Dritten vertritt, umspielt von der Poesie aller Grenzen und von all den Formalitäten, die ihr nach dem Völkerrecht zukommen. Heute noch heilig, morgen vielleicht durchbrochen, durchlöchert von tausend heulenden Geschossen, unkenntlich im Rauch der Gewalt.

Von Monastir bis an die griechische Grenze sind es vierzehn Kilometer. Die Landstraße ist gut. Mit dem Auto fährt man fünfzehn Minuten. Zuerst geht es längs der Eisenbahn. Der Bahnhof von Monastir liegt weiß und friedlich da. Der Krieg hat ihm nichts angetan. Wenn der Krieg nicht gekommen wäre, führe die Bahn heute vielleicht schon weit über Monastir hinaus, bis Prilep und Gradcko, wo der Schienenstrang des Wardartales erreicht werden sollte. Aber auch so hat diese Bahn, bis das Salonikproblem auftauchte, Großes geleistet. Sie hat Südmazedonien vom Meere her verproviantiert. Bevor der Verkehr durch den Druck der Entente eingestellt wurde, lebte man in Monastir wie in einer großen europäischen Stadt. Und unsere Soldaten tranken hier bis vor kurzem gutes Saloniker Bier.

Die Straße nach Florina führt durch das Sumpfgebiet der Cerna Reka, die sich durch die Vorberge des Kaimakschalan hindurch zum Wardar windet. Dieser Fluß ist aus den ersten Kämpfen von Salonik bekannt. Vor dem französisch-englischen Rückzug bildete sein Lauf die Linie der feindlichen Stellungen. Hier auf der pelagonischen Hochebene fließt er träge und unter Bildung von vielen Teichen und Tümpeln dahin. Dieses Sumpfgebiet der Cerna Reka ist in der warmen Sommerzeit der gefürchtete Herd einer nicht lebensgefährlichen, aber doch unbequemen Malaria. Heute freilich sind die Tümpel morgens und abends noch mit Eis bedeckt, und in der Mittagssonne spiegeln sie die bis weit unten mit Schnee verhangenen Berge wider, die diese Hochebene einschließen.

Zwei Kilometer vor dem Dorfe Negociani, da wo links ein Seitenweg nach Mesdzielli abzweigt, liegen die letzten bulgarischen Posten. In einer elenden Strohhütte haust hier eine Wache unter Führung eines Offiziers, der den spärlichen Grenzverkehr peinlich scharf überwacht. Hundert Schritte weiter ist die Chaussee durch ein paar umgestürzte Feldbahnwagen versperrt. Hier steht ein bulgarischer Soldat, fröstelnd, eingehüllt in sein Schaffell: der allerletzte Repräsentant der Mittelmächte in dieser Himmelsrichtung. Ohne viel Scherereien kommen wir weiter. Die Barriere wird geöffnet und wir stehen nun in der „neutralen Zone“, einem zirka zwei Kilometer breiten Streifen zu beiden Seiten der griechischen Grenze, den gemäß einem Abkommen kein Soldat der kriegführenden Mächte betreten darf. Zu Fuß wandern wir weiter. Die Gegend ist öde. Vor uns tauchen die ersten grauen Mauern von Negociani auf. Das merkwürdige Gefühl aller Grenzwanderer meldet sich. Sind wir schon in Hellas? Kein Grenzpfahl ist zu sehen. Die Linie, die unsere Karte angibt, hat sich als ganz falsch herausgestellt. Wir blicken zurück. Der bulgarische Posten steht mitten auf der Straße wie ein schwarzer Pfahl, ganz klein. Ringsum ist

Digitized by Google

kein Mensch zu sehen. Wir wandern weiter. Scherze werden laut. Wandern wir in die Höhle des Löwen? In Florina sollen englische Offiziere sitzen. Vielleicht auch schon in Negociani? Wir malen uns aus: abgeführt nach Salonik, nach Toulon, nach London. Da wird es plötzlich an den Mauern des Dorfes lebendig. Leute laufen hin und her. Drei Gestalten lösen sich ab und kommen auf uns zu. Wir betrachten sie durch unsere Gläser. Es sind drei griechische Soldaten.

Über eine Stunde waren wir mit ihnen zusammen. Wir durften bis an den Eingang des Dorfes, weiter nicht. Da waren ein Dutzend Soldaten etwa, ein Sergeant und ein Offizier. Auf der Straße, die hier gut hergerichtet war, standen ein paar Dampflokomobilen mit Walzen und Gerätewagen, alles französisches Fabrikat. Neben diesen Wagen plauderten wir, mit Hilfe eines Dolmetschers, über alles, was sie und uns bewegte, über sehr vieles. Sie waren gekleidet in eine mehr olivengrüne als graue Feldgarnitur, machten einen soldatisch guten und intelligenten Eindruck. Sie reichten uns einen Kognak, der besser als der serbische und mazedonische war. Sie redeten und benahmen sich freundlich, ja herzlich, aber auch höflich und taktvoll.

Zuerst sprachen sie gar nicht über Politisches. Es gab soviel Äußerliches zu sehen und zu bestaunen. Dann fragten wir sie nach den Engländern in Florina. Und dann gab es kein Halten mehr. Sie zeigten sich sehr beschlagen. Wir erzählten ihnen von Verdun. Der Offizier kannte die Geschichte unseres Krieges im Westen, freilich aus der „Times", aber überraschend genau. Wir sprachen von der Lage Griechenlands. Aus allem, was sie sagten, klang der ehrliche Schmerz über die Ohnmacht eines bis vor kurzem (durch die Erfolge des letzten Krieges) noch so stolzen Staates. „Bei uns liegen die Engländer, und da drüben liegt ihr, und wir selber bedeuten gar nichts." Wir kamen auf Deutschland und Griechenland. „Wir lieben die Deutschen, aber nicht, wie die Franzosen sagen, weil unsere Königin zufällig eine Deutsche, sondern weil Deutschland der große Feind des Slawismus ist." Wir sprachen von Salonik und den Bulgaren, von Italien und Rumänien. Wenn diese paar Leute für die griechische Armee typisch waren, dann ist diese Armee deutschfreundlich, aber peinlich genau nur an griechischem Interesse orientiert, ehrgeizig und selbstbewußt, und mißtrauisch nicht nur gegen Deutschlands Feinde, sondern auch Freunde. Für uns hegen sie reine Bewunderung, und meinen, all die Leiden der letzten Monate hätten sie im Grunde Deutschland zuliebe ertragen. Sie erwarten, daß der Krieg für uns siegreich und auch für sie nicht ohne Genugtuung endet.

Das alles ist sicher nicht welterschütternd. Die Lage vor Salonik wird dadurch nicht anders. Diese Reden wurden nicht an Diplometentischen, sondern an einem kalten Februartage auf einer zugigen Landstraße geführt. Aber es waren einfache Menschen, die ohne Vorbehalt sprachen. Es waren Angehörige einer Nation, deren tiefste Demütigung die Geschichte England niemals vergessen wird. Und es waren Griechen.

Digitized by Google

Aus ihrer Sprache leuchteten homerische Erinnerungen auf. Und von dem Gipfel der Berge, an deren Fuß wir standen, konnte man den Olymp sehen.

Echo aus Mazedonien

Monastir, 29. Februar 1916.

Wir sitzen abends in der hammelduftererfüllten Speisewirtschaft des Albanesen in der Hauptstraße. Plötzlich reißt einer die Tür auf: „Haben Sie gehört? Verdun? Draußen am Funkspruch steht es!" Wir springen auf. Im Tor des Kinoeinganges hängt der Zettel. Drei Soldaten davor. Der Wind spielt mit dem Papier. Wir überfliegen die kurzen Bleistiftzeilen. Da steht es: „Mit stürmender Hand." — „Weichender Feind!" — „Zehn Kilometer". — Nein, kein Irrtum möglich — südlich Verdun — auf den Höhen der Maas — die lange, bange, stille Schlacht zu Ende — Deutschland!

In der kleinen Wirtschaft sind nur sechs Tische. An den fünf andern sitzen Bulgaren. Einer von uns steigt auf den Stuhl. Nach seinen kurzen Worten erhebt sich ein jubelndes Geschrei. Der ganze hölzerne Bau zittert. Ein Student antwortet. Man hört nur immer wieder: „Verdüün" und „Germanski". Man trampelt und tanzt. Der Albanese steht mit der schmutzigen Serviette in der Hand abseits und lächelt verständnislos.

Dann wird es still. Und die Gedanken kommen — Erinnerungen und Hoffnungen. Und alle wandern heimlich aus dieser fernen Ecke Europas hinüber in die zerfetzten Bergwälder der Maas. Zu den hunderttausend tapferen Männern, die die stählerne Mauer des Gegners mit ihren Leibern zerbrachen. Zu den heiligen Opfern, die das neue Vaterland durch ihren Tod besiegelten. Zu den langen kreuzbemalten Zügen, die jetzt gefüllt nach Metz und Montmedy und Longuyon nach Hause rollen.

Durch die nächtliche dunkle Straße von Monastir gehen wir in unsere Quartiere. Gemischte Patrouillen aus Bulgaren und Deutschen klappern über das Pflaster. Neben mir geht ein bayerischer Hochschullehrer. Der lag vor vier Wochen noch in der Hölle von St. Mihiel. Ein Jahr lang stand er mit seinem Geschütz in den Maasbergen — lauernd, ausharrend, alles bis ins letzte vorbereitend für einen einzigen Augenblick. Und nun ist der Augenblick da — und er selber hier draußen, am Rande Europas. Er ist niedergeschlagen. Gestern kam sein Bursche zu ihm — aus Unterfranken — auch der hat Heimweh: „Herr Leutnant, ich glaube, wir sind betrogen — was sollen wir hier? Ich habe es immer gesagt: die zweite Batterie war die feinste — im Frieden und im Kriege. Und nun sind wir nicht mehr dabei."

Am ganzen andern Tage ist der kleine Funkspruch vor dem Kientopp

Digitized by Google

belagert von unsern Leuten. Er wird abgegriffen und immer schmutziger. Einige kommen wieder und müssen ihn noch einmal lesen. Andere haben ihn von dem Nagel ab- und in die Hand genommen, drehen und besehen ihn von allen Seiten. Viele, die von auswärts kommen, stehen und schreiben ihn ab.

Von diesem Abend her ist Monastir für uns auf immer verknüpft mit der Maasfestung. Denn wo wir gehen und stehen seitdem und reden mit unsern Landsleuten oder mit unsern Verbündeten, immer dreht sich alles Fragen und alle Hoffnung um das blutige Ringen an der Côte Lorraine.

Da liegt ein altes türkisches Bad. Aus allen Ritzen des mit Bleikuppeln gedeckten Baues quillt der Wasserdampf. Inwendig baden und ruhen die Soldaten. Das Wasser plätschert. Lautlos kneten, reiben und streicheln die geschickten Wärter die jungen, kräftigen Leiber — in ihrer Nacktheit kaum zu erkennen, ob sie von einer bulgarischen oder deutschen Mutter stammen. Blaues Oberlicht erhellt milde den Raum. Du vergißt Europa und den Krieg. Der Zauber der alten römischen Thermen fängt dich ein. Plötzlich hörst du — leise zwei Deutsche von ihrem Lager reden und du hörst ein Wort: Verdun.

Da liegt die schönste Moschee von Monastir, die Isakié Dschami, mit ihren weichen Teppichen, ihren bunten Fenstern, ihrer feierlichen reinen Kuppel. Ganz leise tickt die alte Pariser Standuhr neben der Kanzel. Ein junger Schüler hockt am Boden und rezitiert den Koran — lallend, singend. Vor ihm ein alter Imam — mit dem Heiligen Buch auf den Knien, der ihn verhört. Nebenan liegt das Zimmer der Hodschahs, der Geistlichen. Wir sitzen rings an den Wänden auf Kissen als ihre Gäste. In der Mitte ein Kohlenbecken. Sie reichen uns Kaffee. Wir sprechen durch den Dolmetscher mit ihnen über Mohammed und Mekka, über die Aja Sofia und die Schönheiten des Minaretts. Der ganze weltenferne Zauber ihrer Lebensform berührt uns in diesem halbheiligen Raum, vor dessen Fenstern graue Tauben girren. Plötzlich läßt ein junger Hodschah aus dem Hintergrund uns fragen: „Ist es wahr, wovon man in der Stadt seit gestern redet, daß der große Krieg im Frankenland nun wieder beginnt?“

Der große Krieg im Frankenland! Der klassische Krieg! Schon in der stillen Gebundenheit seiner Gräben größer, blutiger als alle Kriegsschauplätze der Welt. Und nun endlich erlöst aus der stillen Qual opfervollen Wartens. Entfesselt zu furchtbarer Bewegung. Unser aller Herzen zwischen Salonik und der Donau weilen zitternd bei den Bataillonen an der Maas. Alle Fahnen der Verbündeten senken sich — von Schumla bis Durazzo.

Digitized by Google

Das erlöste Mazedonien

Monastir, 1. März 1916

Für den Bulgaren ist Mazedonien die Wiege seiner Sprache, der Quell seines immer wieder neu sprudelnden Volkstums, die Stätte seiner schönsten nationalen und kirchlichen Erinnerungen. Mazedonien ist ihm mehr als dem Franzosen das Elsaß, dem Italiener Savoyen. Jeder gute Bulgare mußte einmal in Mazedonien, vielleicht gar in Ochrida gewesen sein.

Dieses Nationalheiligtum, dieses bulgarische Mekka liegt 40 Kilometer nordwestlich Monastir dicht an der albanischen Grenze. Hier soll das reinste Bulgarisch gesprochen worden sein. Hier residierte der große Bulgarenkönig Samuel in einem Palaste, dessen Trümmer noch heute stehen. Hier war der Sitz des ersten bulgarischen Patriarchats, die Stätte seiner ersten Versuche wissenschaftlicher Forschung. Sofia ist eine neue, künstliche Stadt. Trnovo im Jantratal ist allen Bulgaren heilig. Aber Ochrida ist das Allerheiligste.

Die Welle bulgarischen Volkstums bricht sich im Westen an den Albanerbergen, im Süden an den Höhen, die das Küstenland von der pelagonischen Hochebene trennen. Aber indem sie sich bricht, schlägt sie noch einmal kräftig empor. Zweifellos herrscht hier unten in Mazedonien ein viel regeres bulgarisches Leben als in Nisch und Leskovac. Dieses Mazedonien mit seinem starken bulgarischen Einschlag, mit seinen großen bulgarischen Erinnerungen, war bis zum vorigen Herbst von Bulgarien staatlich getrennt. Daß es ethnologisch und national, wenn überhaupt einem Balkanvolke, dann den Bulgaren gehörte, darüber war vor 1878 gar kein Zweifel. Das hat fast jeder europäische Reisende ausgesprochen — selbst der so serbenfreundliche alte Kanitz. Das hat im Deutschen Reichstage öffentlich sogar Bismarck anerkannt, der auf dem Berliner Kongreß die englische Beschneidung Bulgariens (gegenüber den Grenzen von San Stefano) zum mindesten nicht hat hindern wollen. Damals fiel Mazedonien restlos an die Türkei zurück. Das war für Bulgarien ein Vorteil. Denn während die nationale Propaganda in den zu Serbien geschlagenen Stücken unmöglich war, konnte sie sich unter türkischem Regiment fast ungehemmt betätigen. Seit dem Berliner Kongreß sind die besten Nationalkräfte der Bulgaren an die nationale — zunächst innere — Eroberung Mazedoniens verwandt worden.

Man kennt die traurige Geschichte dieses Landes in den fünfzig verflossenen Jahren. Die bulgarische Propaganda leistete Großes, freilich mit Mitteln, wie sie auf dem Balkan seit jeher im Schwunge waren. Immer mehr Dörfer traten zur bulgarischen Nationalkirche über. Immer mehr bulgarische Schulen entstanden. In den vielen antitürkischen Putschen hatten bulgarische Bandenführer immer die Hand im Spiel. Diese bulgarische Irredenta weckte nun die übrigen

Nationen. Die Griechen, die naiver Weise alles für griechisch erklärten, was dem Konstantinopeler Patriarchen kirchlich untertan war, organisierten jetzt die Verteidigung ihres Besitzstandes. Die Serben, für die die Bulgaren Slawen und alle Balkanslawen reine oder verkappte Serben sind, setzten der bulgarischen eine serbische Propaganda — kirchlicher und nationaler Form — entgegen. Endlich erschienen die Rumänen auf dem Plan mit einer eigenen Kirche und eigenen Ansprüchen für ihre kutzowallachischen Brüder. So ward das unerlöste Mazedonien zu einem Tummelplatz wilder Kirchen- und Sprachenkämpfe. Das türkische Regiment hatte das größte Interesse, die Streitenden durch gegenseitiges Ausspielen ihrer Interessen für sich in Schach zu halten. Und alle Reformversuche der europäischen Diplomatie scheiterten an den großen Gegensätzen innerhalb dieser Diplomatie selbst.

In all diesen Kampfesjahren sind die inneren Bande zwischen Mazedonien und Bulgarien immer stärker geworden. Wie das unerlöste Südjütland für Dänemark so ist Mazedonien für Bulgarien die Wiege vieler bedeutender Männer geworden. Denn auch hier war die nationale Hochspannung ein guter Nährboden hervorragenden politischen Könnens. Und ganz natürlich war die Herkunft aus dem unerlösten Mazedonien für jeden jungen Mann, der in Sofia debütierte, ein guter Ausweis. Es ist also sicher kein Zufall, daß in den verschiedenen Ministerien der letzten 30 Jahre so oft ein Mazedonier auftaucht. Auch im Heere war die Zahl der aus dem unerlösten Süden stammenden Offiziere groß. Der General, der Nisch und Monastir eroberte, stammt aus demselben heiligen Ochrida, in welches er vor zwei Monaten als Sieger — nach 40jähriger Abwesenheit — einzog. Der Zustrom von Mazedonien ins Königreich war so groß, daß das Land an Gebildeten verarmte. Einer der wenigen geistigen Führer der Bulgaren Südmazedoniens, die die ganze schlimme Türkenzeit und die noch schlimmere Zeit der serbischen Okkupation hier im Lande durchlebt haben, ein Arzt, führte mir gegenüber das zum Teil so niedrige Niveau der mazedonischen Nationalkämpfe auf diesen fast völligen Mangel an einer seßhaften gebildeten bulgarischen Oberschicht zurück. Dabei muß man sich freilich der alttürkischen Regierungsmethoden erinnern. Derselbe Arzt zeigte mir eine diskrete Stelle seines Hauses, an welcher er verbotene Bücher zu verstecken pflegte. Und was war unter Abdul Hamid in der Türkei unverboten.

Als im Jahre 1912 der erste Balkankrieg ausbrach, da hatte nach dem Urteil fast aller europäischen Reisenden, die das Land besuchten, die bulgarische Propaganda im ganzen gesiegt. Für Bulgarien bedeutete schon damals die nationale Einheit vor allem den Erwerb des unerlösten Mazedonien. Dennoch wurden durch den Ausgang des Krieges alle Hoffnungen dieser Art zerstört. Die großen thrazischen Erwerbungen Bulgariens nahm Serbien zum Anlaß, eine Revision des vor dem Kriege abgeschlossenen Teilungsvertrages zu fordern. Ein strittiges

Digitized by Google

Gebiet, über dessen Zugehörigkeit ein Schiedsspruch des Zaren entscheiden sollte, bot Serbien den Anlaß. Bulgarien fügte sich nicht. Es wagte einen zweiten verzweifelten Krieg. Nur der blinde Fanatismus seiner Liebe gerade zu dieser Provinz erklärt die Härte, mit der es hier „Alles oder Nichts“ forderte. Und sie allein erklärt auch die Ruhe und Gefaßtheit, mit der Regierung und Volk zusammen den Verlust Mazedoniens ertrugen, alles der Zukunft anheimstellend. Die Provinz wurde serbisch. Aber für Bulgarien blieb sie Macedonia irredenta. Die Lage für die Bulgaren ward jetzt drückender. Alle bulgarischen Schulen wurden geschlossen. Die Regierung versuchte eine großzügige serbische Ansiedelungspolitik. Dem Exarchat wurden Schwierigkeiten gemacht. Aber das alles dauerte nur ein Jahr. Mit Ausbruch des Weltkrieges waren alle inneren Kräfte Serbiens gebunden. Die von keiner Seite ernst gemeinten Verhandlungen um Mazedonien „bis zum Wardar“ begannen. Aber schon vor Ausbruch des serbisch-bulgarischen Krieges strömten die Freiwilligen scharenweise aus Mazedonien ins Königreich hinüber. Innerhalb acht Wochen ist die Provinz dann von den Bulgaren restlos erobert und besetzt worden. Kein fremder Soldat steht heute mehr auf ihrem Boden. Im Anfang freilich gab es hier und da ein paar diplomatische Verzögerungen. Solange das Verhältnis zu dem südlichen Nachbarn noch ungeklärt war, ging man in der Besetzung des an Griechenland stoßenden Teiles von Mazedonien sehr vorsichtig zu Werke. So kam es, daß in die Hauptstadt Südmazedoniens, in Monastir, nicht bulgarische, sondern deutsche Truppen als erste einzogen. Es war am 4. Dezember. Die ganze Stadt wogte auf den Straßen und am nördlichen Eingang. Seit dem denkwürdigen Tage der Einführung der türkischen Verfassung war Monastir nicht so freudig erregt gewesen. Die bulgarischen Infanteristen warteten schon stundenlang auf den nördlichen Hügeln außerhalb der Stadt. Da kam endlich auf der Chaussee von Prilep her in scharfem Tempo eine graue Doppelkette von Lanzenreitern angetrabt — eine Schwadron deutscher Husaren. Alle Glocken läuteten. Am Tor der Stadt erschienen weltliche und geistliche Würdenträger — mit Brot und Salz, Deputationen mit Fahnen. Unter Glockengeläute und Jubelrufen zogen unsere deutschen Reiter als erste in die vielumkämpfte Hauptstadt der Irredenta ein.

Heute nun ist Mazedonien erlöst. Auf einem großen Triumphbogen der Stadt sieht man zwei allegorische Frauengestalten: „Bulgaria“ und „Makedonia“. Um das Bild der letzteren ist eine zerbrochene Kette gemalt. Von den ehemaligen irregulären Bandenführern bekleiden die meisten jetzt Stellungen im Heer — zum Teil recht hohe. Auch die bürgerlichen Führer der Irredenta stehen heute an der Spitze der Zivilverwaltung. Der exarchistische Metropolit von Monastir ist heute ein mächtiger Mann.

Das alles sah man scharf im Spiegelbild der Feste, die hier am letzten Sonntag zu Ehren des Zarengeburtstages abgehalten wurden.

Digitized by Google

Alle Generäle küßten dem Metropoliten die Hand. Unter den grünweißroten Vereinsfahnen, die kirchlich gesegnet wurden, waren zwar viele neue, die nach dem 4. Dezember angefertigt waren, aber auch einige alte, die jahrzehntelang im Dunkel versteckt gestanden hatten. Beim Festmahl saß der Metropolit neben dem Armeeführer, alle kirchlichen, bürgerlichen und militärischen Führer der Irredenta auf einem erhöhten Podium. Man spielte Theater. Bauern und Bäuerinnen des unerlösten Mazedonien sitzen in der Spinnstube. Sie singen Volkslieder. Bulgarische Soldaten, auch ein deutscher und österreichisch-ungarischer, erscheinen auf der Bühne. Mädchen tanzen in den bunten mazedonischen Kostümen. Man feiert die Erlösung für alle Zukunft. Und am Abend sitzt der General zwischen zwei schmucken Bäuerinnen.

Willem Pott und die heulenden Derwische

Ein Brief.

Monastir, im März 1916.

Liebe Trina!

Im Betracht, daß ich hoffe, daß Du meine Karte aus Budapest wohl erhalten hast, melde ich Dir, daß wir drei seit fünf Tagen hier bei unserm Truppenteil wohlbehalten angekommen sind und bleibt es hoffentlich so. Die Reise war kolossal lang und sind wir hier fern von der Heimat, im Lande der Türken, wo Du ja von weißt, daß es früher grausame Räuber waren, jetzt aber unsere Verbündeten sind. Bis heut gefällt es mir sehr gut. Ist Essen knapp, so kaufen wir Eier und auch Fleisch, was freilich immer Hammel ist und furchtbar riecht. Auch Eier und Kartoffel werden in Hammelfett gebraten, indem das Schwein für die Türken ein unheiliges Tier ist — sagt ein Kamerad, der es weiß. Aber mach Dir keine Sorge um mir, Trina, wo ich jetzt viel weiter von Dir und dem kleinen Willem weg bin als in Belgien und Frankreich. Das Glück wird auch hier mit uns sein und wenn wir nach Hause kommen, und alles ist zu Ende, können wir auch miterzählen von fremde Länder und brauchen nicht immer still zu sein, für die andern wo zur See fahren und wollen alles gesehn haben, wovon man nichts glauben kann.

Liebe Trina, das, wo wir jetzt leben, ist wahrhaftig ein merkwürdiges Land, aber gestern das, mit den heulenden Derwischen, wirst sogar Du nicht glauben wollen und sagen, ich binde Dir eins auf, ist aber alles sichere Wahrheit, Trina, wo man doch kaum glauben kann, daß sowas möglich ist, unter Menschen, die ihre richtige Arbeit machen. Aber wie der eine nachher gesagt hat, sind es nicht Verrückte, sondern Barbier und Schneider und gewöhnliche fleißige Leute. Und nur einmal in der Woche werden sie verrückt und röcheln wie tote Schweine

Digitized by Google

und bohren sich mit Messern ins Fleisch. Also laß Dir erzählen, wie es kam.

Gestern morgen kommt Emil, der wo schon drei Wochen lang hier ist und sagt, ob wir die größte Sehenswürdigkeit des Gebietes sehen wollen, heulende Menschen in Extase, die sich zerfleischen in ein Kloster. Wir sollten um zwei Uhr an der Brücke sein und der Bulgarische Kamerad, wo Deutsch spricht, führte uns hin. Also glauben wir zuerst, es ist ein Jux, aber wir gehen. Unterwegs, im Viertel der Türken, treffen wir Deutsche und Bulgaren in derselben Richtung. Endlich kommen wir an eine Steinmauer mit Hof und Haus, wo Menschen am Eingang stehn und sich drängen. Da war es. Wir treten ein. Es war ein Kirchhof mit Marmortafeln und Goldschrift und bunte Blumen darauf. Und eine Sonnenuhr, so wie sie an unserer Kirche ist, hinten von Holz, diese aber lag und war auch von Marmor und auf jeder Marmortafel war in Stein gehauen ein Fez, welches hier der Nationalhut des Türken ist, rot mit Troddel, wann ich kann will ich dem kleinen Willem einen mitbringen.

Wir gehn nun in das Haus, wo viele Menschen am Eingang stehn. Ein Türke mit schwarzem langen Pastorenrock und einen weißen Fez auf, bringt uns über eine Treppe auf eine Galerie, wo man die Kirche ganz unter sich übersehn kann. Es ist ein viereckiger Raum. An der einen Seite stehn Särge. Da liegen die toten Derwische drin, einbalsamiert. Auch stehen da: eine Axt, eine Doppelaxt, gelbe Leuchter, eine rote Fahne mit goldner Inschrift, wo niemand lesen kann, an den Pfosten hangen Geweihe und alte Bilder und gestickte Sprüche wie Haussegen. An der andern Seite ist eine Nische, da hängen spitze Messer und Keulen, Mordwerkzeuge, wie im Panoptikum. Alle Wände hängen voll Bilder. Der Boden des Zimmers ist weiß gescheuert. Hammelfelle liegen in einem runden Kreis. Von den Hammelfellen sind ein paar schwarz und die weißen sind mit roter Farbe bestrichen. Es war noch viel mehr in der kleinen Kirche, Trina, und ist alles wortgetreu, wie ich es erzähle, aber ich hab einiges vergessen, weil es zuviel Teufelskram war, was sie aufgehängt hatten, zum Beispiel auch Straußeneier, viel größere als wo Heini von Afrika mitgebracht hat.

Indem wir stehen und niemand sagt etwas, kommen auf einer andern Galerie die Frauen an, wo hier verschleiert gehn, wie Du weißt und zu Hause und in der Kirche immer hinter einem Holzgitter stehen müssen, wo man sie nicht sehen kann. Dann ertönt ein langes Schreien von draußen, ganz plötzlich, und nun beginnt es. Zuerst der Führer der Derwische, den sie hier Scheich nennen. Wie er hereinkommt ist es ein alter Mann mit langen Haar wie eine Frau, mit langem wolligen Bart, man sieht nur die Augen. Er hat aufm Kopf eine schwarz und weiße Zwiebelmütze und ein Gürtel um den Leib mit einer großen Steinschnalle. Hinter ihm die Derwische, fünf schmutzige Männer in Pastorenröcken und weißem Käppi, einer war der, wo uns auf die Gallerie gebracht hatte. Sie kommen nun langsam herein und haben die

Digitized by Google

Hände über die Brust gekreuzt. Schuhe haben sie nicht an indem man überhaupt beim Volk der Türken seine Schuhe vor der Kirche draußen läßt, meistens auch vor den Stuben zu Hause. Sie haben schmutzige Strümpfe an und einer ein Loch beim Zeh. Aber keiner kümmert sich. Nun verbeugen sie sich alle vor der Nische, wo die Werkzeuge hängen und dann setzt sich der Alte allein vor die Nische auf ein Fell, die andern ihm gegenüber auch auf Felle, in der Mitte aber des ganzen Zimmers ein einziger vor quer, der wo mit dem Singen nun beginnt. Es ist aber kein Singen wie bei uns, Trina, und gar keine Lieder, sie singen mit krächzenden Stimmen, ganz wie es kommt und am meisten plappern sie im Chor. Verstanden habe ich nichts als manchmal das Wort „Allah", das ihr Gott ist, und auch das Wort „Mohammed" und „Muslim" — so nennen sich nämlich die Türken unter sich.

Eine Weile singen sie so und plappern. Es sind noch einige Türken reingekommen, was aber keine Derwische sind sondern nur Gläubige, die setzen sich an die Wand. Die Derwische konnte ich genau beobachten. Einer sah aus wie blödsinnig und aus Friedrichsberg entsprungen. Der, wo im Zivilberuf Barbier war, hatte aber ein schönes Gesicht und war noch jung und konnte niemand begreifen, was ein schmucker Mensch in den Jahren solchen Unfug macht wie nun anfing. Auf ein Kommando von dem Alten nämlich erheben sich alle und beginnen lauter zu singen und schneller. Und der Alte steht auf und geht hin und feuert sie an. Sie plappern immer lauter und ihre Gesichter werden rot. Sie machen die Augen zu und wackeln mit Kopf und Oberkörper immer hin und her. Was ich überhaupt vergessen habe, Trina, von Anfang an bei den Beten wackeln sie immer hin und her und manchmal, wenn sie richtig beten, heben sie die offenen Hände halb hoch, als ob man Regen auffangen will in der hohlen Hand. So geht es nu weiter. Immer doller schreien sie. Das Weiße von ihren Augen ist zu sehen. Sie sprechen gar keine Wörter mehr, sondern so wie „Hoihohoiho". Besonders wild ist ein Alter in der Mitte. Er schmeißt sich hin und her. Ein anderer tut so als ob er lacht. Der soll früher bei den Türken Offizier gewesen sagt der Bulgare. Endlich reden sie überhaupt nicht mehr. Sie keuchen und kröcheln und schnaufen und stöhnen, als ob sie Krämpfe oder Tobsucht haben und richtig verrückt sind und sofort abgeführt werden müssen. Und mit einmal stehen sie alle still und es ist aus. Und sie wischen sich den Schweiß ab und gukken sich um wie bei Zirkus Busch, wenn einer eine Spezialität fertig hat und verbeugt sich. So war es, Trina, und das machten sie drei Mal, immer doller, bis sie zuletzt nach Luft schnappen mußten. Aber das Schrecklichste kommt jetzt.

Mitten in den Getanze war ein Junge dazugekommen, auch mit solcher Derwischmütze aber ohne schwarzes Kleid, ein ganz zerlumpter Junge, mit hübschem Gesicht, vielleicht eben konfirmiert, aber mit ganz zerrissenen Strümpfen, wo der eine große Zeh ganz blank und rot rausguckt. Der Junge konnte die Gebete noch nicht richtig. Er war ein

Digitized by Google

Anfänger. Er tat uns leid, so arm und schwach sah er aus. Nu, denk Dir an, Trina, wo sie das dritte Mal mit dem Hopsen und Kröcheln zu Ende sind, da geht der Kleine vor nach den Alten, wo sie Scheich nennen. Der nimmt eine lange Nadel aus der Nische wo all die Instrumente hängen und diese Nadel sticht er den Kleinen durch beide Backen, daß sie stecken bleibt wie eine lange Hutnadel ins Haar von einer Frau. Und es kam kein Tropfen Blut. Und der Kleine geht zurück. Und dann fängt noch ein mal das Plappern an und er plappert mit, und kann den Mund kaum aufkriegen von wegen der Nadel. Zuerst denke ich mir, es ist Schwindel und die Nadel geht gar nicht ganz durch. Aber beim Singen konnte man sie richtig sehen. Und als diese Nummer fertig war und der Kleine zurückgeht, zieht der Alte ihn die Nadel raus und da erscheint in seiner Backe von außen das Blut und er wischt es ab. Nu war der Kleine aber ganz bleich.

Den Beschluß machten zwei Alte, die sich mit Bohrern in den Hals bohrten. Aber das glaub ich war Schwindel. Denn ich habe kein Blut gesehn. Sie drehten eine Keule, die unten spitz war, ganz wild herum wie ein Kreisel und setzten sie sich dann auf die Brust mit der Spitze nach unten, wo sich immer noch drehte. Es gab einen roten Fleck, mehr nicht, und so glaube ich, war es bloß ein Kunststück, indem sie die Keule durch ein Geheimnis hoch hielten. Aber das mit dem Knaben war kein Schwindel, indem als es zu Ende war, rief der bulgarische Kamerad den Knaben draußen heran und da sahen wir das Loch in der Backe richtig vor uns.

Liebe Trina, dies mit den Derwischen habe ich Dir genau erzählt, damit Du auch einmal lernst, was es alles auf der Welt gibt und was man zu sehen kriegt in fernem Land. Wenn es eines zu Hause nicht glauben will, so laß nur bis ich komm und es ihnen erkläre. Wenn Du den Pastor siehst, erzähl es und lies ihm das Stück aus dem Brief ruhig vor. Er soll wissen und sagen, ob denn das auch Religion ist oder Blödsinn wie ich es auffasse. Jetzt muß ich Essen holen. Aber ich schreib Dir morgen mehr. Die Mädchen und Frauen wo betteln hier haben rotgemalte Fingernägel und viele andere Eigentümlichkeiten. Also für Dich und den Kleinen Willem einen Gruß aus dem Türkenland und morgen mehr.

Dein treuer Willem.

P. S. Auch tragen die Frauen und Mädchen hier keine Röcke, sondern Pumphosen, und nennt Emil diese Hosen daher Gasballons. Schluß. D. O.

Digitized by Google

Im Wallachendorf

Monastir, 5. März 1916.

Erst in den letzten Jahren hat man in Deutschland erfahren, daß es auf dem Balkan, abgeschnitten von ihrem Mutterlande, verstreut in kleinen Gruppen, eine große Anzahl von Rumänen gibt. Diese Rumänen oder Kutzowallachen waren bisher national nicht geeinigt. Sie gehörten kirchlich durchgehends dem griechischen Patriarchat an, sprachen teils griechisch, teils bulgarisch, teils ihren eigenen rumänischen Dialekt und hatten keine eigenen nationalen Ziele. Erst der Kampf der übrigen christlichen Rajah um das türkische Erbe hat sie in Gärung gebracht. Von außen, aus dem Mutterlande her, ward eine eigene kirchlich-nationale rumänische Bewegung entfacht, die durch die reiche Unterstützung wohlhabender hochgekommener Kutzowallachen bald ziemliche Erfolge erzielte. Rumänische Schulen und Gymnasien wurden gegründet. Bibliotheken und Vereine entstanden. Endlich spalteten sie sich auch kirchlich von den Griechen ab. Bis auf einen kleinen Teil unterstellten sie sich den unabhängigen Metropoliten Rumäniens.

Über die Stärke dieser versprengten kutzowallachischen Gruppen gibt es keine ganz verläßlichen Angaben. Meistens schätzt man sie auf 150 000. Andere berechnen sie auf weit über das Doppelte. Sicher ist, daß von allen Balkanvölkern sie sich am stärksten vermehren und daß Griechenland und Bulgarien, innerhalb deren Grenzen sie wohnen, dieser rumänischen Nationalbewegung große Aufmerksamkeit zuwenden.

Ihre Hauptsitze sind in Griechenland. An den Abhängen des Pindusgebirges in Thessalien, an der Westküste, Korfu gegenüber, ja im südlichen Griechenland, auf dem Peloponnes, wohnen sie zu Tausenden mit ihren reichen Viehherden. Hier in Thessalien haben sie im Mittelalter sogar eine Zeitlang einen eigenen wallachischen Staat gehabt. In Mazedonien leben sie ebenfalls als Schafhirten. Wegen ihres schwarzen Herdenviehs tragen sie auch den Namen Morovlachi, das heißt Schwarzwallachen. In Mazedonien und Bulgarien jedoch treiben sie neben der Schafzucht auch Handel. Schon trifft man in ganz Bulgarien zahllose rührige Krämer und Händler, die einst auf den Bergen das Vieh hüteten. Jeder Kutzowallache handelt im Winter. Während des Sommers wohnt er auf den Bergen in eigens erbauten Hüttendörfern. Im Herbst zieht er in die Stadt. Hier verkauft er und bearbeitet er Felle, röstet an den Straßenecken Kastanien oder sucht als Hausknecht und Stiefelputzer Verdienst. Er ist geschickt und scheut keine Arbeit. Wie der Grieche hat er große kaufmännische Talente. Der Pelzhandel war früher fast ganz in den Händen der Kutzowallachen. Janina, Kastoria und Ochrida standen mit Leipzig, Wien, Triest und der jährlichen Fellmesse in Usundschowa bei Adrianopel in regem Verkehr. Zahlreiche Kutzowallachen wurden reich, siedelten in die Großstädte über und sitzen dort heute noch als angesehene Familien. Zu

ihnen gehört unter anderen die bekannte Familie Dumba in Wien, deren Namen der letzte österreichische Gesandte in Amerika trug.

In der Ebene von Monastir gibt es zahlreiche Wallachendörfer. Sie liegen an den Hängen des Kaimaktschalan, der Peristeri. Fast alle hochgelegenen Dörfer sind stark mit wallachischen Herdenbesitzern vermischt. In Monastir selber gibt es wenige Wallachen, aber ein wallachisches Gymnasium und eine rumänische Kirche. Sonntags kommen die Leute zu Tal. Mancher Sohn eines einfachen, aber fleißigen Schafhirten besucht hier in Monastir das rumänische Gymnasium. Wie die hiesigen bulgarischen Mazedonier wandern auch die kutzowallachischen gern aus. Aber nur auf gewisse Zeit. Sie arbeiten eine Anzahl Jahre in Amerika, schicken fleißig Geld und kehren dann zurück. Daraus erklärt sich die merkwürdige Tatsache, daß man hier auf den abgelegensten Dörfern plötzlich mit einem einfachen Bauern englisch reden kann.

Der Besuch eines kutzowallachischen Dorfes bietet eine Fülle interessanter Beobachtungen. Anstatt der kleinen verfallenen Holzhäuser sieht man moderne solid aufgeführte Steinbauten — von amerikanischer Nüchternheit zuweilen. Jetzt im beginnenden Frühjahr sind die Männer mit den Herden schon oben in den Bergen. So ist das Dorf von Männern ganz verwaist. Nur der alte Pope füttert auf dem Hof seiner stattlichen Wirtschaft eine Schar von Kücken. Sonst sieht man nur Frauen und Kinder. Die Frauen sind auch bei der Arbeit (beim Waschen, beim Spinnen, beim Backen) gekleidet in die farbenprächtige Tracht der mazedonischen Bäuerinnen — weiße Röcke mit schwarzroter Stickerei, weite Ärmel mit buntem Besatz, bunte Mieder und am Sonntag eine reichgestickte Doppelschürze. Überraschend ist ihr Gesichtstypus, schmale, zum Teil edelgeschnittene Gesichter, von zartestem Teint, dazu tiefschwarze gescheitelte Haare und kluge, schöne Augen — echte Rumäninnen, nicht wie in Bukarest, aber wie wir sie im rumänischen Ungarn gesehen haben. Sie verblühen schnell, aber sie sind eine andere Rasse, lebendiger, gesprächiger und europäischer als die übrigen Bewohner Mazedoniens. Das sieht man mehr noch an den Kindern. In keinem Dorfe sahen wir so viel Kinder als bei den Wallachen. Und die Kinder noch schöner als die Frauen. Zutraulich, intelligent, gelenkig — ohne bäuerische Plumpheit, alle verschieden, unter zehn Knaben fünf Modelle. Einer war auf unser Auto gesprungen und fuhr den Berg mit uns hinab. Er stand auf dem Trittbrett rechts von mir — ich konnte sein lachendes Gesicht genau studieren, wie sein Haar in die Stirn fiel, wie er seine kleine Angst bezwang, wie er jauchzte und sich schüttelte — eine alte, rührige Rasse, äußerlich von adeliger Züchtung.

Das Innere der Häuser ist von puritanischer Einfachheit. Vielleicht war einiges aus Angst vor dem Kriege fortgeschafft auf die oberen Berge. Aber alle Zimmer waren von ganz unbalkanischer Sauberkeit. In einer Stube stand eine mazedonische Wiege mit einem Säugling. Die Mutter führte uns hinein. Ein paar Stücke Papier lagen auf dem Boden. Erschreckt sprang sie hinzu und hob sie auf. So etwas haben

Digitized by Google

wir seit dem Donauübergang nirgends gesehen. Und wie praktisch diese Stuben gebaut waren. Alle Schränke waren eingebaut in die Wände. Große Fenster. Hier und da ein steinerner Balkon — von Eisen getragen. Alles macht einen nüchternen, sauberen und doch wohlhabenden gediegenen Eindruck — so völlig überlegen dem Orient, der uns sonst hier umgibt. Freilich stammt zweifellos ein gut Stück dieser modernen Kultur aus Amerika — importiert von den Rückwanderern.

In dem Völkergemisch des Balkans sind die Kutzowallachen die am wenigsten zahlreichen. Trotz ihrer hohen Vermehrungsrate wird man ihnen kaum eine eigene nationale Zukunft voraussagen können. Aber mit ihren Talenten und ihrem Fleiß werden sie auch nie untergehen. Die herrschenden Balkanvölker selber haben daran kein Interesse. Die Kutzowallachen sind ein gutes Ferment für den langen Weg der Entorientalisierung, den die Balkanstaaten nach dem Kriege vor sich sehen.

Die heilige Stadt der Bulgaren

Ochrida, 7. März 1916.

An einem grünen Bergsee gelegen, der die Größe des Bodensees fast erreicht — umgeben von verschneitem Hochgebirge — auf einer felsigen Halbinsel, die in den See hinausragt — gekrönt von den riesigen Ruinen zweier Kastelle — bunt, mittelalterlich verbaut, voll Kirchen und Kapellen, hie und da eine uralte Plantane, zwischen verfallenem Gemäuer rosa blühende Mandelbäume, auf der Spitze des Kirchenbergs eine klobig würfelförmige bulgarische Schule, aus der ein Chor von bulgarisch buchstabierenden Kinderstimmen schallt — das ist Ochrida, die heilige Stadt der Bulgaren.

„Es liegt eine Krone tief unten im Ochridasee, aus reinem Gold und geschmückt mit rotem Rubin, und wer diese Krone sein eigen nennt, der ist König von Solun und König über den ganzen Balkan“ — so singen die Bulgaren. Solun ist Saloniki. Und nicht ohne Grund ist dieses Lied eine Nachdichtung eines unserer bekanntesten Rheinlieder. Ochrida ist den Bulgaren heilig, wie den Deutschen der Rhein — in Zukunft noch mehr als bisher eine Pilgerstätte nationaler Romantik. Und die Natur hat den Bulgaren diese Romantik leicht gemacht. Ochrida ist die schönste Stadt der Balkanhalbinsel. Auf einer Landzunge am Ostufer plante der serbische Thronfolger den Bau eines glanzvollen Schlosses. Wenn alle Wünsche der Bulgaren in Erfüllung gehen, wird hier bald eine neue Zarenburg erstehen, an Stelle der alten von König Samuel.

Ochrida liegt hart an der albanischen Grenze. Am Westufer des Sees beginnen die ersten rein albanischen Dörfer. Die Stadt selber ist stark mit Albanern durchsetzt. Alle hiesigen Albaner sind mohammedanisch. Ihre christlichen Einwohner hingegen sind zum großen Teil bulgarische Mazedonier — bis vor kurzem freilich mit stark griechischen

Digitized by Google

Sympathien. Denn die Griechen bildeten hier wie anderswo die soziale Oberschicht der städtischen Bourgeoisie. Dazu kam, daß das griechische Patriarchat alle seine kirchlichen Angehörigen als slawophone Griechen ansah. Als J. G. von Hahn 1863 seine berühmte Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar machte, fand er hier in Ochrida zwar eine eigene bulgarische Gemeinde, die sich für den Kern der Stadtbürgerschaft hielt, aber beim Gros der christlichen Bevölkerung waren damals noch die griechischen Sympathien bei weitem vorherrschend. „Sie wollen Griechen, keine Slawen sein, obwohl die Männer das Griechische in der Schule erst erlernen müssen, da das Bulgarische durchweg Haussprache ist. Wir haben daher auch in Ochrida nur ein Frauenzimmer gefunden, welches Griechisch sprach." Das wurde erst mit dem Auftreten der bulgarischen Propaganda anders, die hier in Ochrida einen ihrer rührigsten mazedonischen Sitze hatte. „Seid ihr Griechen, weil eure falschen Popen in der Kirche griechisch predigen?" fragten die Propheten des bulgarischen Nationalismus. „Auch eure Haussprache, das verachtete Bulgarisch, ist heilig. Werft daher die falschen Popen aus euren Kirchen und schließt euch unserer bulgarischen Nationalkirche an, die hier in Ochrida ihren heiligen Anfang nahm." Von da an gab es Zwietracht und Kampf im ehemaligen Sprengel des alten Clemens. Es kam zu förmlichen Straßenschlachten in Ochrida. Analphabeten kämpften wütend um die Frage, ob in der Clemenskirche griechisch oder bulgarisch gepredigt werden sollte. Aber die Bulgaren siegten. Zwar brachte das einjährige serbische Interregnum (1913—1914) noch einmal einen kurzen heftigen Rückschlag. Alle bulgarischen Priester mußten auswandern, alle ihre Schulen wurden in Mazedonien geschlossen. Aber heute herrschen sie unumschränkt. Auch in den griechischen Klöstern am See muß heute bulgarisch gepredigt und gesungen werden. Sweti Clement mit seinen heiligen Erinnerungen ist wieder Bischofskirche geworden. Ochrida, die Wiege des Exarchats, die Residenz vor tausend Jahren, ist befreit. Alle Nichtmohammedaner antworten heute auf die Frage nach ihrer Nationalität: „Bolgarski".

Ochrida, die Wiege des Exarchats, die Residenz vor tausend Jahren! Mit einem rührenden Fanatismus wird einem hier jede alte Inschrift, jedes Bild, jede Mauer gezeigt, die die historischen Rechte der heutigen Sieger beweisen. Da wurde vor vielen Jahren in der Sweti-Sophia-Kirche, die jahrhundertelang eine türkische Moschee war, eine alte griechische Inschrift gefunden: „Das Zelt errichtend lehrt er allweise das gotterschienene Gesetz den Mysischen Völkern." Niemand weiß, von wem eigentlich die Rede ist und wer das Zelt errichtete. Aber die „Mysischen Völker" — das sind wir — die Bulgaren — erklärt uns strahlend der Erzbischof in seiner neubezogenen Wohnung, von der man den ganzen See überblicken kann. — Da wird seit altersher in der bulgarischen Gemeinde von Ochrida eine kostbare Plattstichdecke aufbewahrt, eine Altardecke aus schwerem roten Seidenstoff, hie und da schon stark beschädigt, in der Mitte ein Fronleichnam zwischen zwei

Digitized by Google

Engeln, in den vier Ecken die Symbole der vier Evangelisten, wobei der gebräuchliche Löwe des Marcus merkwürdigerweise durch einen kleinen heidnischen Rundtempel ersetzt ist. Diese Decke trägt die gestickte Inschrift: „Gedenke, o Hirt der Bulgaren, bei Deinen Opfern des Herrschers Andronikus Paläologus.“ Dieser Andronikus war ein byzantinischer Kaiser, der um 1300 regierte. Unter ihm hatte Serbien durchaus die Vorherrschaft auf dem Balkan. Bulgarien befand sich im Verfall. Der Byzantiner schenkte dem bulgarischen Erzbischof diese Decke mit obiger Mahnung, die bei seiner Bedrängnis durch die Serben nicht ohne politischen Beigeschmack ist. Diese Decke erinnert also durchaus nicht an das Heldenzeitalter der Bulgaren. Aber ihre Inschrift beweist, daß hier in Ochrida vor 600 Jahren ein anerkannter bulgarischer Erzbischof saß. Und darum ist sie heilig. Und der Erzbischof streicht mit seinen dicken weichen Händen liebkosend über das alte Tuch. — Noch seltsamer berührt den Außenstehenden eine andere Inschrift, zu der jeder geführt wird. Sie befindet sich in der Clemenskirche und enthält die Worte „Duschan, Zar der Bulgaren, Serben und Griechen“. Ein jeder von uns denkt an die für Bulgarien so traurige Zeit des 14. Jahrhunderts, wo das ganze Bulgarenreich vernichtet war und die großserbische Idee ihren höchsten Triumph erlebte. Nicht so die Bulgaren. Die sehen hier nicht zuerst das Zeugnis einer unglücklichen Epoche aus der Vergangenheit, sondern vor allem den Beweis, daß die Bulgaren in diesem Teile des serbischen Großreiches eine Art natürlichen Vorrang inne hatten. Denn warum sind sonst auf dieser Tafel die Bulgaren als Erste genannt? Dabei haben die Bulgaren diesen turbulenten historischen Fanatismus durchaus nicht nötig. Ihre Rechte auf dieses Land liegen unantastbar in der Tatsache, daß das Bulgarische hier längst vor aller Propaganda die Sprache der christlichen Volksmajorität war, und wenn historische Rechte gelten sollen, so sind die bulgarischen unzweifelhaft mindestens ebenso alt und gewichtig wie die der Griechen und Serben. Hier am Ochridasee wirkten die beiden Apostel der Bulgaren, Clemens und Naum, beide in bulgarischer Sprache das Evangelium predigend. Hierhin zogen sich die bulgarischen Könige im 10. Jahrhundert vor der östlichen Russenflut zurück. Insonderheit König Samuel wohnte zuerst in Wodena (südlich Monastir, heute griechisch), dann in Preßba (am gleichnamigen See, der vom Ochridasee durch eine hohe Felsenwand getrennt ist), endlich in Ochrida. Er ist als der Gründer des bulgarischen Exarchats anzusehen, indem er nach dem Untergang des ostbulgarischen Reiches sich auch kirchlich von Byzanz und dem dort residierenden Patriarchen lossagte, eine eigene bulgarische unabhängige Nationalkirche (Echarchat) gründete und den Bischof von Ochrida zum Metropoliten dieser Kirche machte. Diese unabhängige bulgarisch redende Kirchengemeinschaft hat das Schicksal des bald zerfallenden bulgarischen Reiches, ja die ganze Zeit der Türkenherrschaft siegreich überdauert und ist erst im 18. Jahrhundert erloschen. Nur wer die Zusammenhänge zwischen kirchlicher

Digitized by Google

und nationaler Propaganda auf dem Balkan kennt, kann ermessen, von welcher Bedeutung die Erinnerung an diese alte unabhängige bulgarische Kirche für die Entstehung eines modernen bulgarischen Nationalgefühls immer gewesen ist. Mit dem Erwachen dieses Nationalgefühls im 19. Jahrhundert entstand aufs neue das Streben nach einer bulgarisch redenden Kirchen- und Schulgemeinschaft. Lange bevor es einen bulgarischen Staat gab, war das Exarchat wieder erneuert (1870). Und von da an ist nationalistische und kirchlich-exarchistische Propaganda immer dasselbe gewesen, zuerst in Ostrumelien, nach dessen Einverleibung in Mazedonien. So zog gleichzeitig mit dem General der ersten bulgarischen Armee der vertriebene Erzbischof in Ochrida ein. Und wie sich dieser als legitimen Nachfolger des heiligen Clemens fühlt, so Zar Ferdinand als Nachfolger der alten großbulgarischen Zaren des früheren Mittelalters.

Uns Westeuropäern, die wir die nationale Einigung mehr oder minder lange hinter uns haben, kommt die Fahnen- und Inschriftenromantik dieser jungen wiedererstandenen Balkanvölker manchmal naiv und kindlich vor. Aber unsere Großväter in Deutschland haben sie noch mitgefühlt. Ohne die historische Volksromantik am Anfang des 19. Jahrhunderts kein Deutsches Reich, keine lebendige schaffende Volksgemeinschaft, wie wir sie in diesen Tagen, in diesen Jahren staunend erleben. Und so auch hier. Ohne die Romantik von Ochrida kein lebendiges Bulgarien der Zukunft!

Ochrida von heute

Ochrida, 7. März 1916.

Dies ist die westlichste Stadt Mazedoniens, und auch hier sieht man ab und zu noch deutsche Soldaten. Ein paar Flugzeugmonteure, die einen niedergegangenen österreichischen Apparat bergen und reparieren. Ein paar Kraftfahrer, die einen deutschen Pionieroberst hergebracht haben (der Oberst interessiert sich für die Schützengrabentechnik der Bulgaren an der griechisch-albanischen Grenze). Ein Generalarzt, der die Gegend auf Malaria und ihre Bekämpfungsmöglichkeiten durchstreift. Kleinere Abteilungen Infanterie, die von den Albanern angestaunt werden. Sonst sieht man nur noch Bulgaren und ab und zu einen Donauverbündeten. (So den neuen österreichisch-ungarischen Konsul für Elbassan, der mit seiner Frau vor ein paar Tagen hier durchreiste.) Hinter Elbassan beginnt das italienische Kriegstheater. Von den höchsten Schneegipfeln, die im Westen auf Ochrida blicken, sieht man das Adriatische Meer.

Die Bulgaren sind ein junges Volk. Sie wollen mit allen Mitteln modern sein. Sie kamen nach Ochrida und fanden das Seeufer der

Digitized by Google

Stadt verbaut mit alten winkligen Häusern. Nirgends in der Stadt gab es einen freien Platz mit Ausblick auf den See — auf ihren herrlichen grünen See von Ochrida. Wir Westeuropäer entbehrten das nicht. Wir streifen entzückt durch die Gassen des mittelalterlichen „Varosch" (Christenviertel) mit ihren hohen vorgebauten Giebelhäusern, mit ihrem Festungstor und Mauerresten. Wir klettern gern gebückt durch enge, schmutzige Höfe, um uns plötzlich in einem verschwiegenen kleinen Privatgarten durch den Anblick der weiten grünen Seefläche überraschen zu lassen. Die Bulgaren haben nicht viel Sinn für diese Romantik des Winkligen. Sie lassen in Ochrida jetzt Haus neben Haus abreißen. In ein paar Wochen wird es hier eine breite, freie Seepromenade geben. „In ein paar Jahren, Gospodin, wenn Ihr wiederkommt, dann hat Ochrida große Hotels, elegante Boulevards, schöne moderne Steinhäuser. Ihr werdet staunen." Sie sind wirklich ein sehr junges Volk, diese Bulgaren.

Die Türken stehen daneben und sehen traurig ihre alten Wohnungen zusammenfallen, ihre traulich behüteten Haremliks, die jetzt mit ihren bunten Wänden zerfetzt in die Sonne ragen. Auch ein alter Friedhof von ihnen wird geräumt. Sie kommen mit Hacke und Spaten und graben ihre Toten aus. Ein angesehener Beg der Stadt zeigt uns den Schädel seines Urgroßvaters, den er vorsichtig in eine bereitgestellte Kiste packt. Auf der Holzkiste steht in deutschen Buchstaben „Pschorrbräu, München".

Aber die Bulgaren bringen noch andere Dinge nach Ochrida. Oben auf dem Hügel der Heiligen Clemenskirche neben der Schule, wo einige Lehrersoldaten von morgens bis abends der Ochridaer Jugend ihren allzuharten mazedonischen Dialekt austreiben, da oben liegt ein kleines Soldatentheater. Sie üben schon seit mehreren Wochen — neben den Soldaten einige mehr oder minder reizende Dilettantinnen der Stadt. Es ist sicher das erste Theater in diesem weltfernen kleinen Bischofssitz an der Grenze Albaniens. Sie haben alles selber gezimmert, gemalt, geschneidert — Kulissen und Kleider. Sie spielen ein historisches Drama aus der Kriegszeit Großbulgariens, jener Zeit, wo bei Griechen und Bulgaren, Serben und Byzantinern das Blenden Hunderter, ja Tausender von Gefangenen ein Hauptsport der Kriegführung war. Das Stück heißt: „Borislav". Ein junger Schauspieler aus Emanuel Reichers Berliner Schule führt die Regie. Am Schluß des Dramas werden zwei Griechen zum Blenden abgeführt.

Vom Clemenskirchenberg sieht man das schönste Landschaftsbild von Mazedonien vor sich. Man sitzt auf einem der alten marmornen Meilensteine der Via Egnetia, die hier wie in Struga verschleppt umherliegen. Hundert Meter unter einem glitzert das grüne Meer. Herden von kleinen Tauchern tummeln sich und ziehen lange Streifen in die glatte Fläche. Bald sanft in braunen Hügeln, bald steil in grauen schroffen Felsen steigen die Berge rings um den See auf, alle mit ihren Kuppen in den Schnee ragend. Obschon der See an 40 Kilometer lang ist,

Digitized by Google

sieht man an seinem südlichen Ende deutlich das weiße Kloster des Heiligen Naum. Über dem Kloster die Berge sind Griechenland. Auch links und rechts an den Uferbergen, bald mitten am See, bald über den braunen Dörfern, die wie Grind an dem kahlen Karste hängen, überall tauchen weiße Klöster auf. Zwischen den rosafarbenen Blüten der Kirschen im Tal und den weißen Schneehalden des Hochgebirges läuten die Abendglocken der Klöster über den See.

Während unten in der krummen alten Stadt um die berühmte hundertjährige Platane Ochridas die bulgarischen Soldaten ihren Horo tanzen, beginnt hinter uns in der Clemenskirche der Abendgottesdienst. Wir treten in den alten Ziegelsteinbau, der als Ganzes äußerlich dem Choranbau unserer mittelrheinischen romanischen Dome ähnelt (Mainz, Worms, Speyer). Die an sich schon kleine Kirche ist innen überladen und vollgepfropft von Fahnen, Lampen, Bildern, zwei schöngeschnitzten Thronsesseln, einem schönen Sarkophag des Heiligen — alles liegt in einem stumpfen Halbdunkel, das durch kein buntes Fensterlicht gemildert wird. Quer durch den Raum, hoch bis an die Decke, zieht sich die Bilderwand (Ikonostas), die jede orthodoxe Kirche in zwei Teile schneidet. Die bunten Bilder sind durch das viele Kerzenlicht verräuchert. Nur die Hände der Heiligen, aus geschlagenem Silber verfertigt, leuchten geisterhaft. Diesseits der Bilderwand stehen sechs Popen und lesen bei flackernden Kerzen abwechselnd aus einem abgegriffenem Buche. Diese Popen sehen draußen auf der Straße mit ihrem Röhrenbarett, unter das sie ihre Haare in einem losen Zopf versteckt haben, ganz freundlich und menschlich aus. Jetzt wallt ihnen ihr langes schwarzes Haar unordentlich und wild über die Schultern. Sie lesen mit schreiender, plärrender, grober Stimme, mit ungelenken Bewegungen. Bei dem flackernden, trübgelben Licht, das ihre Schatten riesengroß an die Wand wirft — so können die Priester des Baal oder der Iris oder der Heiligen Feme ausgesehen haben. Während sie unaufhörlich singen und sich verneigen, hat sich in der Mitte der Bilderwand eine Halbtür geöffnet und im Hintergrunde wird ein alter Graubart sichtbar, der schweigend am Altar, auf dem das Heiligste ruht, seine Hantierungen beginnt. Eine halbe Stunde dauert diese lärmende Zeremonie. Mehr als andere erinnert dieser griechisch-orientalische Gottesdienst an ein geistliches Schauspiel, an eine geistliche Aufführung. In der Tat leitet er ja seinen Ursprung auch direkt vom griechischen Theater her. Wie beim Theater ist hier der Gläubige lediglich passiver Zuschauer. Die heilige Handlung spielt sich getrennt von ihm in einem besonderen Raume ab. Zwischen Bühne und Zuschauer sind noch die Priester eingeschoben. Die Zuschauer bestanden hier aus drei alten Frauen, die ab und zu den kalten steinigen Boden küßten. Als wir aus dem schwelenden Kerzenduft der Kirche traten, lag auf den Bergen der rote Hauch der Abendsonne, die hinter Albanien verschwunden war.

Ochrida möchte gern eine Fremdenstadt werden. Seine ausnehmend schöne Lage auf einer Landzunge in einem riesigen Bergsee, sein an-

Digitized by Google

genehmes Klima, das wegen der hohen Lage (880 Meter) gerade im Sommer viele Vorzüge hat, seine reichen geschichtlichen Erinnerungen werden in Zukunft, bei besserem Verkehrsanschluß an das mazedonische Bahnnetz, viele Reisende anziehen. Aber heute fehlt hier noch alles. Dabei ist der Geschäftsgeist der meisten Einwohner so kleinlich-gierig, wie wir es bisher im ganzen Balkan nicht erlebt. Das macht zum Teil die starke Versetzung mit albanischen Elementen. (Wie denn überhaupt Albanien, sobald es aus seinem romantischen Dunkel erst in das Licht der europäischen Kenntnis rückt, sehr viele seiner bisherigen Bewunderer grausam enttäuschen wird.) Schon hier am Ochridasee kennt man kaum noch die noble freie Art des Verkaufens und Kaufens, die bei den Türken so anziehend wirkt. „Nicht nur die Stadtbewohner, auch die Bauern sind hier intelligent, aber ihre Intelligenz ist auf Findigkeit und Gewinn gerichtet. Im Zusammenhang damit stehen ihre ausgearteten Begriffe von Moral und Ehrlichkeit. Gewinnsucht ist ihr überwiegender Gemütszustand und jede Methode, die zu diesem Ziele führt, wird benutzt," sagt der serbische Historiker J. Cvić über die Bewohner des mazedonischen Seengebietes. Auch die Bulgaren hängen am Gewinn. Aber sie sind fleißig, nüchtern, sparsam. Hier in Ochrida haben wir die erste Spielhölle gesehen. Von frühmorgens 7 Uhr ab bis tief in die Nacht würfelt man bei Schnaps (Rakia) und Wein in einem geheimgehaltenen Zimmer. Ab und zu torkelt ein Betrunkener — den Fez schief auf dem geröteten Kopfe — hinaus und hinein. Es waren durchweg Albaner — Glieder dieses vielbeschriebenen „stolzen Urvolkes" der Halbinsel. Ein Urvolk mögen sie sein. Aber soviel Bordelle wie in der kleinen albanischen Hauptstadt Elbassan gibt es weder in Belgrad noch in Sofia. Und unsere der serbischen Rückzugsarmee in Südalbanien entsprungenen Gefangenen, die von den Albanern ohne Ausnahme buchstäblich bis aufs Hemd ausgeraubt wurden, wissen ebenfalls von den Sitten dieses „stolzen Bergvolkes" ein Lied zu singen.

Wo die künftige Westgrenze Bulgariens verlaufen wird, kann heute niemand sagen. Aber daß Ochrida bulgarisch bleibt, daran zweifelt, nein, darüber redet heute kein Bulgare mehr. Schon einmal ist die Stadt den Bulgaren zugesprochen worden — im Frieden von San Stephano. Damals mußten sie zähneknirschend verzichten. Heute dürfte kein Heer nach Sofia zurückkehren, das das heilige Ochrida in fremden Händen gelassen hätte. Aber davon spricht, daran denkt niemand. Nur jener alte Türke, der uns neulich den Schädel seines Urgroßvaters zeigte, lächelt geheimnisvoll, wenn man ihn nach der Zukunft dieses Landes befragt. Er hat die Türken und Serben hier miterlebt und nun die Bulgaren, er kennt das griechische und das albanische Komitee. Er ist mit allen gut Freund. Er hat uns vor ein paar Tagen in sein Haus geladen und erzählte uns viel von seiner österreich-freundlichen Gesinnung. Aber gestern entdeckte ich in einem Laden eine Postkarte, auf der er im brüderlichen Verein auch mit den früheren serbischen Behörden abgebildet war — in seinem Gesicht jenes geheimnisvolle Lächeln.

Digitized by Google

Die letzten Schüsse

Struga, 8. März 1916.

Hier in Struga, im westlichen Zipfel Mazedoniens, am Fuß der mittelalbanischen Berge, hier fielen die letzten Schüsse des serbischen Feldzuges. Hier an der alten Drinbrücke, wo Mazedonien endet und das rätselhafteste Land Europas beginnt, hier sammelten die Serben, bis zum letzten Augenblick von wildem Mut erfüllt, ihre letzten Kräfte. Das Gefecht von Struga beschloß die bulgarische Befreiung Mazedoniens. Was sich seitdem in Albanien selber abgespielt hat, gehört schon zum Kampf um Valona.

Es ist bei uns ziemlich unbeachtet geblieben, daß nach den albanischen Wirren, die zur Abreise des Prinzen von Wied führten, die Serben Mittelalbanien bis Elbassan besetzt hatten. Auch während des ganzen Krieges ist diese alte Hauptstadt der Arnauten von Serbien besetzt gewesen, und man kann heute ruhig annehmen, daß bei einem Sieg der Entente hier bei Elbassan die Grenze zwischen dem serbischen und italienischen Gebiet des aufgeteilten Albanien gelaufen wäre. Der erbitterte Widerstand der Serben noch hier bei Struga, die Tatsache, daß sie im letzten Augenblick noch die frischen Besatzungstruppen von Elbassan herbeiriefen, um die Drinlinie zu halten, sowie die immer erneuten Widerstandsversuche in den albanischen Bergen, am Skumbifluß, um Elbassan, lassen daher vermuten, daß die Serben bis zuletzt Mittelalbanien zu halten hofften, und daß sie dabei auf kräftige italienische Rückendeckung und Verstärkung rechneten.

Die bulgarische Brigade, die hier durch ihre kühnen Operationen und durch die Tapferkeit eines schon oft genannten Regimentes den serbisch-bulgarischen Krieg beendete, war merkwürdigerweise dieselbe, die ihn Anfang Oktober mit dem Handstreich auf die Pässe von Knajevac begonnen hatte. Diese Brigade hatte im März 1912 mit den Serben gemeinsam vor Adrianopel gelegen, und der Kampf gegen die ehemaligen Verbündeten war ihr — wie der knorrige Kommandant sich ausdrückte — eine Sache „de vengeance personelle" geworden. Nachdem sie die Pässe von Knajevac besetzt und den Timokfluß forciert hatte, war die Brigade über Aleksinac nach Nisch marschiert. Südlich dieser eben eingenommenen Feste geriet sie in die schweren Durchbruchskämpfe von Leskovac und Vranje, wo die Bulgaren vor der serbischen durch eine Übermacht geführten Stoßkraft eine Zeitlang einen schweren Stand hatten. Von da wurde sie in Eilmärschen über Üsküb nach Mazedonien beordert und erhielt hier die Aufgabe, den Abzug des Feindes auf der einzigen Querstraße Mittelalbaniens, der Straße Struga-Elbassan-Durazzo, zu hindern oder empfindlich zu stören. Anfang Dezember war die Brigade von Kicevo her über die Wasserscheide zwischen Drin und Wardar in der Ebene von Struga eingerückt. Am 11. Dezember fand das Gefecht an der Brücke mitten in Struga statt — an sich ein

Digitized by Google

kleines, wenn auch erbittertes Nachhutsgefecht, aber der Erinnerung wert, weil es das letzte bulgarische Gefecht um Mazedonien, das letzte serbische Gefecht innerhalb der eigenen Grenzen war.

Die Ebene von Struga ist dem See von Ochrida in seiner Nordspitze vorgelagert. Sie wird reichlich bewässert von dem Schwarzen Drin, der den einzigen Abfluß des großen Ochridasees bildet (dieser Schwarze Drin zwängt sich mitten durch das albanische Gebirge und ergießt sich bei Skutari ins Adriatische Meer). Die rings von den Bergen umkränzte Ebene ist zu beiden Seiten des wasserreichen Flusses ziemlich stark versumpft. Die Straßen ziehen sich wie Dämme durch das Gelände. Kein Wunder, daß die Serben die Drinlinie als letzte Verteidigungs- und Deckungslinie ihres Rückzuges ausersahen.

Zu den frischen von Elbassan herangezogenen Truppen, die man auf zwei Regimenter schätzt, kamen bei den Serben die Reste ihres von Norden aus der Richtung Dibra wie von Osten aus der Richtung Monastir-Ochrida geflüchteten Heeres. Unter diesen befand sich ein Kavallerieregiment mit einer Maschinengewehrabteilung, die in der Stadt Struga selber die Brücke zu sperren hatte. Die wertvollere Artillerie war nach der serbischerseits immer befolgten Methode längst auf der Straße nach Elbassan fortgeschafft.

Für die Bulgaren machte sich vor allem der Mangel jeglichen Brückenmaterials unangenehm bemerkbar. Bei der Schnelligkeit der Verfolgung durchs Gebirge war nur das Allernotwendigste an Pioniergerät mitgekommen. Dazu waren sie in der Minorität. Und bei der Versumpfung des Terrains waren die paar Geschütze, die ihnen zur Verfügung standen, sehr schwer in günstige Stellung zu bringen. Trotzdem beschloß der Brigadekommandeur, den Übergang bei der Drinbrücke in Struga selber und nicht bei einer etwas nördlich gelegenen alten Steinbrücke zu erzwingen. Hier, wo die Serben am ehesten einen Angriff vermuten mußten, sollte vielmehr zur Abziehung von Truppen lediglich demonstriert werden.

Das Fischerstädtchen Struga wird durch den Schwarzen Drin in eine türkische und eine christlich-bulgarische Hälfte geteilt. Die türkisch-albanische liegt am rechten (östlichen) Ufer des Flusses und war von den Bulgaren besetzt, die andere, mit einer schmucken Exarchistenkirche, befand sich in den Händen der Serben. Dazwischen lag die abgebrannte Brücke, von der nur noch die Holzpfähle und einige halbverkohlte Verbindungsbalken erhalten waren. Die Serben hatten natürlich ihren Stadtteil gut ausgebaut. Längs dem Ufer waren in den Häuser- und Hofmauern Maschinengewehre aufgestellt worden, die die Brücke unter konzentrischem Feuer hielten. Auch für den Fall, daß einzelne bulgarische Abteilungen ans andere Ufer gelangten, waren weiter zurück in der gekrümmten Hauptstraße Maschinengewehre eingebaut worden. Die Bulgaren besaßen zwei Feldgeschütze Kruppscher Herkunft, die sie im ersten Balkankrieg den Türken abgenommen hatten. Das eine derselben ließen sie in der Hauptstraße gegen die Brückenstellung des Geg-

Digitized by Google

ners auffahren, das andere stand seitwärts und bestrich die Häuser und Gräben des feindlichen Ufers. Ihr Angriff gegen die Brücke konnte sich nur aus der schmalen Hauptstraße entwickeln, die direkt im feindlichen Maschinengewehrfeuer lag.

Der Angriff auf die Brückenstellung war für den 11. Dezember vormittags 9½ Uhr angesetzt und so gedacht, daß nach einem heftigen Feuer der Infanterie, der Maschinengewehre und jenes Geschützes in der Hauptstraße die bereitstehenden Pioniere hervorstürzen und möglichst viele Bretter und Querbalken an den Pfählen der ehemaligen Brücke anbringen sollten. Darauf sollten sie sich zurückziehen, ein neues Feuer sollte eröffnet werden, und dies sich wiederholen, bis die Brücke fertig montiert wäre. Wie so oft entwickelte sich aber auch hier das wirkliche Gefecht ganz anders. Der Brückenbau im feindlichen Maschinengewehrfeuer auf 40 Meter Entfernung erwies sich als unmöglich. Die hergestellten Teile der Brücke wurden von den Serben wieder in Brand geschossen. Es blieb nichts übrig als ein gewaltsamer Angriff — durch das Wasser — über die Pfähle der Brücke hinweg, die teilweise brannten. Dabei mußte auf die Feuerhilfe der eignen Artillerie und Maschinengewehre so gut wie ganz verzichtet werden.

Dieser Sturm, ausgeführt von einem Bataillon des 23. Infanterieregiments, führte im Laufe des Nachmittags zu einem schwer erkämpften aber vollen Erfolg. Mitten im Strichregen der serbischen Kugeln sprangen die vollbepackten bulgarischen Infanteristen von Pfahl zu Pfahl, krochen auf den schmalen Verbindungsbalken über das reißende Wasser oder versuchten schwimmend das feindliche Ufer zu erreichen. Von zwölfen stürzten vier getroffen in den Fluß. Aber die andern erreichten, manchmal verwundet, dennoch das Ziel. Als erster der Kompagnieführer Baef. Ihm gelang es, an der Mauer eines gegenüberliegenden Hauses als erster festen Fuß zu fassen. Nach und nach stieg die tapfere Schar, die er um sich versammelte, auf dreißig. Nachdem das erste serbische Maschinengewehr genommen und so eine Bresche in das feindliche Feuer gelegt war, folgten größere Gruppen. Aber noch immer verteidigten sich die Serben wie Löwen. Straße nach Straße mußte gesäubert werden. Und von der Tapferkeit des Gegners zeugt die Tatsache, daß nur eine kleine Zahl von unverwundeten Gefangenen in die Hände des Siegers fiel.

Dieses blutige Gefecht von Struga brach den letzten serbischen Widerstand auf mazedonischem Boden. Während die zwischen Dibra und Struga auf dem linken Drinufer jetzt abgeschnittenen Gruppen sich in die Felsenklüfte der Jablanicakette zu retten suchten, zog sich das Gros in eiliger Flucht auf der alten Via Egnetia über den Paß von Cafa Sane gegen Elbassan zurück. Am Fuße des steilen Anstiegs dieser Paßstraße zeigen noch heute die halbverbrannten Trümmer serbischer Wagen und Autos, daß nur das Notwendigste gerettet werden konnte. Auch in Struga selbst stehen noch einige unbeschädigte Gerätewagen

Digitized by Google

englischer Herkunft, die zurückgelassen werden mußten. Die durch den Straßenkampf arg beschädigte Stadt selber hat sich jedoch schnell ihre Wunden geflickt — wobei es den Einwohnern gar nicht darauf ankam, hier und da ein Loch in der Hausmauer durch ein paar Bretter oder gar durch Zeitungen zuzukleben. Über dem Eingangstor der kleinen Kirche weht die bulgarische Flagge. Auf dem Friedhof daneben sind einige der Opfer dieser letzten mazedonischen Schlacht bestattet. Dicht bei dem alten römischen Meilenstein der Via Egnetia, der hierhin verschleppt wurde und seit vielen Jahren als Sehenswürdigkeit Strugas gezeigt wird, liegt ein Berg von 3000 verbrannten Gewehren. Diese stammen aus der Explosion eines Munitionsdepots mitten in dem Kampf um die Brücke am 11. Dezember. Auf der Brücke selber, zwischen dem christlichen und mohammedanischen Viertel, wogt der Verkehr wie früher hin und her. Fischer und Kiesgräber zwängen ihre plumpen altmodischen Kähne unter dem niedrigen Bretterwerk hindurch. Und zum Andenken an jenen für Struga unvergeßlichen 11. Dezember trägt die neue Brücke den Namen jenes Tapferen, der als erster das feindliche Feuer siegreich durchschritt.

An der albanischen Grenze

Ochrida, 13. März 1916.

In dem Völkergemisch Neuserbiens und Mazedoniens nehmen die Albaner und Arnauten numerisch einen großen Raum ein. Die meisten der in der Statistik als „Türken" gezählten Mohammedaner im Sandschak Novibazar, in Prizrend, Pristina und Dibra dürften eigentlich Albaner sein. Als die einzelnen Völker Mazedoniens national erwachten, tauchte neben den übrigen „Komitees" auch ein albanisches Komitee auf. Und in Monastir sind mehrfach Tagungen abgehalten worden, die sich mit der Zukunft der außerhalb des eigentlichen Albaniens wohnenden Albaner befaßten. Aber zu einer wirklichen kräftigen Nationalbewegung ist es nie unter ihnen gekommen. Mehr noch als gewissen übrigen Völkern des Balkans fehlt ihnen jede gemeinschaftsbildende, staatenbildende Kraft. Sie sind ohne wirtschaftlichen und sozialen Ehrgeiz. Und vielleicht hat ihre Religion sie in dieser Stagnierung noch bekräftigt. Alle diese Albaner Südserbiens und Mazedoniens sind Mohammedaner — bis auf ganz kleine, versprengte Teile, die dem ehemaligen römisch-katholischen Erzbistum von Skopia (Üsküb) unterstehen, das 1680 nach Pristina, 1821 nach Prizrend verlegt wurde.

Wenn man auf dem alten Burgberg in Ochrida umherklettert, wandert man auf historischem Boden Albaniens. Auch dieses Volk hatte seine große Zeit auf dem Balkan. Das war, als Albanien die letzte christliche Insel in der alles überschwemmenden Türkenflut war, als der Name Skanderbegs, des großen albanischen Türkenbesiegers, in

Digitized by Google

ganz Europa bewundert wurde, als die ehemalige bulgarische Residenz Ochrida ein Besitz der albanischen Familie Gropta war und ihnen 12000 Dukaten jährlich einbrachte.

Will man heute einen Blick nach Albanien werfen, so tut man es am besten von Struga aus, jenem kleinen Ort am Nordende des Ochridasees, bei dem der schwarze Drin aus dem See heraustritt und nördlich gegen Dibra fließt. Struga ist schon halb albanisch. In den kleinen Kneipen findet man noch frische Bildnisse des Fürsten Wied, des einstigen Mbret von Albanien. Struga ist bekannt durch die guten Arbeiten seiner albanischen Silberschmiede, die Ringe, Medaillons, Armbänder und andern Zierat in einer Manier verfertigen, die an friesisches und schwedisches Kunsthandwerk erinnert. Die Albaner sind überhaupt kunstverständige Leute. Aus ihnen ging bekanntlich der größte Moscheenbaumeister der Türken, der geniale Sinan, hervor, und als wir uns in der kleinen bulgarischen Kirche Strugas nach den Verfertigern einiger alter, auffallend schöner Altarsteine erkundigten, sagte man uns, daß sie in einem albanischen Nachbardorfe gemacht seien, dessen ganze Einwohnerschaft aus vielbegehrten Steinmetzen bestehe. Berühmter aber als die Silberschmiede sind die Fischer von Struga. Der Ochridasee ist überreich an Fischen. Der alte Hahn zählt 13 Sorten auf, wobei er der guten Aale gar keine Erwähnung tut. Der Ochrida- und der höhergelegene Prespasee (dessen unterirdischen Abfluß der Ochridasee bildet) versorgen im Frieden ganz Mazedonien mit Fischen, von denen eine wohlschmeckende Forellenart am teuersten bezahlt wird. Auf dem ganzen See wird gefangen — mit hausindustriell gefertigten Netzen, aus Kähnen, die noch heute dieselbe Form wie vor zweitausend Jahren haben. Diese Kähne sind ganz flach — wegen der vielen seichten Uferstellen. Da aber auf dem See, der die Größe des halben Bodensees erreicht, bei Sturm die Wellen sehr hochschlagen, haben diese Boote eine primitive Art von Auslegern an der Seite, nämlich zwei dicke ausgehöhlte Tannenbaumstämme, die auch im stärksten Unwetter das Gleichgewicht erhalten. Struga hat den reichsten Fischfang, weil durch die Strömung des schwarzen Drin die Fische nach dort gezogen werden. Primitiv aber sinnreich ist eine Art des Fanges, den die Struganer seit vielen hundert Jahren betreiben. Sie sperren den Fluß 200 Meter unterhalb des Ausflusses mit Weidengeflecht ab, so daß kein Fisch durchschlüpfen kann. Jeder Fisch, der in einem Flusse an ein Hindernis kommt, hat die Gewohnheit, am Ufer zurückzuschwimmen. Deshalb haben die Struganer am Ufer ein System von Reusen aus Weidengeflecht angebracht, in dem sich die Fische fangen. Es gibt Nächte, wo an einer Stelle für mehrere tausend Levas (Franken) Fische gefangen werden. Man fängt aber auch Fische, indem man mit einem eisernen Dreizack nach ihnen wirft. Angeln scheint gänzlich unbekannt.

Schon einmal ist darauf hingewiesen worden, daß gerade an der äußersten Peripherie des bulgarischen Sprachgebietes die bulgarische

Digitized by Google

Propaganda am heftigsten entbrannte. So lernten wir auch hier in Struga einen ehemaligen Herd der revolutionär-nationalistischen Propaganda Bulgariens kennen — hart an der Grenze Albaniens, eigentlich schon im albanischen Sprachgebiet. Zunächst wurde uns als städtisches Heiligtum eine elende kleine Stadthütte gezeigt. Hier wirkten in der Mitte des 19. Jahrhunderts zwei Brüder, beide bulgarische Dichter, die durch feurige Verse das Nationalbewußtsein ihrer damals noch dumpf unter dem Türkenjoch lebenden Volksgenossen zu erwecken versuchten. Beide wurden nach Konstantinopel geschleppt und dort hingerichtet. Heute sind ihre Bildnisse an der Tür ihres ehemaligen Hauses geheftet, und jeder grüßt sie. — Dann wurden wir zu einem ehemaligen Komitadschi geführt, der nun als kommissarischer Amtsvorsteher in Struga fungiert. In einem Oberraum seines Hauses sind einst zahlreiche Komiteeversammlungen abgehalten worden. Die Wände hingen voll von Bildern alter Gesinnungsgenossen. Und als Allerheiligstes wurde aus dem ehemaligen Versteck eine Fahne hervorgeholt, auf die die Komitadschis einst ihren Eid leisteten. Sie stellte auf einer Seite den bulgarischen Löwen dar, der den türkischen Halbmond zerbricht. Auf der andern Seite eine romantische Frauengestalt, die die Freiheit bedeutete. Dieser buntgestickten Frauengestalt hatte man kräftigerweise einen Schopf echter Frauenhaare auf den Kopf genäht. Das ganze war roh und ohne Geschmack gemacht. Aber immerhin hatten verschiedene Männer ihren Eid auf diese Fahne mit dem Leben bezahlt. — Endlich begleitete unser Führer uns zu dem früheren Geldgeber der Strugaer Propagandisten, dem „reichsten Manne der Stadt". Aber wir fanden einen uninteressanten Krämertyp, in einer „guten Stube", die gefüllt war mit furchtbaren Plüschmöbeln, Baumwollteppichen, Öldrucken und anderem europäischen Tand. Schleunigst brachen wir auf.

Von einer Paßhöhe westlich Struga, etwas über 1000 Meter hoch, kann man das mittelalbanische Land weithin zu seinen Füßen liegen sehen. Man klettert auf der steilen Straße hoch, die auch der Südflügel des serbischen Heeres bei seinem Rückzug auf Durazzo benutzt hat. Noch liegen links und rechts am Wege verbrannte Autos, Wagenteile, zerbrochene Munitionskarren. Eine primitive Telegraphenleitung begleitet den Weg. In einer Erdhütte lagern drei Soldaten — Sicherheitsdienst für die Leitung. Sie sind ohne Uniform, tragen uralte Gewehre bei sich — ein Mazedonier, ein Wallache, ein Albaner. Sie trinken Rakia (Schnaps aus Weintrauben). Der eine humpelt.

Oben liegt alles voll von Schnee. Kaum können wir ruhig sehen — so blendet die Sonne. Zu unseren Füßen unten im Tal fließt der Skumbi. Sein Wasser mündet nahe bei Durazzo ins Adriatische Meer.

Dies also ist das Land Skanderbegs — Berge, Falten, Hänge, Kuppen, Nasen, Zinnen — alles weiß, glitzernd, brennend. Wir sehen 30 Kilometer weit — aber kein Dorf, keine Hütte, kein Mensch taucht in unserem Glase auf. Das also ist das Räuberland, das bis vor

Digitized by Google

kurzem kaum ein Europäer betrat, das Land der Blutrache, der Gentilverfassung der primitiven Hauswirtschaft. In diesen verschneiten Wäldern kann man heute noch auf Bärenjagd gehen. Auf dieser elenden Straße floh Brutus nach Philippi, zogen Goten und Franken, Kreuzfahrer und Türken. Hier schleppte sich der Totenzug der serbischen Heeresreste entlang. In diesen Bergfalten starben an Hunger, Kälte, Krankheit Tausende von Soldaten, Flüchtlingen, mitgeschleppten Gefangenen. Besonders der Deutschen dachten wir, die hier fern vom Mutterland den letzten Schlaf tun.

Ein mazedonischer Komitadschi

Ochrida, 15. März 1916.

Wenn man in den kleinen Papierhandlungen und Kramläden Mazedoniens nach Postkarten herumstöbert, findet man zuweilen auf dem Grunde der schmutzigen Pappkisten oder auch im Wandschrank versteckt bunte roh gemalte Kartenbilder von wilden bewaffneten Männern mit langen Haaren, phantastischen Uniformen, in heldenhafter Pose, um eine Fahne und einen Führer geschart. Das sind Komitadschis. Komitadschis brauchen keine Räuber zu sein. Sie sind Mitglieder nationalrevolutionärer Komitees und haben von diesen ihre Namen. Man findet Postkarten, auf denen „Le comité bulgare“ — „Le comité grec“ — „Le comité serbe“ dargestellt sind. Seitdem die Schlacht auf dem Amselfeld die Balkanhalbinsel unter türkische Herrschaft brachte, gibt es in Mazedonien irreguläre Banden, die in den Bergen hausend einen Kleinkrieg gegen das türkische Heer und die türkische Regierung führten. Erst im 19. Jahrhundert haben sich diese Banden national gesondert und den Krieg untereinander aufgenommen. Sie sind also ein echtes Stück Balkantum, und auch im heutigen Volksempfinden haftet ihrem Handwerk nicht der geringste Makel an.

Durch die Vermittlung des Präfekten von Ochrida, der sich bei näherer Bekanntschaft als philosophischer Schüler des Greifswalder Philosophieprofessors Rehmcke herausstellte, hatte ich die seltene Gelegenheit, einen der berühmtesten bulgarischen Komitadschis länger zu sprechen, der jahrelang ein Schrecken der Regierung war, und dessen Bild man in allen Läden bewundern und kaufen kann.

Herr Sch. ist ein hagerer, sehniger Mann von vielleicht 40 Jahren, dessen Kopf mit den weichen dunklen Augen im ersten Augenblick an den verstorbenen Bayernkönig Ludwig erinnert. Er ist heute in die Uniform der bulgarischen Feldpolizei gekleidet. Neben ihm arbeitet ein bulgarischer Oberstabsarzt, der im Frieden ebenfalls in der hiesigen Gegend politisch tätig war. Dieser, französisch gebildet, machte den Dolmetscher, da Herr Sch. nur Türkisch und Bulgarisch sprach.

Ich fragte zunächst nach der Tätigkeit vor dem Krieg. „Die Ko-

Digitized by Google

mitees der einzelnen Städte und Landschaften waren zu einer festen Organisation verknüpft. Der erste Zweck der Organisation war ein guter Geheimnachrichtendienst. Wurde irgendwo gegen einen Angehörigen der christlichen Rajah ein Unrecht begangen, schlug ein zügelloser Beg auf seinem Tschiflik (Gut) einen christlichen Arbeiter tot, bekam eine Witwe vor dem türkischen Kadi kein Recht, wurde ein christlicher Arzt oder Anwalt in die kleinasiatische Verbannung geschickt — sofort wurde dies dem Komitee gemeldet. Das Komitee wachte über die täglich zertretenen Rechte der Rajah und traf seine Vorbereitungen. War der Schuldige direkt bekannt, so war sein Leben verwirkt. Eines Tages fiel er einem Attentat der Komiteemitglieder zum Opfer."

Etwas erstaunt über den Freimut dieses Bekenntnisses fragte ich nach dem Wesen der eigentlichen, der kämpfenden Banden.

„Eine solche Bande, auf Bulgarisch Scheta, lebt meistens in den Bergen. Sie wird von den Dörfern aus verproviantiert. Sie ist das Exekutivorgan des Komitees. Sie arrangiert Überfälle — auf einen Mudir oder Wali, der in Begleitung seiner Eskorte durch das Land reist, auf einen Steuerpächter, der das Getreide des Bauern auf den Äckern verfaulen läßt, ehe er zur Abnahme des Zehnten erscheint. Sie wagt sich auch an kleinere Abteilungen des regulären türkischen Heeres. Sie sprengt Brücken, die für militärische Transporte wichtig sind. In Zeiten des Aufstands, die ja in Mazedonien nicht selten waren, führt sie regelrecht Krieg. Im Balkankrieg hat eine größere Bande des Herrn Sch., lange bevor die Serben erschienen, Ochrida für die Bulgaren erobert und einige Zeit lang besetzt gehalten. Als dann die Serben erschienen, mußte er sich freilich mit seinen Leuten nach Albanien zurückziehen. In allen diesen Kämpfen haben die Schetas große Vorteile gegenüber dem regulären Heer: sie hausen im Gebirge, kennen das Land genau und werden überall von den Bewohnern heimlich unterstützt."

„Mit welchen Mitteln hat die türkische Regierung den Kampf gegen Ihre Organisation geführt?"

„Mit allen — aber ohne viel Erfolg. Die verdächtigen Intellektuellen wurden verbannt. (Der Oberstabsarzt selber hat 3½ Jahre in Trapezunt gesessen.) Bandenmitglieder, die ertappt wurden, bestrafte man grausam. Aber die Heimlichkeit der im Dunkeln arbeitenden Organisation schuf eine solche Atmosphäre der Angst, daß Herr Sch. zum Beispiel, von dem jedermann wußte, wer er war, offen in Ochrida sich aufhalten konnte, ohne daß man ihn zu verhaften wagte. Man hat unter jungtürkischem Regiment geheime Agenten ausgeschickt, selbst Frauen in Verkleidung, die die Komiteemitglieder ermorden sollten. Man hat auch Gegenbanden ausgerüstet, in denen neben Türken verräterische eigne Volksgenossen tätig waren. Das hat dem Komitee geschadet, aber es hat die Bewegung nicht ausgelöscht."

Wir kamen nun auf die nationale Werbearbeit der Komitees zu sprechen.

„Allen Komitees war gemeinsam der Kampf gegen die wirtschaftliche und politisch-rechtliche Bedrückung der Rajah unter dem alten Regime. Daneben arbeitete jedes Nationalkomitee für seine speziellen Interessen, indem es Schulen gründete, dem Patriarchat Kirchengemeinden abspenstig machte, Dörfer, in denen eine eigene nationale Minderheit bedrückt wurde, entsprechend bestrafte. So wurde mit den Jahren der Kampf gegen die Regierung durchkreuzt durch die Kämpfe unter den Komitees selber. Die Bulgaren hatten im Norden Mazedoniens gegen serbische, im Süden gegen griechische Nebenbuhler zu kämpfen. Als im Balkankrieg der gemeinsame Kampf gegen die Türken proklamiert wurde, einigten sich für kurze Zeit auch die Komitees. Die Bulgaren lieferten allzu offen den Serben ihr ganzes mazedonisches Organisationsnetz aus. Dafür mußten sie nachher schwer büßen, als aus dem Freunde ein Gegner wurde. Nie hat Mazedonien mehr gelitten als unter der serbischen Diktatur, die jeden Versuch bulgarischer Betätigung grausamer unterdrückte, als es die Türken je getan hatten."

Von der früheren Tätigkeit des bulgarischen Komitees wandte sich das Gespräch der Arbeit und den Leistungen im gegenwärtigen Krieg zu.

„Lange vor der bulgarischen Kriegserklärung arbeiteten die mazedonischen Komitees. Nicht aus einer besonderen Vorliebe für die Mittelmächte. Denn die Komitees haben früher nicht von diesen, sondern von England und Rußland reiche finanzielle Unterstützung erfahren. Die Komitees arbeiteten in Altbulgarien allein darauf hin, daß die Erwerbung ganz Mazedoniens das Hauptziel der bulgarischen Entscheidung bleibe. Darin fühlte sich bald ganz Bulgarien mit dem Komitee einig. Dann organisierte es die Flucht der mazedonischen Freiwilligen. An 30000 Mazedonier dienen heute im bulgarischen Heer. Endlich nahm es selber an den militärischen Ereignissen teil. In einer Art, die seinem Wesen entsprach, so fern sie auch den strengen westeuropäischen Begriffen vom Kriege stehen mag. Wieder tauchten die Schetas in Mazedonien auf. Kleine und große. Ohne Verbindung mit dem regulären bulgarischen Heer störten sie bald hier, bald da die feindlichen Operationen in und hinter der Front. Die Sprengung der Brücke bei Valandowo, die den französischen Vormarsch im Wardartal aufhielt, ist ihr Werk. Sie eroberten Prilep, lange bevor das eigentliche bulgarische Heer erschien. Zu kühnen Heldenstücken, listigen Streichen bietet diese Art des Kampfes viel natürliche Gelegenheit. Und so gefürchtet die „Partisanische Amee" (Partisansky armija) bei den Gegnern ist, so bewundert ist sie in Mazedonien selber."

Herr Sch. berichtete noch von interessanten Einzelheiten aus seiner jetzigen Tätigkeit, die sich erst später zur Veröffentlichung eignen. Ich fragte ihn zum Schluß nach einigen persönlichen Erlebnissen und Taten.

„Ich habe früher Bomben geworfen auf die Bank von Salonik und Monastir. Auch das Rathaus von Kicevo habe ich gesprengt. Ich bin zweimal zum Tode verurteilt. Und wenn Sie's wissen wollen, auch auf

Digitized by Google

dieses Regierungsgebäude, in dem wir jetzt ruhig sitzen, habe ich ein Attentat verübt. Aber — wie Sie sehen — ohne Erfolg."

Die Letzten

Monastir, 18. März 1916.

Vor mir liegt ein Stapel von etwa hundert eigenhändig geschriebenen Protokollen ehemaliger österreichischer Kriegsgefangener. Diese Leute sind im Laufe der letzten Monate aus Albanien hier angekommen — teilweise krank, nach wochenlangen Fußmärschen. Sie entflohen den Serben und Italienern. Wenn nicht einige albanische Familien und die griechischen Besatzungstruppen von Neu-Epirus sich ihrer angenommen hätten, wären sie im albanischen Winter erfroren und verhungert wie Hunderte ihrer Kameraden, von denen man niemals etwas erfahren wird.

Diese Protokolle behandeln das Schicksal der Gefangenen von ihrer Gefangennahme bis zum Augenblick ihres Eintreffens hier im Spital zu Monastir. Es sind erschütternde Dokumente, besonders wenn man sie ohne voreingenommenen Haß gegen Serbien liest. In teilweise unleserlicher Schrift, unzusammenhängenden Sätzen (von der Orthographie zu schweigen), entrollen sich auf diesen hundert Blättern hundert einzelne Schicksale, jedes anders, jedes eine neue Welt von altem Leid. Noch einmal wandelt sich die serbische Tragödie vor unsern Augen ab. Das siegestrunkene Belgrad taucht auf, wo die Gefangenen im Angesicht ihres Heimatlandes Straßen kehren, wo einzelne übermütige Offiziere unter dem Jubel des Pöbels den eben Angekommenen Kokarde und Epauletten abrissen. Wir begleiten die Gefangenen an den Bahnbau nahe der bulgarischen Grenze, wo fast alle zu fliehen suchen. Aber fast niemand entkommt. Stockprügel vor versammelter Mannschaft, manchmal auf serbischen Befehl durch Gefangene an ihren Vorgesetzten vollzogen, sind die Strafe. Die Angaben über systematische Stockprügel als Strafe kehren so regelmäßig wieder, daß an ihrer Richtigkeit nicht zu zweifeln ist. Die Zahl der Hiebe schwankt in den Protokollen zwischen 10 und 65 (letzteres ist physisch undenkbar). Wir wandern mit denen, die der Spionage verdächtig sind, in den unwirtlichen Sandschak Novibazar, wo die Türken ebenso freundlich zu ihnen sind wie die bulgarisch gesinnten Volksteile in Nisch, Pirot und Mazedonien. Wir lernen noch einmal das fieberhaft arbeitende Kragujevac mit seinem Waffenarsenal kennen, wo die Schlosser und Dreher unter den Gefangenen — einem sanften Druck folgend — verwandt werden. Auch Gräben müssen sie schanzen und Munition schleppen. Wer kümmert sich heute um Völkerrecht? Eines Tages freilich erscheinen ein paar elegante amerikanische Herren, die den Zustand der Gefangenen „besichtigen" wollen. Ein paar Gefangene treten an sie heran und

fragen, ob sie verpflichtet wären, hier Granaten gegen ihre eigenen Kameraden zu drehen. Die Herren lassen sich die Klagen übersetzen, verschwinden, und alles bleibt wie vorher.

Die Protokolle machen einen schlichten, tendenzlosen, unbeeinflußten Eindruck. Zwischen den immer wiederkehrenden Klagen über mangelnde Verpflegung steht manches Lob und hier und da eine gute Erinnerung. So, wenn ein serbischer Offizier einen verwundeten Gefangenen von der Plünderung durch die Soldaten rettete, ihm Brot und Schnaps reicht und einen Wagen zum Abtransport verschafft. Oder wenn ein gutmütiger russischer Arzt einen andern Gefangenen vor den Prügeln seiner eigenen dalmatinischen Krankenwärter beschützt. Das Bild der serbischen Gefangenenverpflegung macht sicher hier und da den Eindruck bewußter Böswilligkeit, hervorgegangen aus der Rachsucht untergeordneter Elemente. Vor allem aber macht es den Eindruck großer Unordnung. In einigen Lagern haben die Gefangenen in Brot geschwelgt. Anderswo starben sie an Hunger. Dasselbe ist mit der Krankenpflege der Fall, von der besonders die Protokolle zweier Medizinstudierenden reden. Neben Lazaretten, wo die ärztliche Versorgung sehr gut war, stehen die vielen kaum mit Stroh gefüllten Baracken und schmutzigen Ställe, in denen Hunderte ohne Hilfe starben.

Ein böses Kapitel nehmen auch in diesen Protokollen die Klagen über das Benehmen vieler gefangener Serbokroaten ein.

Gewiß wird man auch hier nicht leichtfertig verallgemeinern und einem ganzen Volke oder einem politischen System schuld geben, was einige Einzelne verbrochen haben. Aber die Aussagen über feige Grausamkeiten der Serbokroaten an ihren eigenen Kameraden gehen wie ein roter Faden durch diese Protokolle. Sie meldeten sich und wurden gern genommen — als Aufseher, Krankenwärter, ja als Gendarmen. Sie prügelten, indem sie riefen: „Jetzt sind wir die Herren!" Sie ziehen ihnen von ihrem kärglichen Tagelohn (25 Kreuzer) Strafgelder ab. Und man versteht, wie bei diesem von den Serben geduldeten Überwachungssystem fast alle Protokolle schreiben, daß niemals das aus der Heimat gesandte Geld in die Hände seiner Empfänger kam.

Einen breiten Raum nehmen in diesen Protokollen die Schilderungen des serbischen Rückzuges ein. Manche Kolonnen sind in dem von allen Seiten umstellten Lande wie todesängstliche Mäuse in der Falle hin und her getrieben worden. Bis schließlich alles auf die beiden einzigen albanischen Straßen mündet, oben gen Skutari, unten gen Valona. Die Leiden der mitgeschleppten Gefangenen, der flüchtenden Bewohner, der serbischen Soldaten selber sind so oft geschildert — und doch reicht nichts an die grausigen Tatsachen heran, von denen diese Protokolle reden. Von Leuten, die „mit erfrorenen Füßen und gesundem Oberkörper langsam an der Straße sitzend verhungern". Die aus Laubblättern Tee bereiten und das Blut kochen, das in Pfützen auf der Straße steht. Die Pferde eigenhändig niedermachen, um sich zu sättigen. „Wir Gefangenen, wir schöpften das Hirn der Tiere wenigstens

Digitized by Google

noch mit Löffeln aus ihren Schädeln. Aber die Serben warfen sich auf die Pferde und schlürften es so."

Alle Gefangenen, die in Monastir sich während der letzten Monate eingefunden haben, sind den Serben und Italienern, denen sie später übergeben wurden, in Albanien entflohen. Einige schon auf dem Marsch, andere in Durazzo, andere in Valona. Die Irrfahrten dieser Unglücklichen erinnern eher an die Zeiten des Odysseus als an das 20. Jahrhundert. „Wir fragten die Arnauten, wo Griechenland liege. Sie sagten, daß der Fluß, der durch das Dorf fließt, in Griechenland entspringt. Dann wanderten wir immer den Fluß hinauf, bis wir nach 23 Tagen die griechische Grenze erreichten." — „In einem Dorfe stießen wir auf zwei Deutsche, die in albanischer Kleidung von Haus zu Haus gingen und bettelten. Der eine war ein Bankbeamter aus Darmstadt, der andere ein Landwirt aus Mainz." — Wochenlang haben sich die meisten erst bei wohlwollenden Türken verborgen gehalten, ehe sie ihre Rückreise anzutreten wagten. Ohne genügende Kleidung (denn die Serben hatten ihnen das Beste geraubt), nur vom Bettel lebend, wo etwas zu betteln war, trieben sie sich im Schnee und Eis des Januar und Februar in diesem unbekanntesten Lande Europas umher. Niemand weiß, wieviele an Hunger und Kälte geblieben sind. Hündisch gemein benahmen sich die Albanerbanden, die — ihrem Rufe als Räubervolk getreu — vor der griechischen Grenze eine Art Sicherheitskordon gezogen hatten. Jeden Unglücklichen, der sich bis hierher geschleppt hatte, plünderten sie buchstäblich bis aufs Hemd aus. So kam es, daß fast alle Geretteten bei den griechischen Posten in Neu-Epirus nur in Hemd und Unterhose ankamen. Über diese albanischen Vergewaltigungen wehrloser Flüchtlinge schreiben die Protokolle so übereinstimmend und belegt mit so viel charakterischen Einzelheiten, daß an ihrer Wahrheit nicht der geringste Zweifel sein kann. Aber ebenso entrüstet wie über dies feige Albanerpack, ebenso herzlich dankbar äußern sich alle Protokolle über die Griechen. Sie gaben ihnen von ihren Mänteln und sammelten Geld für ihre Weiterreise. Auf dieser Weiterreise gelangten einige bis Argyrokastron, das dicht bei Korfu liegt, andere sogar, wenn ihre Angabe nicht auf einem Irrtum beruht, bis nach Janina. Unter der Fürsorge des österreichischen Konsuls wurden sie eingekleidet und zur Erholung nach Monastir ins Spital gesandt. Nach völliger Wiederherstellung reisen sie in die langentbehrte Heimat.

Vor Saloniki

Armeehauptquartier Gallwitz, 20 März 1916.

Die ersten Schüsse sind gelöst. Der erste Tote bestattet. Die ersten Gefangenen verhört. Seit einigen Tagen donnert es zwischen Dorian und Gewgheli. Das lange Schweigen ist gebrochen. Auch hier ist es

Digitized by Google

nun Krieg — kein Potentialis mehr wie sonst, sondern ein realer Krieg, zwar ein kleiner Anfang nur, aber doch Krieg, — mit Blut, Maschinengewehren, Granateinschlägen und abstürzenden Fliegern.

Was ist das Charakteristische dieser Front? Die Tatsache der heiligen Grenzlinie von Griechenland. Hier herrschte bisher noch nicht einmal Stellungskrieg. Zwar die Züge pfiffen, die Menschen schleppten, gruben, maßen, bauten — diesseits und jenseits der Zigeunerschlucht. Aber zwischen ihnen lag die heilige Linie — drohend, beruhigend. Wie lange noch? Niemand weiß, was hier in den nächsten Tagen passieren wird. Aber das weiß jeder: wenn etwas passiert, dann ist der heilige Spuk der Grenze vorbei. Wer kämpft, will siegen. Und die Aufstellung einer Kanone kann in Stunden der Tat keine Rücksicht auf heilige Pfähle nehmen. Das weiß jeder — auch König Konstantin, den sein Volk „Porphyrogenetos", den „Feuergeborenen" nennt.

Was bisher passierte, ist an sich Spielerei. Eine französische Erkundungsabteilung bedrängt eine kleine deutsche Feldwache an einem Dorf — die Deutschen nehmen das Dorf wieder — beide Artillerien beschießen sich. Oder: die Franzosen ziehen eines nachmittags ein schweres Geschütz vor, bringen es nachts in Stellung und geben am andern Tag 12 Schuß gegen einen Platz ab, wo sie ein deutsches Lager vermuten. Oder: eine französische Streifwache gerät in die deutschen Linien — man knallt ein wenig — sie ergibt sich und wird abgeführt. Das ist alles. In den Tagen von Verdun ein Nichts. Und doch horcht ganz Europa auf bei diesen Schüssen — ganz Griechenland — und Mazedonien, das waffenstarrende, besonders. Was bedeuten diese Schüsse? Daß der Sprung unserer Heere gegen das befestigte Lager von Sarrail beginnt? Oder daß der oft angedrohte französisch-englische Flankenstoß gegen unsere schöne Balkanbahn anhebt?

Auch unsere Soldaten, die hier unter der griechischen Frühlingssonne vor Saloniki liegen, horchen auf. Sie lesen fleißig und täglich ihre neue Zeitung und sind über das, was drüben in und hinter den Bergen vorgeht, genau orientiert. Sie wissen, daß die Franzosen jetzt über das linke Wardarufer hinausgerückt sind, daß sie die Bahn bis Vodena und Florina besetzt haben, und daß diese lange befestigte Berglinie, die Saloniki vor ihren Augen verbirgt, nicht leicht zu nehmen ist. Aber sie wissen auch, daß heute bei Gott und den dicken Kalibern gar nichts unmöglich ist. — „Es ist also eine Frage der schweren Artillerie" — sagte der griechische König zu Sarrail, wie die gestern eingetroffenen Blätter schreiben. Mit dem Namen Mackensen ist für unsere Gegner seit Gorlice und Serbien der Schrecken unserer massierten schweren Artillerie verknüpft.

Man soll von militärischen Gegnern immer das Schlauste annehmen und seine Sorgen ihm ganz selbst überlassen. Also mag er sich selber ausrechnen, wieviel wertvoller Schiffsraum seiner Handelsflotte ihm durch das Hin und Her von Marseille, Liverpool und anderswo nach Saloniki verloren geht. Überlassen wir ihm auch die Sorge für die Ge-

Digitized by Google

sundheit seiner Hunderttausende jetzt bei Beginn der Wärme in den Malarianestern der Wardarsümpfe, wo jeden Sommer auch unter den Einwohnern Hunderte sterben. Und nehmen wir einmal an, daß Saloniki kein Abenteuer, sondern immer noch eine Offensivdrohung gegen unsere beherrschende Balkanposition ist. Nehmen wir an, in diesen Tagen der ersten Schüsse, daß sich das bunte Heer der Alliierten plötzlich nordwärts gegen uns ergösse. Wohin? Saloniki liegt am Ostrande einer sumpfigen Küstenebene — Schwemmland des Wardar und der Vistrica — die von allen Seiten durch hohe Gebirge umgeben ist. Es gibt nur zwei Wege, die aus dieser Niederung zu uns heraufführen — die Wardartalstraße direkt nördlich und die alte Heerstraße über die Sättel von Vodena und Florina in die Ebene von Monastir. Beide Straßen und ihr Hinterland haben wir jetzt bereist. Was wir gesehen haben? Wir brauchen den Franzosen über dies Gelände nichts mitzuteilen. Sie kennen es von ihrem verlustreichen Rückzug im Dezember her: Berge, Täler, Schluchten, Engpässe, Kessel. Und daß die Deutschen und Bulgaren in diesem Vierteljahr hier nicht untätig waren, können sich die Franzosen auch denken. Will die Armee von Saloniki nun wirklich einen Feldzug durch diese Gebirge gegen unsere Balkanbahn unternehmen, wo Nisch von Saloniki über 400 Kilometer entfernt liegt? Was wollen die Franzosen hinter dieser Grenzlinie, die wir ohne sie als wirklich heilig respektiert hätten? Oder warten sie nur? Auf Portugal? Auf Rumänien? Oder ist Saloniki der Gendarm von Griechenland? — Auf allen Kriegsschauplätzen wird von unsern Soldaten stratego-politisiert. Aber auf keinem so wie hier vor Saloniki, dem Rätsel. Monatelang lag man, wartete und tat man seine Pflicht. Und nun flammen die ersten Schüsse auf. Alles rät, sinnt, fragt — mehr noch als bisher.

Da gab es heute mittag eine kleine Aufregung. Die Stadt lag in der warmen Sonne schläfrig da. Pappeln und Lorbeer werden jetzt grün. Mandeln und Pfirsiche blühen weiß und rosa. Durch die staubige Straße ziehen ein paar verspätete Infanteristen mit ihren Eßnäpfen. Plötzlich wird es vor dem Gebäude des N. O. lebendig. Soldaten sammeln sich, Bulgaren, Deutsche, die Stiefelputzer rennen zusammen, Eseltreiber, alte Türken: Die ersten Gefangenen von Saloniki wandern über den Hof.

Es sind Franzosen — graublaue Gestalten, mit Stahlhelm. Für einen Augenblick wandert die Erinnerung zurück in den Oktober. Der serbische Feldzug begann. Ich fuhr von Ypern durch Frankreich hindurch — nach dem Südosten. In der Champagne die letzten Zuckungen der großen Offensive. In Sedan stiegen zwölf französische Offiziere in den Zug. Ein Oberst und Regimentskommandeur. Der kam aus dem Hauptquartier des deutschen Kronprinzen. Der Kaiser hatte mit ihm gesprochen. Als ich ihnen erzählte, ich reiste nach Belgrad, lachte er nervös. Das ist ein halbes Jahr her. Wo ist die große Offensive? Wo ist Belgrad und Serbien? Statt dessen Verdun...

Digitized by Google

„Wo haben Sie im Westen gekämpft?“ frage ich den jungen Offizierstellvertreter, der oben auf dem Korridor an der Wand steht und wartet. — „Im Artois, bei Berry au Bac und in der Champagne.“ — „Wie lange sind Sie im Felde?“ — „Seit Beginn des Krieges.“ — „Aus welcher Stadt von Frankreich stammen Sie?“ — „Aus Lille.“ — Als er hört, daß ich Lille kenne, wird er lebendig. Er hat seit bald zwei Jahren nichts von seinen Eltern gehört. Er fragt, wohin die Engländer schießen, wenn sie die Stadt bombardieren. — Gott sei Dank, die Eltern wohnen im entgegengesetzten Viertel. — Ich muß ihm erzählen, von den Zerstörungen, vom Café de la Paix, von der Markthalle. Er ist Mediziner, 23 Jahre alt, kräftig, höflich — auf jede Frage, die die militärische Situation in Saloniki berührt, antwortet er mit Achselzucken. — Wir bieten ihm an, was wir von Zigarren und Zigaretten übrig haben, und plaudern über dies und das. Über die Verproviantierung in Saloniki — sie haben in Hülle und Fülle alles, was sie brauchen. Über die Reise von Marseille nach Saloniki — er kam mit dem Riesendampfer „Provence“, den eines unserer U-Boote jetzt torpediert hat. Über den mißglückten Vorstoß bis Krivolac — er malt ein düsteres Bild, von dem langwierigen verlustreichen französischen Rückzug, von der blutigen Schlacht bei Gradec, er spricht mit geringer Achtung von ihren damaligen Gegnern, lobt aber die französische Artillerie, die bei Gradec Glänzendes geleistet. Wir kommen auf Verluste überhaupt zu sprechen und sind überrascht, daß er für Frankreich dieselben Ziffern nennt, die jüngst als Gallienische Auskunft an den Pariser Kriegsrat durch die Blätter ging (800000 Tote, 1400000 Verwundete, 300000 Vermißte). Über die Engländer will er nicht recht mit der Sprache heraus — zumal sie allem Anschein nach auch hier in Saloniki wieder hauptsächlich Etappe bilden. Ich frage ihn: „Warum greifen sie jetzt in Flandern nicht an?“ Er holt als Antwort einen Brief aus der Tasche, geschrieben von einem seiner Freunde im Schützengraben des Westens, und liest uns vor: „Gestern griffen die Boches hier an, aber die Engländer haben ihnen 400 Mann abgenommen.“ Er stutzt nicht eine Sekunde bei dem Worte Boches.

Es waren noch ein paar Gefangene da, einer aus Armentières, wo es einst so gutes Bier gab — heute eine Trümmerstätte. Einer aus aus Lyon — ein bleicher, schmächtiger Mensch, der nach Malaria aussah. Sie waren auf einer Patrouille abgeschnitten. Jetzt saßen sie da und kauten an einer dicken Schwarzbrotschnitte, auf die Marmelade gestrichen war.

Digitized by Google

Saloniki im Scherenfernrohr

Armeeoberkommando, 27. März 1916.

Über 700 Meter hoch. Eine braune, kahle Bergkuppe. Aus dem tiefblauen Himmel brennt die griechische Frühlingssonne auf Maultier und Reiter herab. In dem braunen Karst eine Grabenrinne — drei deutsche Soldaten — ein Scherenfernrohr.

Vielleicht ist es noch neuserbischer Staatsboden, auf dem wir stehen. Vielleicht schon griechischer. Man verläuft sich hier leicht. Die weißen Grenzsteine, die in der Sonne leuchten, sind nicht zahlreich. Ganz sicher mutet diese Landschaft griechisch an — diese heißen kahlen Berge, auf denen Bienen summen und Schildkröten träge spazieren gehen. Und dann der Olymp. Überall ist Griechenland, wo man den alten Olymp sieht. Wer hat den Olymp noch nicht gesehen? Dort drüben liegt er — schnurgerade südlich — aus dem gelben Wolkenwulst am Horizont steigt eine weiße Schneewand auf — das alte griechische Göttertheater.

Wir liegen auf einer Bergkuppe zwischen Doiran und Gewgheli. Zu Füßen dieser Berge streifen die Franzosen. Wir sehen tief in das griechische Okkupationsgebiet hinein. Hinter einem Dorfe leuchtet eine gelbe französische Zeltstadt auf. Man sieht Pferde auf einer Wiese grasen, und einen dunklen Kreis, der sich vom Grün der Wiese abhebt, eine Reitbahn. Es ist ein merkwürdiger Kriegsschauplatz. Wir sehen französische Doppelposten an einem Gitter auf und ab gehen — eine französische Schanzabteilung, deren Spaten in der Sonne blitzen. Ist hier Krieg oder Theater? Nein — Theater nicht. Jetzt schlägt eine deutsche Granate unten dicht vor dem ersten feindlichen Graben ein. Sie reißt aus dem lockeren griechischen Frühlingsboden eine hohe schwarze Erdfontäne. Man sieht Menschen laufen, hört von ganz weit ein Signal. Hier ist Krieg, aber er fängt erst an.

„Wollen Sie mal ein paar englische Schiffe sehen?“

Einer der drei Grauen vom Scherenfernrohr fragt es, ein junger, schmucker Mensch, dessen strohblonde Haare von dem dunkelbraun gebrannten Kopfe leuchten. Vor einem Jahre saß er noch im Gymnasium von M. Er lernte griechische Verse auswendig, und ein alter Professor schilderte ihm mit lebhaften Gestikulationen die Schönheiten der griechischen Götterburg in Thessalien. Jetzt sitzt er seit Wochen hier auf seinem eigenen Griechenberg und kennt die Wohnung des Zeus im Morgen- und Abendrot und in der hellen Mondnacht genauer als Brocken, Feldberg oder Zugspitze.

„Donnerwetter, kann man denn von hier aus Saloniki sehen?“

„Nicht die Stadt. Die wird von den Bergen verdeckt. Aber einen Teil des Golfes können Sie sehen. Der Nebel zieht gerade ab.“

Mit einem Sprung bin ich im Graben. Das Glas ist auf den Horizont gerichtet. Bergwand schiebt sich hinter Bergwand. Alles graublau. Aber zwischen zwei Wänden leuchtet ein heller Streifen auf. Er

Digitized by Google

zieht quer durch die Mitte des runden Sehfeldes. Wie das Auge auf ihm ruht, wird er heller und heller. Zwei graue lange Körper treten hervor — zwei Schiffe. Sie gleiten langsam von rechts nach links durch die Fläche, die das Meer ist. Immer heller wird die Fläche. Das Meer erglänzt zu einem silbernen Streifen. Zitternd wandert das Rohr den Schiffen nach, bis sie langsam hinter dem Gebirge verschwinden.

Einen Augenblick ist alles stumm. Liegen dort drüben englische Tommies an Deck oder französische Poilus? Bauen sie ab oder beißen sie sich fester in dieses Mündungsland? Dies also das Meer, das Meer von Saloniki, an das wir immer dachten, monatelang, bei jedem Schritt, den wir südwärts taten. Das ist der Golf und hinter jenem blauen Berge um die Ecke die Stadt, um die Millionen Gedanken kreisen. Das alles ist die weite Festung des Generals Sarrail. Vor jenem schmalen Wasser kreuzt vielleicht ein deutsches U-Boot. Dort prasselten die Bomben des letzten Zeppelin gegen die Flotte der Alliierten herab. Und der weiße Streifen riß unsere Gedanken höher und weiter. Wir sahen die deutschen und feindlichen Gräben im Tal nicht mehr, hörten das Sprengen auf den Bergen, den Einschlag unserer Granaten nicht mehr. Über das Sumpfland der Kampania westwärts wanderten unsere Gedanken nach Valona und Durazzo, die lange Front hinauf nach Görz und Toblach, über die Schweiz hinweg nach den Vogesen und der Maas, an die Somme und die Yser — bis an das Meer — eine endlose Front. Und das ist nur die eine Hälfte. Die andere beginnt an den Küsten Kleinasiens und endet hoch im Norden bei einer Strandwache an der Ostsee.

Der Gebirgskamm, der uns die Aussicht hinter dem Golf abschnitt, war das Massiv der Chalzidize-Halbinsel, dessen westlichster Ausläufer das Kap Kara Burun bildet. Noch einmal tauchten die Umrisse eines großen Dampfers auf — diesmal von Ost nach West gleitend, also den Golf verlassend. Dann senkte sich der gelbe Wulst der Wolken wieder auf das Bild. Auch die Schneewand des Olymp ward gelb und grau. Das Ganze verschwand wie eine Vision.

Dafür traten jetzt im Spiel der Sonne die Dörfer und Seen des Wardartales klarer ins Licht. Vor andern Gewgheli, die letzte Stadt vor der griechischen Grenze. Ein braunweißer Häuserfleck — mit einer langen Wardarbrücke, einem zerschossenen Bahnhof, einer großen ausgebrannten Fabrikanlage. Das weiße Geröllbett des Wardar leuchtet durch die Ebene, bis der Fluß in einer Felsenschlucht verschwindet. Gleich am westlichen Ufer des Wardar, bei dem von Franzosen besetzten griechischen Orte Majandag, beginnt, steil anstrebend, das Hochgebirge. All diese Dörfer und Hügel da unten, die teilweise gar keinen Namen haben, werden bei dem Beginn des Kampfes um Saloniki ihre große Rolle spielen.

Wer die glänzend ausgebauten deutschen Stellungen in diesem wichtigen Hügellande gesehen hat, weiß, daß sie zum Angriff wie zur Ver-

Digitized by Google

teidigung jeden Augenblick bereit sind. Aber wer von einer dieser braunen Kuppen einen Blick in das Vorgelände der Sarrailschen Festung getan hat, der weiß auch, daß ein Angriff auf Saloniki eine blutige Aufgabe sein würde. Hügel hinter Hügel, Schluchten, Seen, Sümpfe müssen genommen werden, ehe die Küstenebene erreicht ist, die unter dem Schutze der feindlichen Großkampfschiffe liegt. Diese Schwierigkeiten werden zwar die verbündeten Heere nicht abhalten, den Angriff auf das Ententelager dann zu eröffnen, wenn die Stunde es fordert, aber sie sollen auch von denen bedacht werden, die leichten Sinnes zu Hause sitzen und fragen, warum man hier unten „die Franzosen nicht einfach ins Meer wirft".

Abschied vom Balkan

........, April 1916.

Morgengrauen in Gewgheli. Über Majandag, wo die französischen Batterien stehen, röten sich die Gipfel der griechischen Berge. Auf dem zerschossenen Minarett der Stadt hockt ein schmutziger Marabu. Langsam reckt er sich und schlägt mit den Flügeln. Die Nachtpatrouille reitet in den Hof. Zwei hagere Ulanen. Sie kommen von der Grenze. „Nichts Neues?" — „Nein, Herr Rittmeister!" — „Sind die Griechen noch in D.?" — „Jawohl, Herr Rittmeister!" — Die Ulanen sind abgesprungen und ziehen ihre Pferde in den Stall. Der erste Strahl der Morgensonne fällt auf ihre nächtlich müden, grauen Gestalten.

Abschied vom Balkan! So nahe vor Saloniki, daß wir die Schiffe im Golf und fast den Rauch der Häuser sehen. Abschied von Griechenland! Zwei große Ölflecke schwimmen auf dem Doiransee — zwei Flugzeuge liegen auf seinem Grunde. Abschied von den kahlen Bergen, den Maulbeerbäumen, den Hammelherden, den bunten Bäuerinnen Mazedoniens! Abschied von den Moscheen und Minaretts, den Basaren und Türkenkindern, die so oft zum Spaß ihren roten Fez unter unsere Autoräder warfen! Abschied auch von unseren Balkansoldaten! Der heiße Sommer kommt. Die kahlen Berge brennen aus. Die Soldaten werden ihre harte Pflicht tun — in der stillen Schlacht des Stellungskrieges — und an dem Tage, wo der blutige Tanz der Geschütze und Kompagnien gegen die Linien von Kukus anhebt.

Demirkapu. Auf einem offenen Güterwagen liegend, rollen wir durch das „Eiserne Tor" Mazedoniens, wo die Berge das Wardartal zu schauerlicher Enge zusammengedrängt haben. Wir rollen an Krivolac vorüber, einem unscheinbaren braunen Dorfe abseits der Straße, aber blutigen Angedenkens für die Franzosen. Vollbeladene Züge kommen, stehen und gehen — bulgarische und belgische, ungarische und bayrische Wagen friedlich hintereinandergekuppelt. Ohne mehr als ein

Digitized by Google

Dutzend Vokabeln zu wissen, unterhalten sich unsere Soldaten mit den braunen Söhnen der Maritza stundenlang — in der natürlichen Sprache der Gesten, der Sinne, des Herzens.

In Veles erreicht uns das große Gepäck — all das, was sich in einem halben Balkankriegsjahr bei einem angesammelt — Schafpelze, Feldbetten, Kochgeschirr, gefüllte Zeltbahnen — alles sauber, entlaust und entseucht. Vieles werden wir in Frankreich nicht nötig haben. Aber wann kehren wir hierher zurück? Da liegt die Stadt mit den steilen Gassen zum letztenmal vor uns. Als wir kamen, war Winter. Jetzt brennt tropische Sonne — auf unserem Handrücken sammeln sich Schweißperlen — die Soldaten laufen im Drillichanzug — das Wardarwasser wird seicht — alle Bäume blühen. Oben, vom westlichen Stadthügel, grüßt ein kleiner deutscher Soldatenfriedhof.

Immer vorwärts zieht der Zug uns über Üsküb hinaus — rauf in den Sattel von Vranje, an Kumanovo und Predejana vorbei. Im Morgengrauen leuchtet die neue, helle Paßstraße, die deutsch-bulgarischer Fleiß hier gebaut. Niemand denkt mehr an die unsagbaren Schwierigkeiten und Gefahren, unter denen unsere Salonikiarmee hier einst in Kälte und Regen — man findet keinen anderen Ausdruck — durchgeschleust worden ist.

Nun beginnt das eigentliche Serbien. Der Kessel von Nisch taucht auf, die Moravabrücken bei Stalatsch und Cuprija. Noch einmal wird an diesen Bergen und Dörfern der Vormarsch des vergangenen Herbstes lebendig. Unsere stürmisch drängenden Heeressäulen, die den Gegner vor sich her trieben, unsere unermüdlichen Kolonnen, die über Schmutz, Schlamm und steile Pfade unvergeßliche Siege erfochten. Aber auch das Elend der darbenden Flüchtlinge, der verhungernden Gefangenen, die ganze serbische Tragödie wird lebendig. Nun zieht der Frühling über die Schumadija hin. Tausend weiße Pflaumenbäume blühen. Auf den Ruinen wächst frisches Grün. Und durch die verlassenen Schützengräben schneidet der Pflug, von fleißigen Frauenhänden gesteuert.

Welch ein Märchen war der Balkanzug vor drei Monaten! Heute rasseln wir über die Belgrader Eisenbahnbrücke, als wären wir in Köln oder an der Elbe. Belgrad atmet wieder. Die Schiffe pfeifen und ihre Räder werfen das gelbe Donauwasser in hohen Wellen hinter sich. An den Mauern klebt ein frisches Plakat: allen Internierten ist die Rückkehr in die Heimat gestattet worden. Serbien soll nicht mehr ein Land von Frauen, Kindern und Greisen sein.

Und nun sind wir in Europa. Der fette Boden der ungarischen Bacska dehnt sich links und rechts der Bahn ins Endlose. Im weinberühmten Karlowitz setzen die Reben an. Peterwardein und Maria-Theresiopel huschen grüßend vorüber. Schneller und schneller reißt uns die Nacht nordwärts. Abschied vom Balkan. Abschied vom Ungarland. Der Nabel der Welt liegt wieder im Westen.

Digitized by Google

Bücher
von Dr. Adolf Köster
aus dem Verlag von Albert Langen, München

Die stille Schlacht

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. 3. Tausend.

Preis geheftet 1,50 Mark, gebunden 2 Mark

Frankfurter Zeitung: Die bange Frage beim Erscheinen jedes neuen Kriegsbuchs: „Habe ich's nicht schon zehnmal gelesen, kann es mir noch etwas bieten?" darf hier getrost mit dem Hinweis auf die Verschiedenheit der mechanischen Wiedergabe im Lichtbild und der seelischen Wiedererschaffung im Bilde beantwortet werden. Wie wir im guten Bilde Berg und Tal, Wald und Ackerbreite immer wieder mit Freude und Bereicherung beschauen können, so auch in diesen Kriegsbildern unser Männervolk draußen, wie es liebt und leidet, wie es kämpft und ruht. Der Genuß ist ein ungetrübter, denn der Verfasser geht in seinem Werke auf und die Schilderung sitzt am Gegenstand, wie das gute Kleid an der schönen Frau ... Die Zurückhaltung des Verfassers gegenüber dem Schaurigen ist äußerst wohltuend, sein Mitempfinden ist immer männlich gefaßt, und doch fühlen wir, wie ein meisterhaft geführter Bogen über die straffen Saiten unsrer Seele streicht.

Dresdner Volkszeitung: Kapitel sind darin, die der Novellist Köster zu gleichnishaften Skizzen formt und Geschehnisse werden gestaltet, die er ins Bleibende, Typische vertieft. Das Menschlich-Feinste und Packendste von alledem ist wohl der hymnische Bericht vom kleinen Vorpostenboot, das, gegen eine Übermacht tapfer kämpfend, auf den weißen Grund des Meeres sinkt ...

Die zehn Schornsteine

Erzählungen

Preis geheftet 3,50 Mark, gebunden 5,50 und 7 Mark

Neue Hamburger Zeitung: Der erste Band eines neuen Mannes, aber erstaunlich in seiner Reife und von so starken Vorzügen, daß eine ganze Reihe altbekannter Namen davor erblaßt. Dieses Buch anzuzeigen ist eine Freude, wie sie einem im Laufe eines Jahres nicht oft blüht. Über das Inhaltliche dieses Buches will ich nur das eine sagen, daß es reich und vielseitig ist und doch immer auf die Person des Dichters zurückweist: das Krasse wie das Sanfte, das Dumpfe wie das Klare ... Mehr noch als das Einzelne gilt hier der Zusammenklang, und der ist tief, voll, schwer von Seele.

Digitized by Google

Die bange Nacht

Roman. 2. Tausend.

Preis geheftet 4,50 Mark, gebunden 6,50 Mark

Saale-Zeitung: Es ist keine alltägliche Unterhaltungslektüre; wichtige Probleme, die gerade unsere Zeit beschäftigen, werden erörtert. Der Theologe und der Pädagoge, der Sozialpolitiker und der Sexualethiker werden mit gleichem Nutzen und Genuß darin lesen, sofern sie fähig sind, Vorurteile beiseite zu lassen. Das Leben eines Menschen von der Wiege bis zum Abschluß der akademischen Laufbahn zieht an uns vorüber. Die Entwicklung des Sexualempfindens bildet das Hauptthema des Buches. Ohne Prüderie, ohne zelotische Voreingenommenheit läßt der Dichter als ein Verstehender in die inneren Kämpfe des in der Kraft der Jugend stehenden Steen hineinblicken. Früh lernt er das Gemeine kennen. Aber sein besseres Ich sträubt sich dagegen. Die Demimondäne, die den Jüngling in der Fremde, in Kopenhagen, in ihr Haus lockt, erfüllt ihn mit Ekel. Ein von naturwüchsiger Kraft erfülltes dänisches Mädchen wird sein erstes Erlebnis. Aber die Unruhe dauert fort, sie erfüllt die Wanderjahre, bis er seine Jugendgeliebte wiederfindet. Gleich einem neuen Land liegt die lichte Zukunft vor beiden, deren Blick durch reiche Lebenserfahrung geläutert ist. — Adolf Kösters Stil ist persönlich. Urwüchsig, ja derb, wo es dem Gegenstand entspricht, erhaben und voll hymnischen Schwunges, wenn er den Leser teilnehmen läßt an der Schönheit der Dichtungen des klassischen Altertums, die sich dem jungen Steen erschließen, oder wenn er die Natur, insbesondere die Landschaft von Schleswig-Holstein, schildert, deren geheimstes Leben und Weben er belauscht. Das Buch ist voll von feinen psychologischen Beobachtungen, und nur ein Dichter mit einem reichen seelischen Erleben und der Fähigkeit zur introspektiven Analyse kann ein solches schreiben.

Hannoverscher Courier: Adolf Köster, der durch seine „Zehn Schornsteine" schon bekannter gewordene Autor, tritt mit einem neuen Werk hervor, einem Roman. Auch hier haben wir eine große Verheißung ... Die persönliche Art, wie dies alles geschildert ist, vor allem die subjektive Sprache, ergötzt und fesselt. Mehr als einmal ist das Geschlechtliche, ja das Zotige stofflich derart, daß es abstieße, würde es nicht durch die unbefangene Art der Darstellung erträglich gemacht: erträglich, verzeihlich sogar, weil menschlich. — In vielem hat mich das Buch dieses Niederdeutschen an den Jörn Uhl gemahnt, und nicht zuungunsten Steens (des Helden). Kurz, es ist ein vorzügliches Werk, das man nicht angelegentlich genug empfehlen kann.

Hamburger Fremdenblatt: ... Nun haben wir einen Roman aus seiner Feder, der nicht nur als Kunstwerk starkes Interesse abverlangt, sondern auch kulturelle und persönliche Dinge von hoher Lebendigkeit übermittelt. Man liest das Buch, das reich an Schönheiten, Poesien und Nachdenklichkeiten ist, mit einer herzlichen Freude an der Kraft und der Fülle des Lebens, die es strahlend offenbart.

Digitized by Google

Brennendes Blut

Kriegsnovellen. 5. Tausend

Preis in Pappband 1,25 Mark

Vossische Zeitung: Kösters Kriegsgeschichten fesseln den besseren Leser, weil sie an Erfindung arm sind. Wer zum Weltkrieg dazudichtet, verkleinert ihn (und sich)! Köster führt Menschenschicksale aus Flandern, aus Serbien, aus unseren Heeren vor, ohne den Ereignissen absichtliche Pointen zu geben. Aber sein Auge sieht schon die Andeutungen des Schicksals, und er begnügt sich damit in seinen Erzählungen. Alle diese Erzählungen sind nicht zurechtgestutzt, nicht witzig geschliffen; überall waltet die Diskretion eines sicheren Geschmackes, der sich mit Andeutungen begnügt.

Berliner Tageblatt: Adolf Kösters Geist spiegelt die erschütterte Welt nicht so sehr in der Einzelseele, als in der Allgemeinheit. Er sieht und erkennt, daß die Welt von ewig ehernen Gesetzen regiert wird, die solche gewaltigen Zusammenbrüche und Katastrophen unausbleiblich mit sich bringen. Ein Künstler, der sich, trotzdem oder besser weil er den Krieg selbst miterlebt hat, so sehr über das äußere Ereignis zu erheben vermag, der sich durch seine glühende Vaterlandsliebe das objektive Urteil nicht verwirren läßt, verdient ganz besondere Hervorhebung in unseren aufgewühlten Tagen.

Der Tod in Flandern

Kriegsnovellen. 7. Tausend

Preis in Pappband 1,25 Mark

Magdeburgische Zeitung: Kösters etwas schwerblütige grüblerische Art ist angesichts des oberflächlichen Kitsches in patriotischer Aufmachung, der sich, Gott sei's geklagt, übermäßig breit zu machen beginnt, ein Gegengewicht, dessen Druck sich der Leser willig unterzieht, sofern ihm der Krieg auch ein innerliches Erlebnis ist. Da findet Köster nun sofort den Weg zum Herzen, er predigt, nicht in tönenden Worten, aber in erhebender Sprache, von der Größe und Schönheit des Deutschtums, von Kultur und Gesittung im edelsten Sinne, von Vaterlandsliebe und deutscher Gradheit und Ehrlichkeit.

Vossische Zeitung: Frische, nachdenkliche Geschichten, oft an seinen Roman von der „bangen Nacht" erinnernd; zuweilen bleibt er an der Oberfläche, zuweilen klingt Tieferes auf oder wenigstens das Suchen nach der Tiefe. Die Aktuellität drängt sich nicht vor, sie gibt nur den Rahmen; so liest man die Erzählungen von den vier Primanern oder die hübsche Skizze von dem jungen Feldprediger mit ähnlichem Anteil, wie etwa gut geschriebene Feldpostbriefe. Das Gegenständliche ist hier zum Rang des Tatsächlichen erhoben.

Druck von Hesse & Becker, Leipzig
Einbände von E. A. Enders, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06458 5915

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Digitized by Google